





**OKTOBER 1961**  
**MEINE FLUCHT**  
**DURCH DIE**  
**BERLINER KANALISATION ...**



**... AM CHECKPOINT CHARLIE**

---

Erinnerungen von Michael Synowzik

©2013 by Michael Synowzik  
Raiffeisenstraße 2 · 40878 Ratingen  
Deutschland (Germany)

Telefon 0 2102-84 29 91  
Telefax 0 2102-84 32 33

Bestellmöglichkeit per Mail im Internet:

Mail: buch@michaelsynowzik-kanalflicht1961.de

www.michaelsynowzik-kanalflicht1961.de

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist in seiner Gesamtheit, einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.

Kein Teil dieses Buches darf in irgendwelcher Form (Druck, Fotokopie, oder einem anderen Vervielfältigungsverfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Autors und Herausgebers, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet oder vervielfältigt werden. Widerrechtliche Nutzung oder Vervielfältigung des Materials, Textauszügen oder Bildarstellungen sind strafrechtlich unter Beachtung der Urheberrechte verboten.

Eine erweiterte Nutzung der Inhalte, Internet, Verfilmung oder Speicherung auf sonstigen Datenträgern nur unter ausdrücklicher Zustimmung des Autors und Herausgebers.

Irrtümer und Änderungen vorbehalten.

---

1. Ausgabe Oktober/November 2013

ISBN 978-3-00-035473-1

## Personen und Markenzeichen



Allen Bemühungen zum Trotz ließen sich einige meiner aufgeschriebenen Erinnerungen nicht mit Dokumenten oder sonstigem Bildmaterial lückenlos belegen. Aus Datenschutzgründen und zur Wahrung von Persönlichkeitsrechten wurde Namen von Personen verfremdet, deren Erlaubnis zur Veröffentlichung ich nicht einholen konnte. Sie sind verstorben, oder ihr Aufenthalt ließ sich ermitteln. Erwähnte, zurückliegende Zeitzeugenerinnerungen sind Gedächtnisprotokolle. Die damaligen Begebenheiten sind aus meinen stellenweise fast fotografischen Erinnerungen aufgezeichnet. Einige wenige Lücken sind aufgrund der zurückliegenden Jahre nicht zu vermeiden. Inhaltlich wird mein Bericht in seiner Schilderung davon nicht wesentlich beeinflusst.

Ein großer Anteil meiner Erinnerungen wurden während meiner Recherchen, bei Gesprächen mit damaligen Schulkameraden, von einigen Behörden angeforderten Dokumenten und einer beachtlichen Zahl von Personen die mich bei meinen langjährigen Nachforschungen unterstützten, im Nachhinein bestätigt.

Junge Menschen, Freunde und Bekannte äußerten den Wunsch, ich möge doch meine dramatischen Erlebnisse in einem Buch zusammenfassen.

Sie motivierten mich als Zeitzeuge, meine persönlichen Erlebnisse interessierten Lesern zugänglich zu machen. Für mich als autodidaktischen Erstautor eine besondere persönliche Herausforderung.

An dieser Stelle möchte ich meinen herzlichen Dank an alle an diesem Buchprojekt beteiligten Personen und Institutionen aussprechen.

Produktinformation und Hersteller-Copyright:

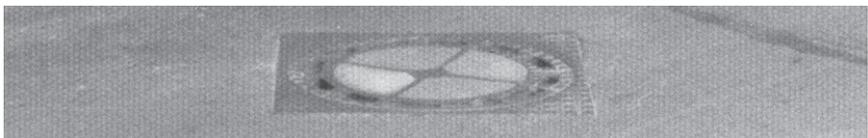
Eventuell genannte Namen und Markenzeichen von damaligen DDR-Firmen sind eingetragene Warenzeichen der damaligen DDR.

Alle sonstig erwähnten enthaltenen Marken und Produktnamen sind eingetragene Warenzeichen und Produktbezeichnungen der jeweiligen Hersteller.

Irrtümer und Änderungen vorbehalten.

Verwendetes Bildmaterial wurde über Bildagenturen, Bildarchive, urheberrechtlich erworben oder ist eigenes Foto- und Filmmaterial.

Zeichnungen und Skizzen von Straßenzügen und Örtlichkeiten wurden von mir erstellt, und in Eigenproduktion gefertigt.



## Dokumente überstanden den Weg durch die Berliner Abwasserkanalisation.



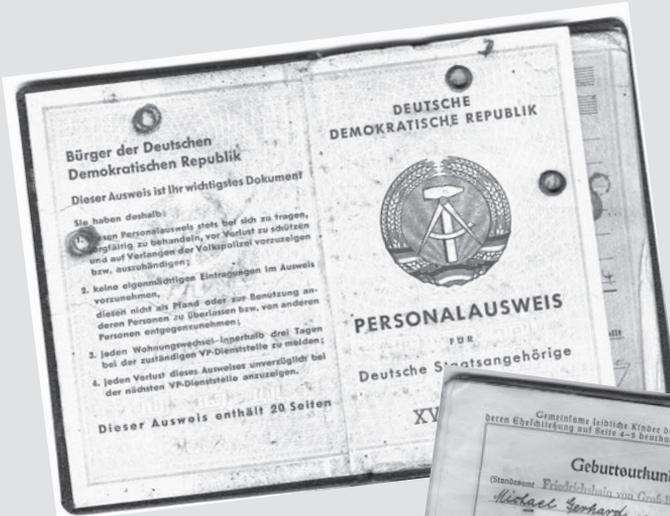
Stumme Zeugen meiner  
Flucht durch die Berliner  
Abwasser-Kanalisation.

Wasserflecken hinterlassen  
unübersehbare Spuren  
auf den mitgenommenen  
Dokumenten.

# Inhalt: 1. Buchabschnitt – die Flucht

Verehrte Leserin, verehrter Leser .....	1
Buch-Einleitung .....	3
Personen-Kurzprofile Oktober 1961 .....	5
Personen und Hersteller-Copyright .....	9
<b>1. Kapitel: Keine Alternative – uns blieb nur die Flucht!</b> .....	11
Berlin-Mitte im August 1961 .....	13
Mein Bruder und sein Freund verschwanden spurlos .....	21
Wir mussten fliehen – nur wie? .....	25
Eine Entscheidung wurde getroffen – die Vorbereitungen .....	33
<b>2. Kapitel: Der erste Fluchtversuch scheiterte</b> .....	55
Endlich ging es los! .....	57
Stundenlanges Warten im Versteck .....	63
Ein Volkspolizist – Unsere Flucht scheiterte kläglich .....	69
Die Woche danach in der Schule .....	75
<b>3. Kapitel: Der zweite Fluchtversuch scheiterte</b> .....	77
Der zweite Versuch – erneutes Warten im Versteck .....	79
Einstieg in den Abwasserkanal – Dramatischer Abbruch .....	83
Das Versteck rettete uns – Hartmut verschwand spurlos .....	93
Mein Vater gab resigniert auf – ich nicht! .....	97
Wieder in der Schule – ich »rastete völlig aus« .....	99
<b>4. Kapitel: Der dritte Fluchtversuch</b> .....	105
Fluchtplan ändert sich – Mein Abschied von zuhause .....	107
Stundenlanges Warten – Ereignisse überschlugen sich .....	111
Abstieg in den Abwasserkanal – ein langer Weg .....	119
Scheitert unsere Flucht an einem Eisengitter? .....	135
Gefangen im Abwasserkanal – verzweifelt, fast ertrunken .....	157
Überglücklich – Wir sind in »West-Berlin« .....	165
<b>5. Kapitel: Ein neues Leben beginnt in West-Berlin</b> .....	171
Meine ersten Schritte im »Westen« .....	173
Im Notaufnahmelager Berlin-Marienfelde .....	179
Ausfliegen nach West-Deutschland .....	183

**Dokumente überstanden den Weg  
durch die Berliner Abwasserkanalisation.**

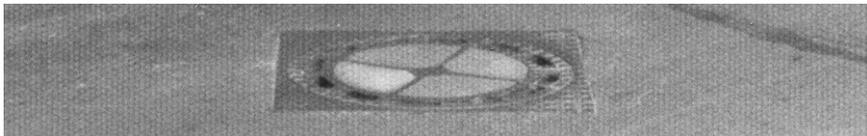


Wasserflecken hinterlassen  
unübersehbare Spuren  
auf den mitgenommenen  
Dokumenten.



## Inhalt: 2. Buchabschnitt

<b>6. Kapitel: Ost- und West-Episoden</b> .....	185
Das »System« gestaltete mein Kinderleben .....	187
Der »DDR-Staat« stahl unsere Erdbeeren .....	203
August 1961 – so erlebte ich den »Mauer-Bau« .....	207
Mein persönlichen Fluchtgründe .....	211
Die Hilfen zum »Vergessen« .....	215
<b>7. Kapitel: Hintergründe und Informationen</b> .....	221
Mein Vater ohne Zukunftsperspektive .....	223
Abenteuerliches Fluchtvorhaben meines Bruders .....	229
Unser Fluchtunternehmen im Rückblick .....	241
Was wurde aus den beteiligten Personen .....	259
Dank an Helfer und Mitwirkende .....	261
Fotoseiten .....	265





## Verehrte Leserin, verehrter Leser,



Sie haben sich für dieses Buch entschieden, meinen Dank für das von Ihnen gezeigte Interesse an meinem Erlebnisbericht.

Mehr als ein halbes Jahrhundert vergingen zwischen dem Bau der Berliner Mauer im August 1961 und meinem Entschluss dieses Buch zu schreiben.

Am 50. Jahrestag des Mauerbaus, im August 2011 wurde diesem tragischen Teil deutsch-deutscher Geschichte gedacht.

Nach der Grenzziehung zwischen Ost und West wurde auch ich Opfer dieser durch den Staatssekretär der damaligen "DDR", Walter Ulbricht, quer durch Berlin errichteten Sperranlagen.

Aus einer Vielzahl von Gründen mussten mein Vater und ich, begleitet von seiner Lebensgefährtin, den Ostteil der Stadt auf abenteuerlichem Weg verlassen.

Die Abwasserkanalisation tief unter den Straßen Berlins, sollte uns in den freien Teil der Stadt führen.

Meine Familie wurde völlig unerwartet vor die Entscheidung gestellt unsere angestammte Heimat, Freunde und Bekannte, durch Flucht nach Westen Berlin, für unbestimmte Zeit zu verlassen.

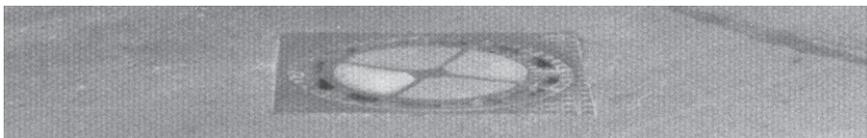
Ich wurde von vielen an diesem Geschichtsthema Interessierten gebeten, dieses einschneidende persönliche Erlebnis als lebender Zeitzeuge aufzuschreiben und der breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

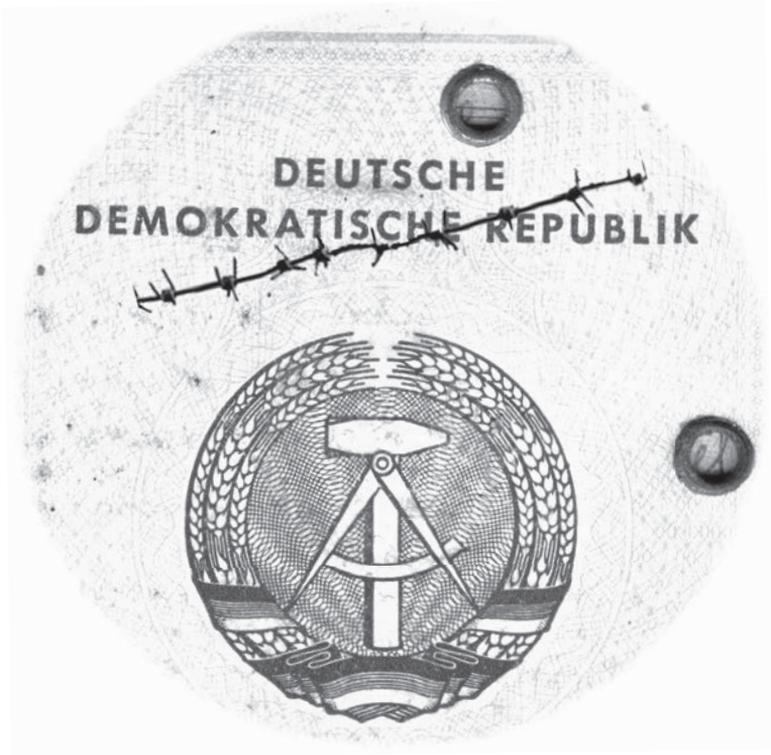
Meine Lebensgeschichte reiht sich ein, in viele bekannte und unbekannte Schicksale von Bürgern der damaligen DDR, die so wie wir, unter der gnadenlosen Teilung Deutschlands leiden mussten.

Sie erfahren, wie wir unter großer Gefahr einer vorzeitigen Entdeckung, die nötigen Vorbereitungen zu diesem waghalsigen Fluchtunternehmen trafen.

Drei verzweifelte Fluchtversuche unternahmen wir um mit letzter Kraft den freien Teil der Stadt, West-Berlin endlich zu erreichen. Meine damaligen Erlebnisse als 13-jähriger Junge sind über ein halbes Jahrhundert zurückliegend, tief in mir vorhanden ohne zu verblassen.

Jahrelange intensive Recherchen, vorhandenes Bildmaterial, Zeichnungen, auf unserer Flucht mitgeführte Dokumente und Gegenstände, sind Zeugen eines beschwerlichen Weges, der lediglich nur von Ost- nach West-Berlin führen sollte.





## Einleitung zum Buch



Der erste Teil des Buches beschreibt unsere Fluchtversuche, die zugehörige Planung und notwendigen Vorbereitungen. Um den chronologischen Ablauf nicht zu unterbrechen, werden nur direkt mit dem Fluchtunternehmen zusammenhängende Ereignisse oder Beschreibungen erwähnt.

In einzelnen Kapiteln finden Sie Kurzinformationen oder Querverweise zu weiterführenden Informationsquellen, ergänzend zum Buchinhalt.

Episoden aus zurückliegender Zeit, Hinweise und ausführliche Erläuterungen sind in den zweiten Teil des Buches ausgelagert.

In vielen Gesprächen werden immer die gleichen Fragen an mich gerichtet:

Warum seit ihr aus der DDR geflüchtet?

Wie kannst du dich nach den vielen vergangenen Jahren noch so gut erinnern?

Hattest du als kleiner Junge keine Angst?

Was ging in dir vor, bei dem Gedanken alles hinterlassen zu müssen?

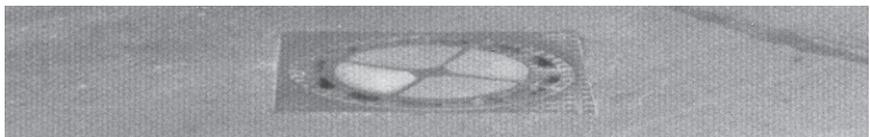
Hat von euren Fluchtplänen wirklich niemand etwas geahnt oder gewusst?

Wie war die Zeit im Westen, kurz nach der gelungenen Flucht?

Auf diese Fragen finden Sie im zweiten Buchteil entsprechende Antworten.

Aufbau, Beschaffenheit oder technische Erläuterungen der Ost-Berliner Grenzanlagen werden in meinem Erlebnisbericht nicht gesondert erwähnt.

Davon ausgenommen sind Sperrmaßnahmen, welche in direktem Zusammenhang mit unserem Fluchtunternehmen standen.





## Personen-Kurzprofil Oktober 1961



### **Michael Synowzik, Buchautor**

Geboren 1948 in Berlin-Friedrichshain.

Am 10. Oktober 1961, im Jahr unserer Flucht, gerade das 13. Lebensjahr erreicht.

Bis 1959 die Grundschule auf der Albrechtstraße und ab 1960 bis zur Flucht, die 6. Klasse der 10. Oberschule auf der Hannoverschen Straße besucht.

Beide Schulen befanden sich in Berlin-Mitte.

### **Otto Synowzik, mein Vater**

Geboren 1912 in Groß-Kessel, Ostpreußen,

im Jahr unserer Flucht das 49. Lebensjahr erreicht.

Seit dem Tod meiner Mutter 1955 alleinstehend.

Gelernter Schneider, parteilos, SED-kritisch eingestellt.



### **Susie W., Lebenspartnerin meines Vaters**

Alter ca. 45 Jahre.

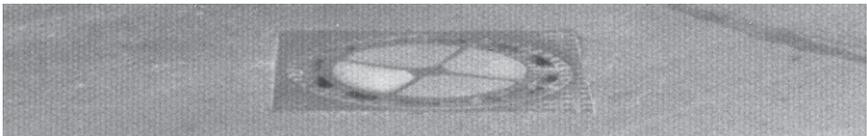
Kriegerwitwe mit drei erwachsenen Kindern.

Sie wohnte uns gegenüber im gleichen Wohnblock.

Im Buch nenne ich sie »Tante Susie«.

Zu meiner Familie bestand kein verwandtschaftliches Verhältnis. Ich mochte sie sehr gern und sah in ihr eine zweite liebevolle Mutter.

Name aus Datenschutzgründen verändert.





## Personen-Kurzprofil Oktober 1961



### **Hartmut M.**

Im Jahr 1961 vermutlich etwas über 20 Jahre alt.  
Nach seinen Angaben ein Arbeitskollege und  
Freund meines Bruders.

Hartmut gab vor, Mitarbeiter der Staatssicherheit  
der DDR (Stasi-Mitarbeiter) zu sein. Er schloss sich  
nach eigenen, verworfenen Fluchtplänen unserer  
Fluchtgruppe an.

Hartmut M. bereitete mit meinem Bruder und dem Sohn von Susie W. Winfried,  
eine Flucht mit selbst hergestelltem Sprengstoff vor.  
Der Plan wurde verworfen und vorzeitig aufgegeben.  
Beim zweiten gescheiterten Fluchtversuch wurde Hartmut vermutlich verhaftet.

-----

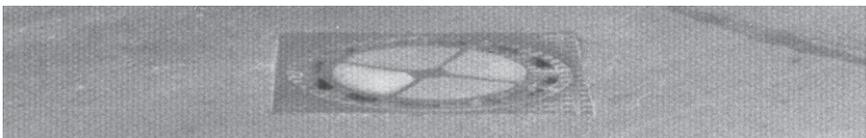
Name aus Datenschutzgründen verändert.

### **Peter Synowzik, mein Bruder**

Geboren April 1942 in Ost-Berlin.

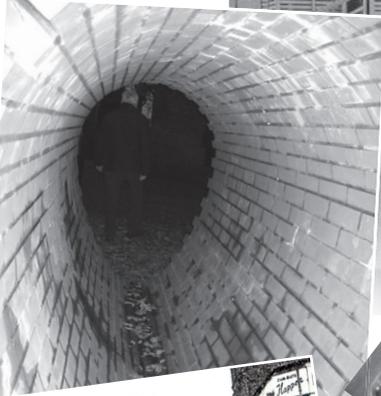
1960 erreichte er mit 18 Jahren, nach damaligem  
DDR-Recht, die Volljährigkeit und zog aus unserer  
Hausgemeinschaft. Er wohnte in eigener Wohnung,  
nur wenige Straßen von uns entfernt.

Das Verhältnis zum Vater war unüberbrückbar gestört.





# Jedes Bild hat seine Geschichte.



**KREIS REESER POST**  
 Nr. 19 - Dienstag, 22. Januar, 1962 WESSEL

## Luft durch die „Unterwelt“ Berlins

**Fast acht Stunden im Abwasserkanal zugebracht / Rettung in letzter Minute**

**„Die verließen mich die Kräfte“**

In dieser aussergewöhnlichen Situation blieb uns nur noch eine. Wir bestanden. Während Unterwerdung dem „Vogel“ durch die Kanäle, konnten wir nicht mehr weiter gehen. Die Kanäle waren überfüllt mit Schlamm und Wasser. Die Luft war stickig. Die Dunkelheit war so dicht, dass wir nicht mehr sehen konnten. Die Kräfte ließen nach. Die Rettung kam in letzter Minute.

Fast acht Stunden lang hatten die drei Piloten im Abwasserkanal zugebracht, bis das Licht der Freiheit erhellte. „Als wir den Kanal verließen, hatten wir uns mit dem Leben abgefunden. In lag in Gottes Hand schickte Gott.“



Bildquelle: Autoren-Fotos 1960-2012.





# **1. Kapitel**

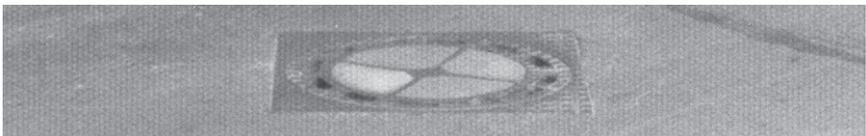
***Keine Alternative – uns blieb nur die Flucht!***

Berlin-Mitte im August 1961

Mein Bruder und sein Freund verschwanden spurlos

Wir mussten fliehen – nur wie?

Eine Entscheidung wurde getroffen – die Vorbereitungen





## **Keine Alternative – uns blieb nur die Flucht!**

Berlin-Mitte im August 1961



### ***Ost-Berlin-Mitte, die Reinhardtstraße. Hier begann alles!***



*Blickrichtung zum Anfang der Reinhardtstraße, am hinteren Bildende erkennbar. An dieser Stelle mündet sie in die Friedrichstraße. Auf der linken Seite, in Höhe des Autos, befand sich die Botschaft Polens und der Haupteingang zum großen Krankenhauskomplex der »Berliner Charité«.*

Bildquelle: Margit und Burkhard Ewald, Berlin · Datum: ca. 1959/1960

Hier lebte ich. Hier begann alles. Mein Zuhause, meine Schule, die Freunde, Bekannte, mein bisheriges Leben in Berlin-Mitte, alles musste ich hinter mir lassen. Dazu die Gewissheit nie wieder zurückzukehren. Drei verzweifelte Fluchtversuche waren nötig, bis wir endlich das erhoffte Ziel, den freien Teil der Stadt, das freie West-Berlin erreichten.

Bei jedem unserer Fluchtversuche verließ ich als Letzter die Wohnung, schloss gewissenhaft die Tür ab, mit dem Gedanken: »Es ist ein Abschied für immer.« Die Hoffnung mit meinem Vater und seiner Lebensgefährtin ein neues Leben im Westen zu führen, war größer als der Abschiedsschmerz. Ich ahnte jedoch nicht, welch unglaublich schweren Weg wir gemeinsam, tief unter den Straßen von Berlin, vor uns hatten.

Wir wohnten auf der Reinhardtstraße in Ost-Berlin, fast im Zentrum von Berlin-Mitte, nur wenige Hundert Meter entfernt von der im August 1961 errichteten Grenzmauer. Ganz in unserer Nähe befanden sich die Friedrichstraße mit seinem großen S- und U-Bahnhof »Friedrichstraße«, das Brandenburger Tor, das »Rote Rathaus«, der bekannte »Friedrichstadtpalast«, die »Charité«, ein damals wie heute führendes Krankenhaus. Etwas entfernt die Prachtstraße »Unter den Linden« und andere bekannte Ost-Berliner Sehenswürdigkeiten.

Natürlich hatte der Zweite Weltkrieg seine Spuren hinterlassen. In vielen Straßen standen hässliche Ruinen zwischen alten und noch bewohnten Häusern. Die Nebenstraßen versanken oft »grau-in-grau«. Die durch Berlin fließende Spree bildete am Ende unserer Straße einen natürlichen Grenzverlauf. Eine alte Brücke mit höfisch klingendem Namen »Kronprinzen-Brücke«, führte an dieser Stelle über den nicht sonderlich breiten Fluss, direkt in den angrenzenden West-Berliner Bezirk Tiergarten. Vor Errichtung der Grenzanlagen war sie für Kraftfahrzeuge aller Art gesperrt, Fußgänger und Radfahrer konnten sie jedoch nach oberflächlicher Kontrolle durch Ost-Berliner Grenzbeamte in beiden Richtungen fast ungehindert überqueren. Auf West-Berliner Seite befand sich das »Reichstagsgebäude«, weiter entfernt das »Sowjetische Ehrenmal«, die »Kongresshalle« und die elegante »Siegessäule«. Oft suchte ich mit dem Fahrrad diese interessanten Ort auf.

Plötzlich wurde mit Stacheldraht, hölzernen Sichtblenden und bewaffneten Grenzsoldaten der Weg über die Brücke versperrt. Die Wachtposten verboten oft mit barschem Ton, sich dem Fluss zu nähern. Sie hinderten mich daran nur einen Blick in das Wasser, oder neugierig über die Grenze in den Westen zu schauen. Die Trennung von Ost- und West-Berlin war für mich, besonders hier an dieser Stelle, unübersehbar und wurde mir täglich vor Augen geführt.

Der Ort an dem wir in Berlin-Mitte, Reinhardtstraße 47 von 1955 – 1961 wohnten.



Die Kronprinzinnen-Brücke war zwar grenzbefestigt, der Übergang in seinem Mittelteil jedoch intakt. Um Fluchtversuche über die Brücke endgültig zu verhindern machte man sie unbegehrbar. Die Spree stellte in diesem Teilstück einen natürlichen Grenzverlauf dar, den mit Motorboote ausgerüstet Grenzposten bewachten. Im Straßenbereich, und auf den darüber verlegten S-Bahn-Schienen entlang der Grenze, waren zahlreiche Wachposten aufgestellt, »Grenzbrecher« nötigenfalls unter Einsatz von Schusswaffen am Verlassen der DDR zu hindern.

Bildquelle: Autorenzeichnung

Unser Haus war ein Wohnblock aus der Vorkriegszeit. Ein alter Kasten mit den für Berlin typischen Hinterhöfen. Durch einen langen Flur im Vorderhaus, welches direkt an die Straßenfront grenzt, gelangt man in den Innenhof. Der glich einem Quadrat, und die im Inneren befindlichen Häuserfronten standen sich gegenüber. Die einzelnen Wohnblöcke verfügten jeweils über einen eigenen Treppenaufgang. In der Mitte vom Innenhof stand sich ein kleines Haus, in dem befanden sich Mülltonnen für die Hausbewohner. Ein riesiger Baum sorgte für etwas Grün in der trostlos wirkenden Umgebung.

Wir wohnten in der dritten Etage, in einer viel zu großen Altbauwohnung mit unglaublich hohen Zimmern. Die sich gegenüberliegenden Wohnebenen ermöglichten einen ungehinderten Blick in die Wohnräume der Nachbarn. Wurde es dunkel, und die Vorhänge nicht vor die Fenster gezogen, war man den Blicken der übrigen Hausbewohner ausgesetzt. So kannte man die Gewohnheiten des Anderen und sah, wer, wen, wann und wie häufig besuchte. Unbekannte, die sich im Wohnblock aufhielten, fielen nach kurzer Zeit auf, und zogen neugierige, meist auch misstrauische Blicke auf sich.

Man traf sich am kleinen Müllhäuschen, sprach miteinander und pflegte so seine nachbarschaftlichen Kontakte. Auf den ersten Blick sah alles freundlich, hilfsbereit, Zusammengehörigkeit vermittelnd aus. Dass nach außen hin normal erscheinende Nachbarschaftsleben war, jedoch oft von Misstrauen und Angst vor der politischen Einstellung seines Gegenübers belastet. Unterhaltungen mit vertrauten Personen wurden im Hof leiser als sonst geführt. Das ungute Gefühl war ein ständiger Begleiter, in der Nähe könnte sich ein »linientreuer« Mithörer befinden, welcher das geführte Gespräch belauscht. Nicht alle Bewohner des Hauses standen unter einem Generalverdacht, aber sicher fühlte man sich nie. Besuch aus West-Berlin, West-Deutschland oder dem »kapitalistischen« Ausland, war nach der Grenzschließung von den Machthabern in der DDR absolut unerwünscht. Wer unseren Hauskomplex von der Straße aus betrat, kam nicht umhin, an einer Wohnung im Flur vorbeizugehen, dessen Tür meistens einen kleinen Spalt offen stand. Hier saß ein älterer Herr, der es wohl sich zur Aufgabe machte, nach Besuchern mit auffallend westlicher Kleidung Ausschau zu halten. Mit unverfänglich gestellten Fragen versuchte er herauszubekommen, wem der Besuch im Haus galt. Ob, oder an wen er diese gesammelten Informationen weitergab, blieb unklar. Bewohner, die allzu häufig Westbesuche erhielten, mussten damit rechnen von den Staatssicherheitsorganen befragt zu werden. Selbst harmlose Familien-Postsendungen aus dem Westen erregten schon Verdacht, mit den Feinden der DDR zu kooperieren. Sicher fühlte man sich nur hinter verschlossener Tür der eigenen Wohnung. Heimlich hörte man die verbotenen, westlichen Radiosender, z. B. RIAS oder SFB.



*Foto links zeigt die Hausfront mit unserer Wohnetage. Die linken Fenster neben dem Treppenaufgang gehörten zu den jeweiligen Wohnungen.*



*Foto rechts zeigt die unserer Wohnung gegenüberliegende Hausfront mit der Wohnetage von Tante Susie.*

*Als meine Frau den Wohnblock fotografierte, befand sich der ganze Gebäudekomplex in einem Zustand so wie ich ihn vor 30 Jahren verließ. Treppenaufgänge, Häuserfronten, Fenster, das uralte Müllhäuschen, genau so trostlos und verfallen wie zur damaligen Zeit.*

Bildquelle: Autorenfotografien 1990, kurz nach dem »Mauerfall« im Jahr 1989.

Meine Mutter starb sehr jung mit nur 34 Jahren, 1955 an Lungentuberkulose. An ihrem Todestag war ich gerade sieben und mein Bruder Peter dreizehn Jahre alt. Fast alle Angehörigen meiner Familie lebten in West-Berlin oder in Westdeutschland. Einige hatten ihren Wohnsitz in Bochum, Düsseldorf, in der Nähe von Hamburg und in anderen Städten weit verstreut. Nur wenige Verwandte von mir lebten noch in Ost-Berlin oder in Teilen der DDR.

Unserer Wohnung gegenüber wohnte eine sehr freundliche und hilfsbereite Nachbarin. Der Mangel an Anonymität in unserem Wohnkomplex hatte auch seine Vorteile. Sie sah nach dem Tod meiner Mutter, die verzweifelten Bemühungen meines Vaters uns Kinder neben seiner Berufstätigkeit als Schneider, zu versorgen. Sie bemerkte nach einiger Zeit, wie die diese Aufgabe meinen Vater restlos überfordert, und bot selbstlos ihre Hilfe an. In den vergangenen Jahren vom Tod meiner Mutter, bis zu unserem Fluchtjahr 1961, entstand eine innige Freundschaft, eine enge Liebesbeziehung zwischen meinem Vater und der Nachbarin, die ich schon länger »Tante Susie« nannte.

Tante Susie war Kriegswitwe, hatte drei erwachsene Kinder. Eine Tochter und zwei Söhne, alle schon über achtzehn Jahre alt und volljährig. Der von chronischer Krankheit geschwächte Sohn Winfried lebte zusammen mit seiner Mutter in einer gemeinsamen Wohnung. Seine Krankheit ließ ihn, obwohl er sich inständig darum bemühte, keiner geregelten Arbeit nachgehen.

Mein Bruder Peter, mit achtzehn Jahren nach damaligem DDR-Recht volljährig, verließ 1960 unsere Wohngemeinschaft. Er lebte in einer kleinen Wohnung, nur einige Seitenstraßen von uns entfernt. Mein Bruder ging im Streit mit meinem Vater aus dem Haus und vermied nach Möglichkeit Kontakt zu ihm. Mit meinem Bruder verstand ich mich sehr gut, obwohl er nicht mehr in unserer Wohnung lebte. Der Altersunterschied, zwischen uns beiden, immerhin sechs Jahre, spielte keine Rolle. Wenn es die Zeit zuließ, besuchte ich ihn in seiner Wohnung. Mein Vater sah das nicht gern, hinderte mich jedoch nicht daran. Für ihn war ich ein Bindeglied, so bekam er wenigstens etwas über die Lebensumstände seines ausgezogenen Sohnes mit. Die über Jahre entwickelte Partnerschaft zwischen Tante Susie und meinem Vater brachte ihren Sohn und meinen Bruder zusammen – sie wurden Freunde. Ging mein Vater tagsüber arbeiten, war ich oft allein in unserer großen Wohnung. Sollte es mir zu langweilig sein, besuchte ich Winfried und wir lasen in verbotenen westlichen Comic-Heften. Alleinsein war für mich, wie vielen Kindern deren beide Elternteile arbeiten gingen, nicht außergewöhnlich; ich galt als typisches »Schlüsselkind«. Erkennbar an einer Kordel um den Hals, an der die Wohnungsschlüssel hingen. Tante Susie kümmerte sich liebevoll um mich und ich wünschte mir sehnsüchtig, mein Vater würde sie bald heiraten.

Am 13. August 1961 erfolgte völlig unerwartet der gnadenlose Schnitt durch Berlin. Eine mit Stacheldraht errichtete Grenze trennte mich auf einmal von meinen Verwandten und Freunden im Westen der Stadt. Eine Welt brach für mich zusammen. Mit ihnen nicht mehr sprechen, sie nicht mehr sehen können, für mich unbegreiflich, unfassbar, ja unvorstellbar. Der im Schulunterricht vermittelte politische Lernstoff ließ heftigen Zweifel in mir aufkommen. Die Wahrheit entsprach den gelebten Tatsachen in keiner Weise. Davon konnte ich mich jeden Tag überzeugen. Am Ende unserer Wohnstraße wurde die Grenze immer undurchlässiger und schärfer bewacht.

Die leise Hoffnung, dieser Spuk würde in absehbarer Zeit wieder vorüber sein, erfüllte sich nicht. Als ich die Umgebung des Brandenburger Tors und die gesperrte Zimmerstraße/Ecke Friedrichstraße, den Potsdamer Platz betrachtete, löste sich auch der kleinste Rest an Hoffnung in Nichts auf. Der Invaliden-Friedhof, dicht an der Sektorengrenze zum Westteil der Stadt, auf dem meine Mutter beerdigt lag, wurde von Grenzposten mit Maschinengewehren überwacht. Ich durfte plötzlich ihr Grab nicht mehr besuchen. Ohne Vorwarnung veränderte sich mein Leben. Eine andere, neue bedrückende Zeit brach an.

Viele mir vertrauten Straßen und Wege fanden an irgendwelchen Stellen ein jähes Ende. Der Anblick von Stacheldraht, die aufgebauten Fahrzeugsperren, patrouillierende schwer bewaffnete Grenzsoldaten, zeigte mir als kleinen Jungen unmissverständlich – Nichts wird so, wie es einmal war!



***So erlebte ich im August 1961 den Bau der Berliner Mauer. Die schwerwiegenden Auswirkungen wurden mir erst langsam bewusst. Einen Bericht finden Sie im 2. Buchteil – auf Seite 207***

*Blickrichtung von West- nach Ost-Berlin, Grenzbezirk Berlin-Mitte. Direkt hinter der Mauer verlief die Zimmerstraße auf Ost-Berliner Stadtgebiet. Scharf bewacht von bewaffneten Grenzposten.*



Bildquelle: Foto-Studio Kirsch, Berlin, Fotograf: Alfred Kirsch – um 1962.



*Dass mit einem Kreis versehene Gebäude, verdeckt unser dahinter befindliches Wohnhaus. Aus einem kleinen Raum in unserer Wohnung konnte ich aus einem winzigen Fenster heraus, über die S-Bahn-Linie und den Grenzbefestigungsanlagen hinweg, auf die Rückseite des Reichstages sehen. So nahe an der Grenze, zum West-Berliner Bezirk Tiergarten, wohnten wir.*

*Im Vordergrund sind Teile der Grenzbefestigungsanlagen mit Stacheldraht, Sichtblenden und Wachturm zu erkennen. Die von Ost-Berlin verwaltete S-Bahn fuhr auch nach dem Mauerbau weiterhin durch West-Berlin. West-Berliner nutzten dieses Transportmittel aus Protest nur sehr wenig. Der S-Bahn-Zug wurde in eine mit Ein- und Ausfahrt-Absperrtor versehene Schleuse geleitet und angehalten, um überaus gründlich nach Flüchtlinge zu suchen. Selbst Suchhunde kamen dabei zum Einsatz. Nach Einbruch wurde dieser Abschnitt taghell mit Scheinwerfern ausgeleuchtet.*

*Um Fluchtversuche nach West-Berlin zu vereiteln, wurde die über die Spree führende »Kronprinzen-Brücke« zerstört. Der Fluss lag hier in seiner gesamten Breite auf Ost-Berliner Gebiet. Wer diesen Brückenabschnitt überwand, und das gegenüberliegende Ufer erreichte, befand sich auf westlichem Territorium, in erhsehnter Freiheit. Es existieren keine Informationen über eine gelungene Flucht in diesem Grenzabschnitt. Ein Fluchtversuch im direkt angrenzenden »Humboldt-Hafen« endete für den Flüchtling tödlich. Eines der ersten »Maueropfer« wurde durch Grenzposten im September 1961 an dieser Stelle erschossen.*

Bildquelle: Autor · Datum: August 1971

Die erste Oktoberwoche 1961 entwickelte sich zur dramatischen Wende in meinem jungen Leben. Von nun an würde sich alles radikal verändern. Meine Familie wurde vom Sog der Ereignisse mitgerissen – mich zog es unerbittlich mit. Die eingemauerte Stadt sollte nun unsere zukünftige Heimat sein? Alle Straßen der Stadt endeten an einer »Mauer!« Die Bindung zu unseren Verwandten in West-Berlin und West-Deutschland; an nur einem Tag auf unbestimmte Zeit zerrissen? Unser zugedachtes Schicksal nahm unaufhaltsam seinen Lauf. Mein Vater, unpolitisch eingestellt, war dem herrschenden System wehrlos ausgesetzt. Für ihn wurde es noch schwieriger, sich in diesem System zu behaupten.

Wir waren überrascht als Tante Susie aufgeregt bei uns in der Küche erschien. Sie besaß eigene Wohnungsschlüssel und konnte bei uns ungehindert ein- und ausgehen. Völlig aufgelöst erzählte sie: Winfried war jetzt schon die zweite Nacht nicht zuhause. Er war einfach verschwunden. Sehr ungewöhnlich, er blieb er nie längere Zeit fort, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Nun hoffte sie ihn bei uns, eigentlich bei mir, anzutreffen. Sie hatte gerade die Wohnung meines Bruders aufgesucht, an der Tür geklingelt, und obwohl in seinem Wohnzimmer Licht brannte, öffnete ihr niemand.

Bei uns erhoffte sie, Näheres zu erfahren. Weder bei uns noch in ihrem Haushalt stand ein Telefonanschluss zur Verfügung. Ihr blieb nur die Möglichkeit, zu Fuß bei Bekannten und Freunden nach ihrem Sohn zu suchen. Von einer Telefonzelle aus wollte sie die Wenigen, welche schon über einen der seltenen Anschlüsse verfügten anrufen und dort nachfragen. Sehr beunruhigt machte sie sich auf den Weg ihn zu suchen.

Meinen Bruder hatte ich über einige Tage weder gesehen oder gesprochen und konnte ihr nicht weiterhelfen. Aufgeregt machte sie sich auf den Weg. Egal ob Erfolg oder Misserfolg – sie würde sich auf jeden Fall bei uns, sei es noch so spät, zurückmelden.

Ihr Verhalten schien mir stark übertrieben, ja hektisch und überzogen. Winfried war schließlich volljährig und erwachsen. Wäre er als Notfall in ein Krankenhaus eingeliefert, hätte man sie sicherlich schnell benachrichtigt. Das nächstliegende Notaufnahmekrankenhaus, die »Berliner Charité« befand sich nur eine Nebenstraße von der Reinhardtstraße entfernt, direkt in unserer Nähe.

Tante Susie war schon einige Stunden unterwegs. Erneut klingelte an unserer Wohnungstür. »Tante Susie?«, sie besitzt doch Schlüssel, »warum klingelt sie?«, ging mir durch den Sinn. Von klein auf gelernt, wie gewohnt, öffnete ich nur einen kleinen Spalt unsere Wohnungstür. Vor unserer Tür stand ein mir unbekannter Herr. Irgendwie hatte ich das Gefühl ihn schon mal gesehen zu haben, wusste jedoch nicht bei welcher Gelegenheit. Ich ließ ihn nicht ein, verunsichert holte ich meinen Vater dazu, der ihn letztlich in die Wohnung ließ. Unübersehbar sein

Misstrauen. Abwartende Zurückhaltung und Skepsis gegenüber Fremden – für uns normaler Alltag. Letztlich fiel mir ein, den Unbekannten das eine oder andere Mal mit meinem Bruder Peter zusammen, gesehen zu haben, so richtig sicher war ich mir nicht. Ein sympathischer, kräftig aussehender Mann, stand im Türrahmen – er wirkte etwas älter als mein Bruder. Sein Kopf krönte eine Glatze, die mich an einen aus Westfilmen bekannten Schauspieler namens Yul Brunner erinnerte. Als Hartmut »M.« aus Berlin stellte er sich vor; er sei ein guter Freund und Arbeitskollege meines Bruders. Sie würden gemeinsam in einem Chemie-Werk am Rand von Ost-Berlin arbeiten. Er müsste unbedingt mit meinem Bruder Peter sprechen, ob wir eine Ahnung hätten, wo er möglicherweise anzutreffen sei. Kurz nach der Begrüßung bat er meinen Vater um ein Vieraugengespräch. Die ganze Angelegenheit sei etwas kompliziert, aber außerordentlich dringend. Ich verstand den Hinweis, ließ die Beiden allein in der Wohnküche und verschwand im Wohnzimmer. Natürlich hätte ich am liebsten an der Tür gelauscht, denn ich fühlte: »Irgendetwas stimmt hier nicht!« Mein Vater und der angebliche Arbeitskollege meines Bruders unterhielten sich geraume Zeit miteinander. Normalerweise blieb er unbekanntem Fremden gegenüber lange Zeit abwartend skeptisch. Nun schien plötzlich alles anders. Es wunderte mich, dass beide sich nach nur so kurzer Zeit mit ihren Vornamen »Otto und Hartmut« ansprachen. Mein Vater machte einen sehr bedrückten, betroffenen Eindruck. Er gab sich Mühe die Fassung zu wahren, die Anspannung unübersehbar ins Gesicht geschrieben. Es war an der Zeit, dass Hartmut uns seinen unerwarteten Besuch erklärte. Auch er war sich über die politische Einstellung meines Vaters nicht gänzlich im Klaren. Sichtlich nervös und verunsichert berichtete er. Mein Bruder wurde seit einigen Tagen nicht mehr auf der gemeinsamen Arbeitsstelle gesehen. Er sollte ihn aufsuchen und den Grund der Fehltag klären. Man übertrug ihm diese Aufgabe da beide sich gut kannten. Das »Kollektiv«, so nannten sich einzelne Arbeitsgruppen eines Betriebes und fühlten sich für seine Mitglieder mit verantwortlich. Ein übliches Vorgehen in der damaligen sozialistischen Arbeitswelt der DDR. Es diente überwiegend zur gegenseitigen Kontrolle einzelner Mitglieder.

Wie Tante Susie zuvor, schellte auch Hartmut an der Haustür meines Bruders; ihm wurde nicht geöffnet. Zu unserem Erstaunen besaß Hartmut Schlüssel zur Wohnung. Den übrigen Hausbewohnern war er bei seinen Besuchen nur selten begegnet. Auf keinen Fall wollte er allein, ohne zusätzliche Begleitung, Peters Wohnung betreten. Ich war durch meine mehrfachen Besuche im Haus, besser bekannt als Hartmut. Er war kein Mieter des Hauses und wollte Fragen von Hausbewohnern aus dem Weg gehen. Besser sei es, mein Vater oder ich könnte ihn dorthin begleiten. Während seiner Ausführungen kam Tante Susie von ihrer Suchaktion zurück, und stand unerwartet im Wohnungsflur.

Hartmut saß, von der Küchentür verdeckt, auf einem Stuhl, und sie hatte ihn nicht sehen können. Den fremden Besucher hatte sie nicht bemerkt, und begann noch im Türrahmen stehend zu erzählen. Erst jetzt registrierte sie überrascht den ihr unbekanntem Gast; mitten im Satz brach sie ihren Bericht ab. Ihr erster Gedanke: »Da sitzt jemand, der etwas mit dem Verschwinden von Winfried zu schaffen hat«. Sie hielt sich verunsichert zurück, ohne weiter über Erfolg oder Misserfolg ihrer Suche zu erzählen. Mein Vater stellte Hartmut kurz vor, und ließ durchblicken sie könne ihm vertrauen. Sein unangemeldeter Besuch sei schon in Ordnung.

Hartmut lüftete endlich das Geheimnis um seine Person, und sein Bericht übertraf alles, was wir uns hätten vorstellen können. Er sei hauptberuflicher Mitarbeiter vom Staatssicherheitsdienst der DDR, der »Stasi«. Um dies zu bekräftigen, zeigte er seinen Personal- und den Dienstausweis. Er sei in einem Chemie-Werk am Rand von Berlin, gemeinsam mit meinem Bruder beschäftigt. Seine Aufgabe bestand darin, notwendige Kontrollen zum Schutz der Werkseinrichtungen durchführen. Was dies im Einzelnen bedeutete, ließ er offen.

In dem vorangegangenen längeren Gespräch mit meinem Vater machte er um seine Tätigkeit bei der Stasi kein Geheimnis. Ganz im Gegenteil, er sprach offen darüber. Tante Susie und ich mussten wohl oder übel seinen Ausführungen Glauben schenken. Dass Hartmut außer meinen Bruder Peter auch ihren Sohn Winfried kannte, machte sie sprachlos. Warum suchte er uns so überraschend auf? Hartmut beschlich ungeheuerlicher Verdacht. Sollte dieser sich tatsächlich bestätigen: »Werden große Probleme auf uns, und auch auf ihn zukommen!« so seine düstere Vorahnung.

Hartmuts zusätzliche Ausführungen klangen noch beunruhigender als die Offenlegung seiner Person. Wenige Wochen nach dem die Grenze am 13. August 1961 geschlossen wurde, hatten mein Bruder, Winfried und er beschlossen nach West-Berlin zu fliehen. Unzählige verschiedene Pläne hatten sie gemeinsam entworfen, diskutiert und anschließend wieder fallen lassen. Ein letztes Zusammenreffen fand noch vor wenigen Tagen in der Wohnung meines Bruders statt. Ein endgültiger Fluchtplan war vorhanden, sogar der Tag an dem sie gemeinsam flüchten wollten, war beschlossen – das gerade erst vergangene Wochenende. Vorher sollte ein letztes Treffen stattfinden, um nötige restliche Fluchtvorbereitungen zu treffen, miteinander zu besprechen. Der vereinbarte Termin war längst überfällig. Mit einem Mal brach sein Kontakt zu meinem Bruder, wie Winfried ab. Dass Peter plötzlich nicht wie üblich auf seiner Arbeitsstelle erschien, beunruhigte Hartmut besonders. Dazu kamen die bohrenden Nachfragen der Arbeitskollegen über Peters Fortbleiben. Ihr vorbereiteter Fluchtplan gipfelte in der Idee, selbst erstellte Sprengkörper lautstark im Grenzbereich explodieren zu lassen. In

dem so entstandenen Durcheinander wollten sie es riskieren, die Sperranlagen zu überwinden. Tante Susie benötigte einige Zeit zu begreifen was Hartmut uns zu erklären versuchte. Sie brach in Tränen aus und weinte bitterlich vor Enttäuschung über ihren Sohn. Es gab keine Geheimnisse zwischen ihnen, offen besprachen sie alle Dinge des Alltags – und nun das! Sie war tieftraurig, untröstlich, ließ sich kaum beruhigen.



Erneut drängte Hartmut zur Eile, um schnellsten in Peters Wohnung zu gelangen. Nur ungern stimmte mein Vater zu, mich allein mit Hartmut, den er gerade erst vor Kurzem kennenlernte, mitgehen zu lassen. Dass dieser über Schlüssel zur Wohnung meines Bruders verfügte, war letzten Endes ausschlaggebend für seine zögerliche Zustimmung. Er fand es sinnvoll, sich um die immer noch weinende Tante Susie zu kümmern. In ihrem aufgelösten Zustand sollte sie keinesfalls auf weiterer Suche nach Winfried unterwegs sein. Solange keine schlüssige Erklärung für Winfrieds und Peters Verschwinden vorlag, sollte Nichts an die Öffentlichkeit gelangen. Wir durften nicht in Panik verfallen, mussten unbedingt Ruhe bewahren und keinesfalls Aufmerksamkeit erregen.

Jetzt nahmen die Dinge ihren unaufhaltsamen Lauf. Die Lage, in der wir uns befanden, verselbstständigte sich! Mit äußerst ungutem Gefühl brachen wir auf. Hartmut konnte seine Anspannung nicht verbergen – er wollte sich so schnell als möglich Gewissheit verschaffen, in welchem Zustand sich die Wohnung meines Bruders befand.

Gegen 21.00 Uhr machten wir uns auf den Weg, noch in der Hoffnung meinen Bruder, eventuell im Beisein von Winfried, in seiner Wohnung anzutreffen.

Hartmuts Bedenken hatten sich leider bestätigt. Weder meinen Bruder noch Winfried trafen wir an. Schlimmer noch: Alle Gegenstände, die sie für eine gemeinsame Flucht zu nutzen gedachten, lagen unübersehbar vor uns!

Alles wies darauf hin: Peter und sein Freund Winfried waren aus irgendeinem Grund sehr hastig aufgebrochen. Zu zweit, ohne Hartmut – entgegen der getroffenen Absprache, wagten sie vermutlich eine Flucht auf einem uns unbekanntem Weg. Wann, wie, und mit welchem Ausgang – diese Fragen ließen sich nicht beantworten. Der Zustand der Wohnung vermittelte uns auf erstem Blick den Eindruck eines fluchtartigen Aufbruchs.



**Eine Zusammenfassung über:  
Einen waghalsigen Fluchtplan meines Bruders und seiner Freunde.  
Verräterische Fluchthilfsmittel wurden aus der Wohnung geschafft.  
Unsere mitternächtliche Beseitigung gefährlicher Chemikalien.**

**finden Sie im 2. Buchteil – ab Seite 229**

Die Erkenntnisse nach unserem Besuch in der Wohnung meines Bruders brachten uns in erheblichen Zugzwang. Alle verräterischen Spuren des verworfenen Fluchtplans, die zurückgelassenen Chemikalien hatten Hartmut und ich beseitigt. Wie sollte es weitergehen? Wir mussten eine kurzfristige Entscheidung treffen! Die Ereignisse der letzten Stunden ließen nur zwei Möglichkeiten zu: »Entweder schnellstens in den Westen fliehen, oder den schweren Gang durch die Gerichtsbarkeit der DDR, mit unausweichlicher Gefängnisstrafe, zu riskieren«. Tante Susie blieb nur übrig sich damit abzufinden, dass ihr Sohn und mein Bruder Peter, einen Fluchtversuch im Alleingang unternahmen. Hatten sie es geschafft? Waren sie gescheitert? Was war mit ihnen geschehen? Mit dieser Ungewissheit konnten wir nur schwer umgehen. Schwierigkeiten und Probleme die auf uns zu kämen waren absehbar: Befragungen, Beschuldigungen, die ganze Palette unterstellter Fluchthilfe. Den Erwachsenen standen schwere Zeiten bevor. Mein Vater, mehr traurig als wütend, musste diese Ereignisse erst verarbeiten. Eine vertrackte Lage, in der wir uns befanden. Bedenken, als Mitwisser oder Fluchthelfer mit verantwortlich gemacht, eventuell bestraft zu werden, ließen nur eines zu: »Auch wir müssen so schnell wie möglich in den Westen flüchten!«

Mit einer Strafe hatte ich nicht zu rechnen, dafür war ich viel zu jung. Ein anderes furchtbares Schicksal drohte mir. Sollten mein Vater und Tante Susie wegen des Verdachts der »Fluchthilfe« ins Gefängnis kommen, blieb ich völlig allein. In Ost-Berlin gab es keine nahen Verwandten, die mich in einem solchen Fall in ihre Familie aufnehmen würden. Keine Bestrafung, aber brutal getrennt von

meinem Elternhaus, könnte sich zwangsläufig mein geänderter Lebensweg so gestalten: »Ich würde in einem staatlichen Kinderheim oder einer linientreuen Zwangspflegefamilie, bis zum Erreichen der Volljährigkeit leben müssen«. Von nun an ließ mich dieser schreckliche Gedanke nicht mehr los. Ein zukünftiges Leben, unter diesen Bedingungen führen zu müssen, bedrückte mich jeden Tag. Endlich wurde ausgesprochen, was zum Greifen nahe in der Luft lag – ein unumkehrbarer Entschluss: »Wir flüchten!« Die einzige Möglichkeit aus dieser für uns alle so schrecklichen Situation zu entfliehen. Mein Vater, den Repressalien der DDR schon über längerer Zeit hilflos ausgesetzt, hatte sich innerlich längst für diesen Ausweg entschieden. Für meinen Vater existierte im DDR-Staat, keine berufliche Perspektive. In seinem geliebten Beruf als Schneider eine Anstellung in einem Ost-Berliner Schneidereibetrieb zu finden, darauf konnte er nicht mehr hoffen. Nur die Flucht nach West-Berlin war für ihn der einzige Weg zu einem beruflichen Neubeginn.



***So ging das Regime mit meinem Vater als Nicht-SED-Mitglied um.  
Sein beruflicher Niedergang ließ ihn verzweifeln – warum?  
finden Sie im 2. Buchteil – auf Seite 223***

Tante Susie erbat sich etwas Bedenkzeit, sie musste die Ereignisse erst einmal verarbeiten. Der Preis, den sie für ihren Entschluss zahlen würde, wäre sehr hoch. Einen Sohn hatte sie schon verloren, ohne zu wissen, welches Schicksal ihn ereilte. Den Verlust des zweiten Sohnes und ihrer Tochter, den müsste sie noch zusätzlich in Kauf nehmen. Für sie eine wahrlich schwere Entscheidung. Hartmut setzte alles daran, mit uns gemeinsam in den Westen zu gelangen. Sein geäußerter Fluchtgrund: »Ihm sei es zuwider, auf der Arbeitsstelle die Kollegen überwachen zu müssen«. Durch die gemeinsam geplante Flucht wollte er sich dieser Aufgabe entledigen und im Westen wieder neu anfangen. Über sich selbst, seine privates Umfeld, darüber sprach er nur wenig. Über seine Familie, ob er noch weitere Geschwister hatte, was mit seinen Eltern sei; darüber ließ er uns im Unklaren – oder hatte ich in den bisherigen Gesprächen davon nichts mitbekommen. Unübersehbar seine Enttäuschung, aus der Fluchtgemeinschaft der drei Freunde ausgeschlossen zu sein. Sie hatten zusammen das Für und Wider einer Flucht nach West-Berlin besprochen. Mit allen verbundenen Risiken schmuggelte Hartmut nach und nach die benötigten Chemikalien aus dem Werk. Nun fühlte er sich hintergangen und im Stich gelassen.

Ein für mich unwahrscheinlich aufregender Tag fand sein Ende. Die Ereignisse, das ganze Drumherum hinterließen in mir tiefe Spuren. Die Aktion in Peters

Wohnung, die nächtliche Entsorgung der Chemikalien, die zurückliegenden Erlebnisse waren zu viel für mich. Immer noch verdeckt vom Ruinenstaub unserer Entsorgungsaktion, ungewaschen, hundemüde, ging ich ins Bett und schlief sofort ein.



Ein neuer Tag brach an. Eigentlich müsste ich in der Schule sein, doch mein Vater ließ mich durchschlafen. Für den Fehltag bekäme ich von ihm eine entsprechende Entschuldigung. Bis in die frühen Morgenstunden hinein hatten die Erwachsenen miteinander diskutiert. Für den Spätnachmittag verabredeten sie sich zu weiteren Gesprächen, um miteinander zu klären, wie es weitergeht. Hartmut bot an, sich auf seiner Dienststelle unauffällig umzuhören, ob irgendwo in Berlin-Mitte ein gescheiterter, oder gelungener Fluchtversuch registriert wurde.

Seiner geregelten Arbeit nachgehen, sich nach außen hin unbeeindruckt von den Problemen der letzten Tage zeigen, dies stand im Vordergrund. Hartmut konnte seine Arbeitszeiten weitgehend variabel gestalten. Für meinen Bruder beabsichtigte er durch fadenscheinige Ausreden, sein unentschuldigtes Fehlen im Betrieb einige Zeit zu verschleiern. Alle Überlegungen standen nur unter: »Was, Wenn und Aber!« Mangels fehlender Informationen konnten auch wir nur spekulieren. Mein Vater, in einem Kino am Rande Berlins beschäftigt, wurde erst zu den Abendvorstellungen erwartet. Tante Susie versah wie üblich ihren Dienst bis zum Nachmittag im naheliegenden Kindergarten.

Den ganzen Tag über wagte ich mich nicht aus der Wohnung. Die unbekanntete, unsichere und für mich ungewohnte Situation löste in mir Beklemmungen aus. Sie vermochte ich nicht abzuschütteln – ich wurde sie nicht los. Benutzten einige der Hausbewohner zugleich den Treppenaufgang, hörte ich die polternen Schritte auf den alten hölzernen Treppenstufen, überkam mich Angst: »Es sind die Tritte von Polizisten oder der Stasi – jetzt kommen sie sicher zu uns!« Ungewissheit lähmte mich, ich verstand nicht, mit ihr umzugehen. Von solchen Ängsten blieb ich bisher verschont – von nun an nicht mehr! So etwas kannte ich nicht: das Gefühl machtlos abzuwarten, ohne zu wissen auf was. Die vergangenen Stunden des Tages brachten keine neuen Erkenntnisse. Mein Bruder und sein Freund blieben weiterhin verschwunden. Mich bedrückte die Situation, mit der ich auf mich selbst gestellt klarkommen musste. Auf seiner Dienststelle, wie auf der Arbeitsstelle im Werk, gab es nach Hartmuts Auskunft nichts, was auf Peter und Winfried hinwies. Wir beließen es beim Gedanken, die Flucht der Beiden sei geglückt. Ein kleiner Strohalm, an den wir uns festklammerten.

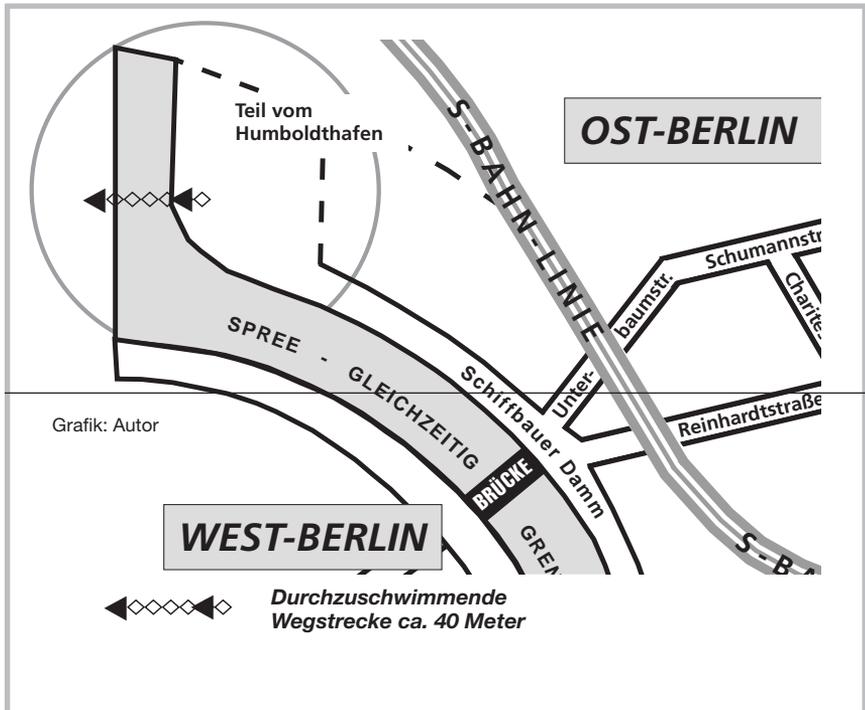
Was könnten wir unternehmen, wie verhalten? An uns gestellte, alltägliche Fragen durften nur mit gleichartigen, abgesprochenen Erklärungen beantwortet werden. Fragen meinen Bruder betreffend oder nach Winfried und dem nun öfters bei uns anzutreffenden Hartmut – die kämen mit Sicherheit auf uns zu. Wir durften nur mit einer Stimme sprechen, gleichartige Aussagen machen.

Winfried war nicht berufstätig, er verursachte uns die kleinsten Probleme. Eine dringende Wohnungsrenovierung diente als Ausrede, warum Hartmut Gast bei uns sei. Für diese Übergangszeit hätten wir ihm als Freund von Peter angeboten, einige Zeit bei uns zu wohnen. Hartmut schaffte es tatsächlich seinen Kollegen, dem Kollektiv, die Fehltage meines Bruders glaubhaft zu erklären. Offen blieb, wie lange seine fadenscheinigen Ausreden ausreichten. Es galt Zeit gewinnen, und sein Verschwinden recht lange zu verheimlichen. Irgendwann käme es so wieso raus, aber dann sollten wir schon nicht mehr im Osten der Stadt sein! Die Zeit drängte unerbittlich – ein Plan wie es weitergehen soll musste bald her! Tante Susie kam direkt nach Arbeitsschluss zu uns. Hartmut war schon seit einiger Zeit da. Die Erwachsenen saßen beieinander, um nochmals über die in der Nacht diskutierten Fluchtmöglichkeiten zu beraten. Bei nachfolgenden Gesprächen über einen möglichen Fluchtweg durfte ich dabei; ich sollte mit eingebunden sein.

Ein erster Vorschlag: »An der Grenze über Mauer und Stacheldraht zu klettern«. Die Mauer stand wenige Wochen, und es bestand die Hoffnung, dass einige Stellen der Spermaßnahmen noch nicht vollständig hermetisch abgeriegelt sind. Mit Glück ließe sich vielleicht, ein noch unvollkommen gesicherter Mauerabschnitt finden. Solche geeignete Stelle innerhalb der Grenzanlagen zu suchen, barg auch eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Innerhalb des Grenzbereichs waren Grenzposten angehalten, jeden, der dort angetroffen wurde, einer Personenkontrolle zu unterziehen. Gehörte der Grenzbereich, in dem man sich gerade aufhielt, nicht zum naheliegenden Wohnviertel, kam man den Grenzbeamten schon verdächtig vor. Die Sperranlagen wurden von Tag zu Tag mehr ausgebaut und immer schwieriger zu überwinden. Die Stelle, an der noch vorher ein Durchkommen möglich schien, konnte am nächsten Tag schon wieder absolut versperrt sein. Mit drei Erwachsenen, einem Kind, also mit vier Personen über die Grenzmauer zu klettern, oder sich durch Stacheldraht zu schneiden, das war viel zu riskant, viel zu gefährlich. Hinter vorgehaltener Hand, wurde von Schüssen auf Flüchtlinge, die versuchten die Mauer zu überwinden, berichtet. Wir hätten zu viert, niemals in ein vor der Grenze befindliches Sperrgebiet, ungesehen eindringen können. Über die Grenzmauer zu steigen – diese Idee wurde endgültig fallen gelassen aus Bedenken beim Versuch erschossen zu werden.

Ein anderer Fluchtweg wurde in Erwägung gezogen: »Durch die Spree schwimmend West-Berlin erreichen«. Am Ende der Reinhardtstraße, ganz in unserer

Nähe, befand sich der stillgelegte Humboldthafen, in Sichtweite der »Kronprinzenbrücke«. Hier türmten sich hohe Sand- und Kieshaufen auf. Alte Kipploren auf schmalen Schienen und einige große verrostete Gerätschaften standen auf dem unübersichtlichen Hafengelände herum. Etwas zur Fluchtplanung wollte ich unbedingt beitragen, das Hafengelände aus sicherer Entfernung einmal ansehen. Ich wohnte ja in der Gegend und würde als kleiner Junge nicht sonderlich auffallen. Das Hafengelände selbst hätte ich sicherlich nicht betreten können, jedoch die vorhandenen, sichtbaren Grenzbefestigungen versucht auszukundschaften. Ich machte mich auf den Weg zum Humboldthafen, während die Erwachsenen noch miteinander nach einem Fluchtweg suchten. Auf den ersten Blick sah der Hafenzugang mit Stacheldraht und einigen Sichtblenden unzureichend bewacht aus. Ich sah keine Wachtürme oder Scheinwerfer. Auf dem großen Gelände waren nur wenige Grenzposten zu sehen. Als guter Schwimmer traute ich mir zu, nachts im Dunkeln das andere Ufer der Spree schwimmend zu erreichen. Von unserem Haus aus war das Hafengelände in wenigen Gehminuten erreichbar.



Der Hafen und die Wasserfläche gehörten zu Ost-Berlin. Die Kaimauer auf der gegenüberliegenden Seite befand sich schon auf West-Berliner Gebiet. Wer auf östlicher Seite unbemerkt ins Wasser stieg und schwimmend das etwa 40 Meter entfernte westliche Ufer erreichte, hatte die Grenze überwunden und musste nicht befürchten von Grenzposten beschossen zu werden. Ich war der Ansicht: dunkel gekleidet, mit vorsichtigen Schwimmbewegungen sei es möglich, diese Strecke zu überwinden. Ich kannte das Hafengelände gut. Ein beliebt und verbotener Spielplatz, auf dem ich mich mit meinen Schulkameraden oft herumtrieb. Auf erstem Blick sah es leicht aus, von hier, ins Wasser der Spree zu gelangen. Auf der gegenüberliegenden westlichen Seite musste eine der in die Kaimauer eingearbeiteten Steintreppen erreicht werden. Diese gehörten schon zu West-Berlin, zum Bezirk Tiergarten. Meine Beobachtungen im Hafengebiet wurden unterbrochen, bevor ich auch nur einen der ersten großen Sandhügel erreichte. Nach kurzer Zeit trat wie aus dem Nichts, ein einzelner Grenzposten auf mich zu und vertrieb mich lautstark vom Gelände: »Das ist hier kein Spielplatz!« Was für ein Reinfall! Verärgert über den plötzlichen Abbruch lief ich wieder nach Hause. Diese Fluchtidee wurde sehr schnell verworfen, Tante Susi lehnte sie kategorisch ab. Den Gedanken komplett angekleidet in der Spree zu schwimmen fand sie: »Einfach idiotisch und für sie selbst gänzlich unmöglich.« Ihre Kondition reichte nicht aus, nachts, in Dunkelheit schwimmend die Spree zu durchqueren. Um uns nicht zu gefährden, bliebe sie lieber zurück und wir sollten diesen Fluchtweg doch besser allein wagen. Das wollte sie garantiert nicht mitmachen. Traurig stimmte mich, dass Tante Susi mehr und mehr vom gemeinsamen Fluchtvorhaben abzurücken schien. Sie zweifelte daran, dass unter den Gegebenheiten überhaupt eine Flucht möglich sei. Ihr bestehendes Misstrauen Hartmut gegenüber ließ nicht nach. Sie sprach ihn nie mit seinem Vornamen an, sie vertraute ihm einfach nicht. Wie sie sich letzten Endes entscheiden wolle, ließ sie offen. Sichtlich verunsichert verließ sie die Wohnung. Ich wusste nicht, ob sie nun mitkäme oder doch nicht. Für meinen Vater und Hartmut blieb der Entschluss einen Fluchtversuch zu wagen unumstritten. Für beide gab es nur diesen einen Ausweg: »Wir flüchten, egal ob zu dritt oder viert«.



*Am 24. August 1961, nur wenige Tage nach Errichtung der Mauer wurde im Ost-Berliner Humboldt-Hafen, der 24 Jahre alte Günter Litfin, von Grenzposten erschossen.*

*An einem Sonntagnachmittag versuchte er das ca. 40 Meter breite Hafenbecken zu durchschwimmen, wurde entdeckt, durch Schüsse in den Kopf verletzt und ertrank nur wenige Meter vor dem rettenden Ufer auf westlicher Seite.*

Wann – und unter welchen Voraussetzungen die Berliner Abwasserkanalisation als Fluchtweg ins Gespräch kam, weiß ich nicht mehr. Dieser Fluchtweg wurde plötzlich zur hoffnungsvollen Option. Hatten Hartmut, mein Bruder oder Winfried diesen Fluchtweg schon früher in ihre vorangegangenen eigenen Planungen einbezogen? Hartmut vertrat die Ansicht die Grenzsperren unterirdisch zu überwinden sei zwar nicht weniger gefährlich, jedoch das Risiko schon vor Betreten des Grenzgebietes entdeckt zu werden ließ sich so wenigstens minimieren. Mein Vater fand diesen Fluchtweg als gute Alternative und stimmte sofort zu. Das konnte die Lösung sein! Unterirdisch durch einen Abwasserkanal in den Westen zu laufen, schien nicht unmöglich. Mein Vater hatte als Soldat im Zweiten Weltkrieg, Erfahrungen mit Kanalisationsanlagen gesammelt und war überzeugt, sein Wissen darüber könnte von Nutzen sein. Von da an gab es nur noch einen Plan: Wir suchen einem Weg um unter der Grenzmauer hindurch, in der Abwasserkanalisation nach West-Berlin zu gelangen. Tante Susie ließ sich mit diesem Vorschlag überzeugen: Das würde sie schaffen. Hartmut bekräftigte nochmals ausdrücklich seinen Entschluss mit uns gemeinsam, in den Westen zu gehen.

Es war schon später Nachmittag, mein Vater wollte sich auf den Weg zur Arbeit machen, als Hartmut die Tür zu unserem Kachelofen öffnete und demonstrativ seinen Dienstausweis in's offene Feuer warf. Wir sahen erstaunt zu, wie der, in einer kleinen Kunststoffhülle geschützte Dienst-Ausweis, in Flammen aufging. Mit dieser Aktion wollte er überzeugend darlegen: Für ihn gibt es kein zurück mehr, sein Entschluss stehe fest. So absurd es klingt, ich war froh, dass dieses Auf und Ab von Ja und Nein ein Ende fand. Endlich ging es weiter, wir traten nicht auf der Stelle! Abenteuerlust stieg in mir auf. Das Geschehen um mich herum glich einem Spiel, ohne die zugehörigen Gefahren ermaßen zu vermögen. Für mich zählte nur ein Gedanke: »Wir flüchten in den Westen, und das hoffentlich bald!« Der Anblick der Grenze mit Stacheldrahtrollen, Mauersperren, Grenzsoldaten mit ihren Maschinengewehren zeigte mir, dass unsere Flucht mit großen Gefahren verbunden ist; dass begriff ich. Auf unserer Flucht entdeckt und sogar beschossen zu werden, dies war mir bewusst, den Gedanken verdrängte ich einfach.

Die Erwachsenen machten sich auf den Weg, ihren täglichen Verpflichtungen nachzugehen. Hartmut hatte sein Sakko ausgezogen und in der Küche über eine Stuhllehne gehangen. Als wir aufstanden, um die Küche zu verlassen, bin ich unabsichtlich mit dem Knie gegen sein Kleidungsstück gestoßen. Mein Bein schlug gegen einen harten, schweren Gegenstand. Gleich kam mir der Gedanke: »Das ist sicher seine Pistole!« Hartmut sah meinen überraschten Gesichtsausdruck, ließ sich jedoch nicht das Geringste anmerken. Er sagte nichts – ich stellte auch keine weiteren Fragen. Meine feste Überzeugung: »Der hat auf dem Fluchtweg eine Waffe dabei!« Ob wir uns dadurch sicherer fühlen konnten?

Hartmut, mein Vater und Tante Susie verließen die Wohnung, ich blieb allein zurück und suchte meine restlichen Schulsachen für den nächsten Tag zusammen. Anschließend ging ich ins Bett. Vor Kurzem noch zuversichtlich und gelöst, jetzt wieder verstört und von Unruhe geplagt. Der Gedanke möglicherweise in ein Heim zu müssen, ließ mich nicht schlafen. Mehrere Tage waren Peter und Winfried nun schon verschwunden. Befanden sie sich im sicheren Westen oder in irgendeinem Gefängnis? Würde die Stasi kommen, um uns zu befragen, oder würden wir verschont bleiben? Konnte ich in der Schule meine Anspannung weiterhin verbergen? Spürten die Lehrer meine steigende Nervosität?

Diese Gedanken ließen mich einfach nicht mehr los, ich konnte sie nicht abschütteln. Mit einem Problem kämpften wir alle: Auf Dauer ließ sich das Lügengespinnst um meinen Bruder und Winfried nicht aufrechterhalten. Fragen nach den Beiden würden garantiert auf uns zukommen. Schon am Ende des Monats musste die Wohnungsmiete meines Bruders entrichtet werden. Sie wird üblicherweise bar gezahlt und im Mietbuch quittiert. Um Zeit zu gewinnen, würden wir die Miete für ihn zahlen – nur wer sein Vermieter war, das wussten wir nicht. Fehlte Peter weiterhin auf seiner Arbeitsstelle, würde man sich nicht weiter mit irgendwelchen fadenscheinigen Ausreden abfinden. Spätestens, wenn die Lügen wie ein Kartenhaus zusammenbrächen, käme auch Hartmut unter Verdacht von den Plänen meines Bruders zu wissen, ihn sogar zu decken.

Die in den Einkaufsläden unserer Straße beschäftigten Verkäuferinnen und Verkäufer kannten meinen Vater nicht nur von seinen Einkäufen. Einige von ihnen zählten zur Schneiderkundschaft meines Vaters. Sie würden sich bei ihm nach einiger Zeit erkundigen, warum Peter nicht wie sonst bei ihnen einkaufte. Mir drohte das gleiche Schicksal, wenn ich zum Einkaufen unterwegs war.

Noch härter traf es Tante Susie, nach dem Verschwinden ihres Sohne Winfried. Wie sollte Tante Susie ihren verbliebenen Kindern erklären, warum deren Bruder Winfried, nicht mehr in der Wohnung anzutreffen sei?

Bisher ließen sich unsere Probleme nach außen hin recht gut verheimlichen. Mit jedem vergangenen Tag wurde es immer schwieriger. Irgendwann würde alles auffliegen und die unumstößlichen Tatsachen ließen sich nicht mehr verleugnen. Die Zeit lief uns davon. Unser gemeinsames Problem suchte nach einer Lösung. Mit jedem Tag vertieft und verfestigte sich der Gedanke: »Wir riskieren die Flucht durch einen Abwasserkanal!«



In der Schule zogen die Unterrichtsstunden nur so an mir vorbei. Kein Lehrer oder Mitschüler spürte meine mühsam unterdrückte Nervosität. Immer wieder ging mein Blick zur Tür unseres Klassenraums. Hoffentlich würde nicht Volkspolizei oder Stasimitarbeiter erscheinen, um mich aus der Schule abzuholen. Ich fieberte dem Ende der letzten Unterrichtsstunde entgegen.

Auf diesen Tag, der 10. Oktober 1961, fiel mein 13. Geburtstag. Einige Schulfreunde wollten, wie in den Jahren zuvor, mich zuhause besuchen. Mit Ausreden wimmelte ich sie ab. Auch meine Schulfreundin Margit »meine große Liebe dieser Zeit«, musste ich notgedrungen anlügen. Richtig elend fühlte ich mich dabei. Mein Feiertag, mein eigener Geburtstag, wurde für mich bedeutungslos.

In meinem Kopf drehte sich alles nur um einen einzigen Gedanken: »Später, wenn alle ihren Feierabend haben, würden wir uns wieder zusammensetzen und die weiteren Einzelheiten unseres Fluchtplans besprechen!«

Endlich wieder zuhause! Einige Male klingelten Nachbarn an unserer Tür, um mir zu gratulieren und kleine Geschenke zu überreichen, nicht ahnend, welche Beklemmungen die Klingelei in mir auslöste. Ich bedankte mich freundlich, immer darauf bedacht bloß keine falschen Bemerkungen fallen zu lassen. Mein Vater freute sich und war sichtlich erstaunt, mit welcher Selbstsicherheit ich die Situation meisterte. Ich gab ihm das gute Gefühl sich auf mich verlassen zu können. Am Abend, wie abgesprochen, hatten sich alle in unserer Wohnung versammelt. Bei den gemeinsamen Besprechungen jetzt immer dabei zu sein, gab mir das stolze Gefühl erwachsen zu sein.

Endlich war es soweit, wir saßen gemeinsam im Wohnzimmer an einem großen Tisch, darauf ausgebreitet eine Stadtkarte von Ost-Berlin. Die Auswahl, in welchem Stadtgebiet wir in einen Abwasserkanal einsteigen könnten, war schnell getroffen. Direkt im Herzen der Stadt, in Berlin-Mitte. Hier kannten wir uns bestens aus. Die Auswahl fiel auf die nähere Umgebung des Ausländergrenzübergangs »Checkpoint Charlie«. Der Übergang wurde von den vier Besatzungsmächten quer über die Friedrichstraße errichtet. Hier trennte der Übergang Ost- von West-Berlin, ausgestattet mit Hoheitsrechten russischer Besatzungsmacht auf östlicher Seite, und amerikanischen auf westlicher Seite der Straße. An dieser Stelle sollte ein ungehinderter Zugang für die Besatzungsmächte, deren Diplomaten ohne Personenkontrolle, garantiert sein. Durch ungewöhnlich starke Präsenz von Soldaten beider Mächte, auf östlicher Seite noch zusätzlich mit DDR-Grenzsoldaten verstärkt, versuchte jede Seite seine militärische Stärke zu zeigen. An dieser Stelle zeigte sich unmittelbar das Gesicht vom »Kalten Krieg am Eisernen Vorhang!«, so wurde die politische Lage dieser Zeit treffend bezeichnet. Genau hier am Schnittpunkt zwischen Ost und West wollten wir unsere Flucht wagen.

**Grenzübergang »Checkpoint Charlie«**  
*Unterhalb dieser Straße gelang uns die Flucht.*



Bildquelle: Aufnahmedatum: 03. 05. 1965 · Landesarchiv Berlin/Sass, Bert – F Rep. 290



*Der »Checkpoint Charlie« wurde als Grenzübergang für die damaligen Siegermächte des Zweiten Weltkrieges eingerichtet, um denen einen ungehinderten Zugang zu den jeweiligen Sektoren der Stadt zu garantieren. Für Amerikaner, Franzosen, Briten und der Sowjetischen Besatzungsmacht. Dieser Übergang galt als Brennpunkt zwischen Ost und West in der Zeit des »Kalten Krieges«.*

**Über eine Vielzahl von Publikationen sind weitere Informationen erhältlich. Hier wird besonders auf das Internet mit seinem Filmmaterial hingewiesen.**

Die Friedrichstraße war eine »der« Hauptstraßen Ost-Berlins, vergleichbar mit »Unter den Linden« einer weiteren zu Ost-Berlin zählenden Prachtstraße. Unter der Friedrichstraße ließ sich ein Abwasserkanal vermuten, welcher in der Lage sei, große Wassermassen zu transportieren. Wir waren fest überzeugt, dort könnten auch Menschen diesen Kanal durchlaufen, oder zumindest durchkriechen. Uns standen keine Pläne oder sonstige Dokumentationen über den Verlauf von unterirdischen Abwasserkanälen zur Verfügung. Wir glaubten durch einen kleinen Seitenkanal auf einen größeren Hauptkanal zu treffen, der uns in den Westen führte. Eine nur unbewiesene Spekulation ohne grundlegende Erkenntnisse.

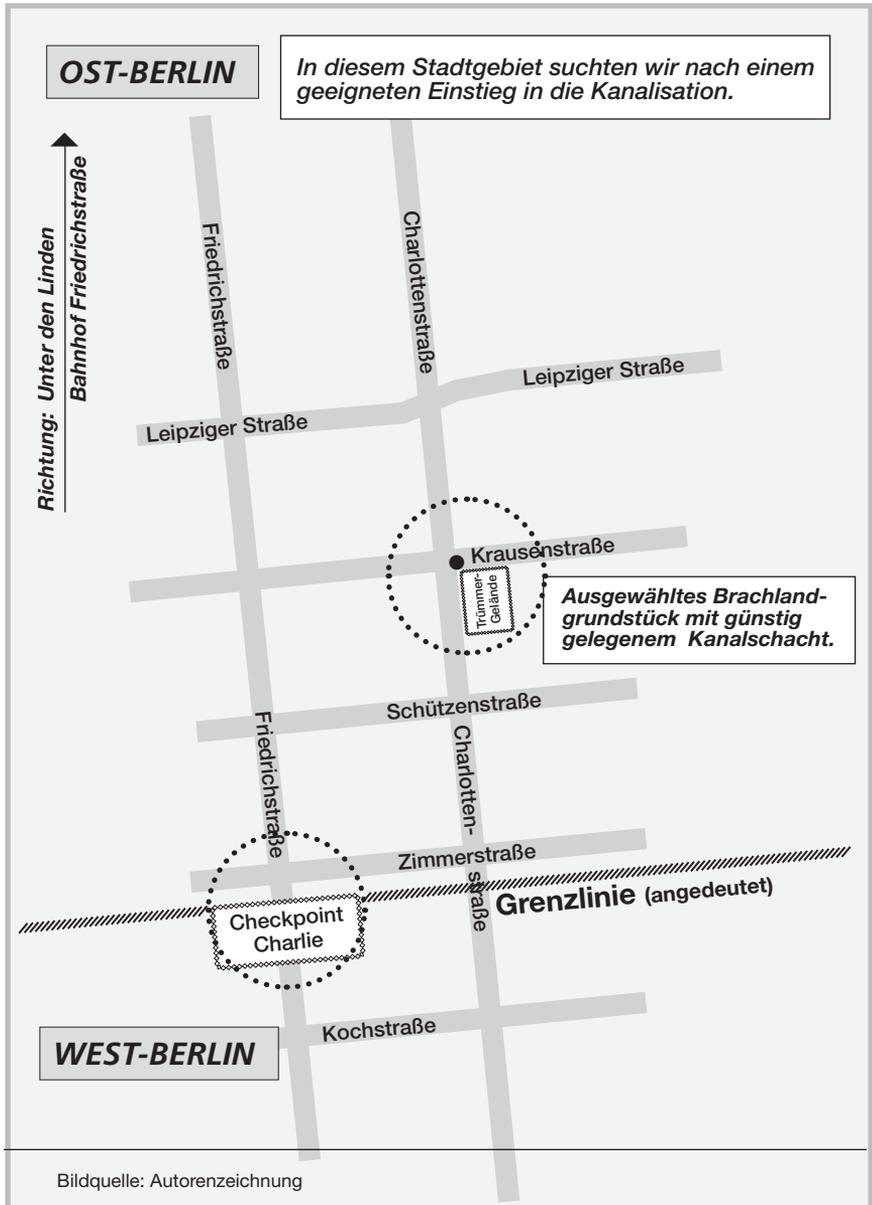
Den Fluchtweg unterhalb der Friedrichstraße, unter dem Grenzübergang »Checkpoint Charlie« hatten wir ganz gezielt ausgewählt. Der Übergang, bewacht auf der westlichen Seite mit einer Unzahl von amerikanischen Soldaten, lag im Blickpunkt von in- und ausländischer Öffentlichkeit. Diesen Umstand wollten wir als rettende Überlebenschance nutzen, falls unser Fluchtversuch scheitern sollte. Würde unser Fluchtversuch entdeckt, konnten die Grenzsoldaten uns nur aus einem auf dieser Straße befindlichen Kanalausstieg, an die Oberfläche zerren. Unsere Hoffnung: Im Blickfeld amerikanischen Soldaten von den ostdeutschen Grenzposten nicht be- oder womöglich sogar erschossen zu werden. Mit jedem Meter, den wir uns der westlichen Seite der Grenze und damit den amerikanischen Soldaten näherten, erhofften wir eine bessere Überlebenschance. Kein Ost-Berliner Grenzsoldat würde es wagen mit seinem Maschinengewehr in westliche Richtung, auf uns Flüchtlinge zu schießen. Als letzter Ausweg blieb nur der verzweifelte Versuch, um unser Leben rennend, auf die amerikanischen Soldaten zuzulaufen. Eine schwache Hoffnung, die wir jedoch mit einkalkulierten Würden wir es nicht bis in den Westen der Stadt schaffen, sollte die Öffentlichkeit wenigsten zusehen und mitbekommen, wie man uns gescheiterte Flüchtlinge aus der Abwasserkanalanlage zerrt und behandelt. Wir dachten auch an die vielen Pressefotografen, die an diesem Brennpunkt fast jeden Tag fotografierten. Nun galt es, einen von Ost-Berliner Grenzposten nicht einseharen oder unbewachten Kanaleinstieg zu finden. Die um mehrere Straßenzüge zurückliegende

Krausenstraße schien ausreichend von der Grenze entfernt. Die kleine Nebenstraße mündete direkt in die Friedrichstraße. In diesem etwas zurückliegenden Grenzvordland erwarteten wir keine oder nur mäßige Kontrolle durch Grenzsoldaten. Nächtliche Streifengänge durch normale Polizeikräfte ließen sich nicht gänzlich ausschließen. Unsere Überlegung: »Lieber eine längere unterirdische Wegstrecke zurücklegen, als schon beim Einstieg in den Abwasserkanal entdeckt und verhaftet zu werden«.

In diesem Ost-Berliner Stadtteil anfallende Abwässer wurden auf direktem Weg in West-Berliner Kläranlagen geleitet und dort aufbereitet. So konnte das Abwasser nur in westliche Richtung abfließen. Ob Hartmut, Winfried und mein Bruder eine Flucht durch die Abwasserkanalisation in ihre eigenen früheren Fluchtpläne mit einbezogen hatten, wusste ich nicht. Der Hinweis zur Fließrichtung kam von Hartmut. Die wenigen Informationen sollten für einen Plan zur Flucht reichen? Mehr stand uns nicht zur Verfügung, die mussten ausreichen.

Tante Susie hatte sich mit ihrer beklagenswerten Situation offensichtlich abgefunden. Die Flucht durch einen Abwasserkanal meinte sie, konditionell durchzustehen. »Besser als die Idee zu schwimmen«, so ihr Kommentar. Sich vom Rest ihrer Familie zu trennen, machte ihr immer noch sehr zu schaffen. Es fehlte ihr endgültiges: »Ja! Ich komme auf jeden Fall mit!« Ihre Zweifel an Hartmut konnte sie einfach nicht überwinden. Sein offenes Eingeständnis Stasi-Mitarbeiter zu sein, reichte nicht aus, ihr Misstrauen zu zerstreuen. Für sie blieb er dubios und undurchsichtig, obwohl er dazu keinen Anlass lieferte. Hartmut schlief bei uns in der Wohnung. Am nächsten Tag wollten er und mein Vater die im Stadtplan ausgewählten Straßen ablaufen, um sich ein genaues Bild von der gesamten Umgebung zu verschaffen.

Ein neuer Tag brach an. Mein Vater meldete sich auf seiner Arbeitsstelle krank. Mit Hartmut machte er sich auf den Weg, einen günstigen Ausgangspunkt für unser Fluchtunternehmen zu suchen. Die Krausenstraße wollten sie auf besondere Bewachung durch Grenzposten oder Volkspolizei überprüfen. Eignete sich die Krausenstraße für unser Vorhaben, mussten sie in ihrem Verlauf einen günstig gelegenen Abwasserkanalschacht finden, in den wir unbeobachtet in die Kanalisation einsteigen konnten. Ob Polizei-Streifen auf ihr anzutreffen seien, wo wir uns notfalls verbergen könnten – offene Fragen, die einer Antwort bedurften. Würden sie einen geeigneten Einstieg finden, machte es Sinn, die vorgesehene, unterirdische Strecke, oben auf der Straße so weit es geht, in Richtung Westen abzulaufen. Dabei machte es Sinn, die Anzahl runder Kanaleinstiege bis zur Grenze hin, auszuzählen. Im Abwasserkanal unter der Straße könnten wir uns nur an durchlaufene, hinter uns gelassene Schächte orientieren.



Mit der U-Bahn fuhren sie bis zur U-Bahn-Station Berlin-Stadtmitte. Die Strecke endete an der letzten Station vor der Grenze auf östlichem Gebiet. Für DDR-Bürger war hier Endstation. Alle Fahrgäste mussten hier den U-Bahn-Zug verlassen, es sei denn, sie verfügten als Ausländer über entsprechende Reisepässe oder Papiere. Nach Überprüfung der benötigten Dokumente durften sie ihre Fahrt in Richtung Westen ungehindert fortsetzen. Die nachfolgende Haltestelle nach Station Stadtmitte ist die im Westen befindliche Station Kochstraße. Um Fluchtversuche zu verhindern, wurde jeder einzelne U-Bahn-Zug konsequent und penibel nach Flüchtlingen durchsucht. Selbst Hunde kamen bei Verdacht auf versteckte Personen zum Einsatz. In der U-Bahn-Station Stadtmitte hielten sich eine Unzahl von Ost-Berliner Grenzsoldaten auf, welche jeden Winkel des Bahnhofs, und den in den Westen führenden U-Bahn-Tunnel, streng bewachten. Hartmut und mein Vater verließen die U-Bahn. Mit Unbehagen schauten sie auf die große Zahl von Grenzsoldaten, die auf dem gesamten U-Bahn-Gelände herumliefen. Wenn oben auf der Straße, womöglich auch so viele Soldaten anzutreffen sind, wie hier, würde dies unser Fluchtunternehmen zusätzlich gefährden.

Zwischen den übrigen Fahrgästen konnten sie von Grenzkontrollen unbehelligt die U-Bahn-Station verlassen. Als sie sich oben auf der Straße umsahen, stellten sie erleichtert fest: »Hier sind Gott sei Dank keine Grenzsoldaten zu sehen.«



*Der Zugverkehr bestand noch einige Zeit, da die U-Bahn dem West-Berliner Verwaltungsbezirk zugehörte, und 1961 noch nicht gänzlich unterbrochen wurde. Es gab einige solcher Stationen die unter der Bezeichnung »Geisterbahnhöfe« bis zur endgültigen Sperrung ein unwirkliches Dasein führten.*

**Über eine Vielzahl von Publikationen sind weitere Informationen erhältlich. Hier wird besonders auf das Internet mit seinem Filmmaterial hingewiesen.**

Nach kurzer Zeit erreichten sie die Ecke Krausenstraße/Charlottenstraße. Auf den ersten Blick ein idealer Ort für das Fluchtvorhaben. Die Krausenstraße, nur unvollständig bebaut und streckenweise von einigen angrenzenden Ruinengrundstücken unterbrochen. Eine ruhige Straße, etwas abgelegen und vom sonst nur spärlich fließenden Verkehr getrennt. Die Charlottenstraße, auf der sie liefen, endete direkt an der Grenzmauer. Durchgangsverkehr für Fahrzeuge oder Passanten ließ die Sperrung nicht zu. Auch sie bestand aus einem Flickwerk von oberflächlich geräumten Ruinengrundstücken und sehr alten, von Bomben des 2. Weltkrieges stark mitgenommenen grauen Wohnhäusern. Die Anwohner der alten, wiederhergestellten Häuser bildeten ein unkalkulierbares Risiko für uns. Sie könnten uns aus den Fenstern beobachten, ohne dass wir es bemerkten. Weit

von der Grenzmauer entfernt liefen mein Vater und Hartmut unbehelligt durch die Straßen. Polizisten oder patrouillierende Grenzsoldaten begegneten ihnen nicht. Das änderte sich jedoch merklich, je mehr sie sich in westliche Richtung den Grenzsperranlagen näherten. Immer weniger Passanten suchten ihren Weg nach West-Berlin, zum Grenzübergang »Checkpoint Charlie«. Sie sahen mehrere Grenzposten, die ihnen entgegen kamen, oft nur Einzelposten, häufiger jedoch Doppelstreifen unterwegs. Bekleidung aus östlicher oder westlicher Produktion unterschied sich. Wer offensichtlich nicht westlich gekleidet, sich der Grenze näherte, fiel den Grenzsoldaten auf und lief Gefahr unangenehmen Fragen ausgesetzt zu sein: »Warum halten Sie sich im Grenzgebiet auf, besitzen Sie einen Passierschein?« Die wichtigste Frage: »Wo möchten Sie eigentlich hin?«

Dieser Prozedur wollten beide besser aus dem Weg gehen, und brachen den Erkundungsgang ein ganzes Stück vor dem Grenzübergang ab. Das eigentliche Ziel, bis ganz dicht an die Grenze zu gelangen, um dort vorhandene Kanaleinstiege mitzuzählen, war ihnen verwehrt. Es gelang ihnen nicht, die Anzahl der runden Kanalschachtabdeckungen, bis in den Grenzbereich hinein zu ermitteln. Beide liefen noch einige andere Seitenstraßen neben der Friedrichstraße ab, um sich einen besseren Überblick über den allgemeinen Verlauf der unterirdischen Kanäle zu verschaffen. Weitere zusätzliche Erkenntnisse ließ die Grenzumgebung nicht zu – mein Vater und Hartmut empfanden ihre Aktion unbefriedigend. Enttäuscht über das magere Ergebnis machten sie sich zurück auf den Heimweg. Eine Erkenntnis blieb: Krausenstraße/Ecke Charlottenstraße war der beste, bisher ermittelte Ausgangspunkt für die Flucht. Die örtlichen Gegebenheiten passten an dieser Stelle sehr gut zueinander. Am Rand des Bürgersteigs und dem auf der Straße eingelassenen Schachteinstieg, lag ein geräumtes Trümmergelände. Die Fläche grob planiert, ohne größere Stein- oder Schutthaufen. Einige flache Hügel, eine Mischung aus Schutt und Lehm Boden verteilt sich darauf. Viele der Unkrautpflanzen waren im Spätherbst verblüht und vertrocknet, sie boten jedoch ausreichend Schutz, sich dahinter zu verbergen.

Ein Versteck oder notdürftiger Sichtschutz musste vorhanden sein. Beim Einstieg in den Abwasserkanal durften sich nicht alle Beteiligten mitten auf der Fahrbahn um das Einstiegsloch versammeln. Wir waren zu viert, so viele Personen, vor einem Kanalschacht hockend, sind nicht zu übersehen – sie würde man entdecken. Bis auf die »Deckelöffner« blieben die restlichen Flüchtlinge so lange hinter den Hügeln verborgen, bis der Einstieg frei sei. Ist der Kanaldeckel aus seiner Halterung herausgehoben, sollte jeder so schnell er kann in den Kanalschacht einsteigen. Der Letzte, mein Vater oder Hartmut, hätte die schwierige Aufgabe, den offenen Kanalschacht mit dem schweren Kanaldeckel, von innen heraus wieder zu verschließen.

## **Vergleichsansicht. Umgebung unserer Kanaleinstiegsstelle.**

*Fotos aus neuerer Zeit zeigen einen Abwasserkanaleinstieg und eine Ruinen-Brachlandschaft, welche den damaligen örtlichen Gegebenheiten nahe kommt. Diese Aufnahmen wurden eine Straße von unserem damalig genutzten Abwasserkanaleinstieg entfernt aufgenommen.*



Bildquelle: Autorenfoto, Berlin · Datum: 2009

Der Kanaldeckel musste unbedingt wieder zurück in die Straßenhalterung, ein offener Kanaleinstieg würde nach Entdeckung sofort Grenzalarm auslösen. Die Suche, einen Einstieg in die Kanalisation zu finden, hatte ein Ende. Schneller als wir erwarteten, jedoch mit vielem Unbekanntem. Völlig auf uns allein gestellt, galt es die Flucht zu organisieren und hoffentlich unbeschadet zu überstehen. Es gab keinen Außenstehenden, dem wir trauen, oder um Rat hätten bitten können. Unterlagen über die Abwasserkanalisation gab es natürlich nicht. Auf einigen Ost-Berliner Stadtplänen endeten die in den Westsektor weiterführenden Straßen an der Grenze zu West-Berlin. Hinter dieser zeigte sich dann ein »Niemandland«, eine unbedruckte weiße Fläche.

Auf viele Fragen fanden wir keine schlüssige Antwort.

Bewegen wir uns im Abwasserkanal tatsächlich in die gewählte Richtung oder ist die Kanalführung eine völlig andere?

Wann konnten wir sicher sein, uns hinter der Grenze zu befinden?

Wie viele Einstiegsschächte müssen wir hinter uns lassen, um wirklich sicher West-Berliner Gebiet zu erreichen?

Wie lang ist die unterirdische Strecke, die wir zurücklegen müssten?

Wie ist ein Abwasserkanal beschaffen?

Wie dunkel ist es im Abwasserkanal, könnten wir eine Taschenlampe benutzen?

Wie hoch steht das Abwasser in einer Abwasserkanalröhre?

Können wir in der Kanalisation aufrecht laufen, oder müssten wir kriechen?

Ist der Gestank vom Abwasser zu ertragen, macht er einen krank?

Laufen wir Gefahr mangels Frischluft in der Kanalröhre zu ersticken?

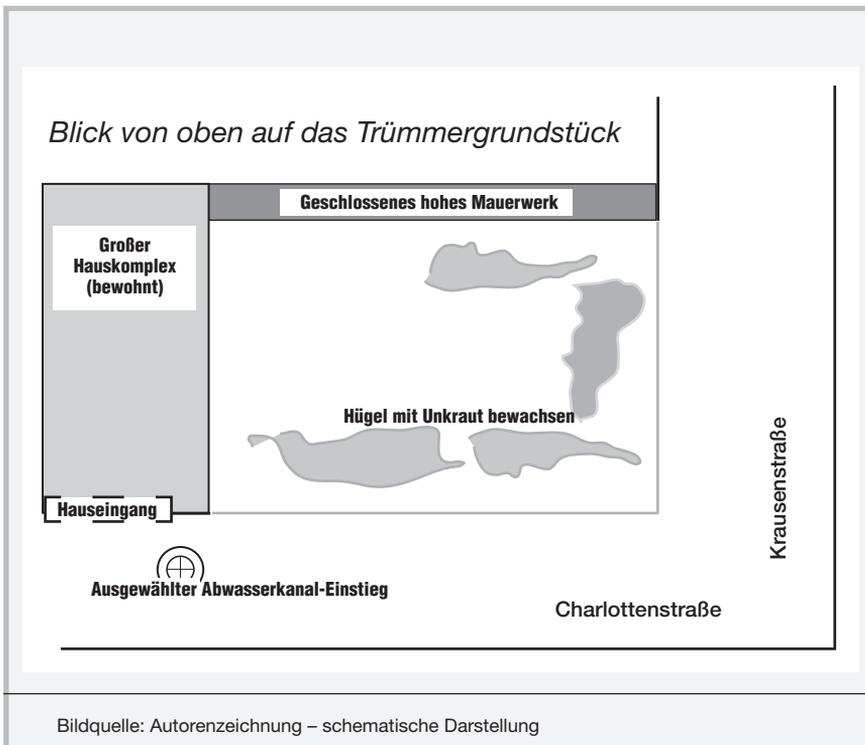
Treffen wir im Abwasserkanal auf Ratten?

Was geschieht, wenn wir zu früh den Kanal verlassen, und mitten im Grenzübergang auf östlicher Seite, oder im »Todesstreifen« entdeckt werden?

Als ich am Nachmittag nach Schulschluss wieder zuhause eintraf, erzählte Hartmut vom nur mäßigen Erfolg ihrer Zählaktion der Kanalschächte. Jetzt sollte ich den gleichen Weg wie die Erwachsenen nochmals ablaufen, und versuchen so weit als möglich in den Grenzübergang »Checkpoint Charlie« hineinzukommen. Mit den Füßen könnte ich den Abstand zwischen zwei runden Kanalschacht-Abdeckungen vermessen. Mit einem Maßband oder Zollstock ließ sich dies natürlich nicht bewerkstelligen, ohne gleich aufzufallen. Ohne lange zu überlegen stimmte ich zu. Mein Vater erklärte mir noch mal, wo sich die Straßenecke mit dem dazugehörigen Brachland befand. Noch bevor es dunkel wurde, machte ich mich auf den Weg. Wie zuvor die Erwachsenen fuhr ich mit der U-Bahn vom Bahnhof Friedrichstraße bis zur U-Bahn-Station Stadt-Mitte. Mir fiel die große

Anzahl von patrouillierenden Grenzsoldaten auf. Ich fühlte mich beobachtet; vollkommen unsinnig bei den vielen Reisenden um mich herum. Die von meinem Vater beschriebene Straßenecke kannte ich und erreichte sie, ohne lange suchen zu müssen. Das vor mir liegende Brachlandgrundstück eignete sich augenscheinlich gut für unser Vorhaben.

Der ausgewählte, auf der Fahrbahn eingelassene, runde Abwasserkanaldeckel war unübersehbar. Vom Ruinengrundstück bis zum vorgesehenen Einstieg in den Abwasserkanal müssten wir etwa zehn Meter, quer über den Bürgersteig, zurücklegen. Der hintere Teil des Grundstücks wurde durch eine hohe Hausrückwand, einer dahinter befindlichen Häuserzeile abgeschlossen. Die linke Seite grenzte an einen Gebäudekomplex. Rechts breitete sich eine große freie Fläche aus, welche die Sicht bis zur entfernten Friedrichstraße freigab. Ich lief auf dem zugänglichen Trümmergrundstück neugierig umher. Niemand achtete auf mich, während ich auf den flachen, mit Unkraut bewachsenen Lehmhügeln umherlief.



Vom Grundstück aus konnte ich in einiger Entfernung den nur mäßigen Verkehr der Friedrichstraße beobachten. Einzelne Autos fuhren in Richtung zur Grenze, andere kamen von dort wieder zurück. Meistens waren große ausländische Diplomatenwagen oder Dienstwagen von Grenzposten unterwegs. Einige Zeit verbrachte ich auf dem Gelände. Die gesamte Umgebung schien wie ausgestorben. Es liefen weder Fußgänger noch fuhren Autos an mir vorbei. Für unser Fluchtvorhaben auf den ersten Blick eine ideale, dunkel und einsam gelegene Gegend. Ich hatte genug gesehen, und lief von der Krausenstraße, hin bis zur Friedrichstraße, meinem eigentlichen Ziel: dem »Checkpoint Charlie«. Auf dem Weg dahin wählte ich zwei hintereinanderliegende, runde Kanalschachtabdeckungen aus. Fuß an Fuß setzend, begann ich die dazwischenliegende Entfernung zu zählen. Die Zahl meiner dicht aneinander gesetzten Fußlängen sollte später zu Hause, als Grundlage für die Berechnung der unterirdischen Wegstrecke dienen.

Auf dem Weg zum Grenzübergang, zählte ich so gut es ging, die vorhandenen runden Kanaleinstiege. Vor der Grenze wurde ich von einem Grenzsoldaten aufgehalten. Freundlich, aber bestimmt, forderte er mich von Weitem auf, das gesperrte Grenzgebiet nicht zu betreten. Ich trug mein blaues »Pioniertuch« um den Hals. Als »Junger Pionier«, einer Jugendorganisation der DDR, der FDJ, erkennbar, lief ich unbeirrt auf ihn zu. Mit einem Schreibblock hoch über meinen Kopf gehalten, bat ich ihn um Unterstützung bei einer angeblich wichtigen Schularbeit. Ich redete auf ihn ein und lief einfach weiter auf ihn zu, als ob ich ihn nicht richtig verstehen könne. Meine Ausrede musste ihn nun überzeugen: Es läge mir am Herzen über den Einsatz der mutigen Grenzsoldaten zur Verteidigung des »Antifaschistischen Schutzwalls« einen großen Bericht zu schreiben. Es würde mich sehr interessieren, wie sicher ich mich nach der Schließung unserer »Friedensgrenze« fühlen durfte – dies sei Teil einer Hausaufgabe meiner Schule. Ich rasselte den Text ohne Versprecher, oder gar rot zu werden, herunter. Er brachte mich tatsächlich zu einem Vorgesetzten und besprach sich kurz mit ihm. Dieser nahm mich tatsächlich an die Hand und ging mit mir noch ein Stück tiefer in das Grenzgebiet. Er erklärte, die sichtbar aufgestellten Metallböcke würden als Panzersperre gegen einen aus dem Westen eindringenden Feind dienen. Quer über der Fahrbahn lagen längliche, flache Betonbarken. Fahrzeuge konnten zwischen diesen Hindernissen nur mit gedrosselter Geschwindigkeit, in großen Schlangenlinien ihre Fahrt fortsetzen. Überall sah ich Stacheldraht. Dies sei zum Schutz des Friedens und der DDR-Bürger eingerichtet, so lautete seine Erklärung.

Ich sah mich neugierig um und wollte im Zusammenhang der Grenzsicherung alles genau erklärt bekommen. So suchte ich unauffällig nach weiteren Kanaleinstiegen innerhalb des Grenzübergangs. Nach kurzer Zeit, es dauerte weniger als eine viertel Stunde, gab er mir unmissverständlich zu verstehen: »Es sei jetzt

langsam genug, ich sollte ihn nicht weiter von seinem Dienst abhalten.« Eifrig schrieb ich auf meinem Schreibblock und bedankte mich artig für seine Mühe. Er brachte mich wieder zurück zu dem Grenzsoldaten, den ich vorher mit meinem vorgeschobenen Anliegen überrumpelte. Etwas schäbig kam ich mir bei der hemmungslosen Lügerei vor. Ich sah mich nochmals um – blickte fast wehmütig hinüber auf die gegenüberliegende Seite nach West-Berlin. Dort standen viele Passanten, welche das Geschehen an der Grenze beobachteten. Mit unverwechselbaren Stahlhelmen sah ich amerikanische Soldaten in ihren Jeeps sitzen. Sie waren die Hüter des Friedens auf der anderen, der westlichen Seite der Grenzanlage. Die Freiheit auf dem mir gegenüberliegenden Stück der Friedrichstraße lag zum Greifen nahe. Was müssten wir alles anstellen, um die paar Meter bis in den Westen, der so dicht vor mir lag, zurückzulegen. Am liebsten wäre ich einfach losgerannt. Ich dachte mir: »Renne – renne doch los!«



Sehr viel hatte meine Aktion auch nicht gebracht. Die verlegten Querbalken aus Beton verhinderten die Sicht auf die in den Straßenverlauf eingebauten Kanaleinstiegsschächte innerhalb des Übergangs. So ließ sich eine gesicherte Anzahl nicht genau ermitteln.

Zwei Schächte, innerhalb des Grenzübergangs auf östlicher Seite, glaubte ich entdeckt zu haben, sicher war ich mir nicht. Fast genau so enttäuscht, wie bei meiner zurückliegenden fehlgeschlagenen Hafenesichtigung, machte ich mich wieder auf den Heimweg. Die ganze Strecke bis nachhause lief ich zu Fuß. Ingeheim hoffte ich, dass meine Ergebnisse doch in unseren Fluchtplan mit einbezogen würden. Waren meine Bemühungen gänzlich umsonst!? Die mageren Ergebnisse meiner Erkundung gab ich meinem Vater weiter. Ich wünschte mir die gezählten Fußabstände könnten wenigstens zur Einschätzung der Wegstrecke hilfreich sein. Der Abstand zwischen zwei einzelnen Kanalabdeckungen ließ sich in etwa berechnen und mit der geschätzten Anzahl von Kanaleinstiegen multiplizieren. Mit einem Zirkel, eingestellt auf den Maßstab der vorhandenen Stadtkarte von Ost-Berlin, versuchte mein Vater den Abstand und die Mindestzahl von Kanalschächten auszurechnen, die wir auf jeden Fall zurücklegen mussten, um sicher West-Berlin zu erreichen.

Auf meinem Weg bis in den »Checkpoint Charlie« hinein hatte ich ca. sechzehn runde Kanaldeckel gezählt. Einige auf der Krausenstraße und die restlichen auf der bis zur Grenze durchgehenden Friedrichstraße. Manche Einstiege befanden sich mitten auf der Fahrbahn, andere wiederum verteilt auf dem Bürgersteig. Der exakte Verlauf eines unter der Straße befindlichen Kanals ließ sich nicht sicher bestimmen. An Kreuzungen sah ich Kanalschächte, die sich dem Straßenverlauf nicht genau zuordnen ließen. Schon während des Zählens war ich meiner Sache nicht sicher. Die Lage der Kanaldeckel, unterschiedliche Abstände zwischen verschiedenen Einstiegen und eine für den Laien nicht nachvollziehbare Kanalführung irritierten. Ich erinnere mich, mindestens sechzehn bis achtzehn Kanalschächte müssten wir hinter uns lassen, um West-Berliner Gebiet zu erreichen. Besser wäre es zweiundzwanzig Kanalschächte zu durchlaufen, dann wären wir auf der absolut sicheren Seite, so unsere ungenaue Schätzung. Wir waren der Ansicht: Lieber einen Schachteinstieg mehr als zu wenig in die Planung einbeziehen. Liefern wir in West-Berlin weit in die Kanalisation, drohte uns keine Gefahr von DDR-Grenzsoldaten. Je entfernter von den Grenzanlagen, je sicherer unser Ausstieg. Die gemeinsam ermittelte Wegstrecke erwies sich im Nachhinein als reine Spekulation ohne gesicherte Vorgaben. Erst als wir in der Kanalisation unseren Weg zurücklegten, stellte sich heraus: »Alle unsere Berechnungen erwiesen sich als fehlerhaft – als absolut falsch!« Wir hätten uns die Arbeit, die oberirdische Berechnung des Kanalwegs ersparen können.

Nachdem der Fluchtweg feststand, in den Westen durch einen Abwasserkanal zu laufen, ging es nun daran, die endgültigen Vorbereitungen zu treffen. Auch hier war es an der Zeit, die nötigen Einzelheiten miteinander zu besprechen. Was müssen – was können wir mitnehmen? Benötigen wir irgendwelche Werkzeuge? Was kann gegen den im Abwasserkanal mit Sicherheit vorhandenen Gestank als Hilfsmittel eingesetzt werden? Kann man sich gegen Feuchtigkeit oder Abwasser wenigstens notdürftig schützen? Wie könnten wir uns tief unter der Straße in Dunkelheit miteinander verständigen? Können wir eine Taschenlampe gefahrlos nutzen? Viele Fragen stellten sich und suchten nach Lösungen und Antworten.

### BEKLEIDUNG:

Um uns vor dem Schmutzwasser im Kanal wenigstens etwas zu schützen, wollte mein Vater einen Schutzanzug, bestehend aus Hose und Jacke mit fest angenähter Kapuze nähen. Eine Kopfbedeckung schien besonders wichtig. Wir wussten nicht von wo, ob von der Seite, oder von oben, die Abwässer aus den angeschlossenen Häusern eingeleitet wurden. Um die unterschiedliche Größe für jeden von uns zu ermitteln, zogen wir die Kleidung an, welche wir auf der Flucht zu tragen gedachten, eine für den Monat Oktober übliche Garderobe. Die Temperatur hielt sich zu dieser Zeit immer noch in erträglichen Plusgraden, und es regnete nicht. Ich sollte meinen dreiviertellangen Herbstmantel anziehen. Dann nahm er erst unsere Maße auf und erhielt so eine Grundlage, die Schutzkleidung für uns ausreichend bequem zu schneiden. In seiner kleinen Werkstatt, in unserer Wohnung, begann er Tag und Nacht zu nähen. Er benutzte eine ziemlich sperrige Kunststoff- oder Gummifolie, die er aus seinen Beständen hervorholte. Die Nähte verklebte er zusätzlich innen und außen, mit einem aus dem Westen stammenden Alleskleber. Zur Verstärkung wurden sie nochmals mit langen schmalen Gummistreifen überklebt. Die Anzüge sahen schrecklich grob aus, waren sehr sperrig und ließen sich nur mühselig anziehen. An Armen und Beinen befestigte er mit einer Kordel versehene Verschlüsse. Die sollten eindringendes Abwasser zurückhalten. Schnell fertigte er für uns diese Kleidungsstücke maßgeschneidert an. Schellte es an unserer Haustür, versteckte er alles in einem Regal, was auf Kunststoffmaterial hinwies. Was er da schnaiderte und das Fertigungsmaterial durfte niemand zu sehen bekommen. Die Schutzkleidung musste sich schnell über unsere normale Kleidung anziehen lassen. Mehrmaliges Training war nötig, bis wir die Kleidung zügig anziehen konnten.

Wir mussten jedoch darauf zu achten hatten, dass die Nähte nicht aufplatzen. Während der Übung fiel ich öfters nach vorne auf die Knie. Nach und nach bekam

ich es gut in den Griff, das Training zeigte bei allen seine Wirkung. Wir waren uns noch nicht einig, ob wir uns schon vor dem Öffnen des Kanals umziehen sollten, oder erst, wenn der schwere Kanaldeckel aus seiner Fassung gehoben war. Das Umkleidetempo war sehr wichtig, denn hier bestand die Gefahr, beobachtet zu werden. Zeitraubend erwies sich der Moment, in dem wir die Hosenbeine über die angezogenen Schuhe streifen mussten. Die kleinen Bänder zum Abdichten an den Füßen ließen sich nur in gebückter Haltung zuschnüren. Das sperrige Material ließ dies aber nur bedingt zu, und die verklebten Nähte konnten dabei aufplatzen. Die fertigen Anzüge wurden zu handlichen Paketen zusammengefalzt. In diesem Aufzug hätten wir uns nicht auf die Straße begeben können. Angezogen sahen wir aus wie Mönche in Chemie-Schutzkleidung und wären sofort aufgefallen. Das Gewicht unserer Schutzkleidung hielt sich in Grenzen. Der Nutzen war unumstritten. Der im Kanal schwimmende Dreck sollte an unserer normalen Straßenkleidung nicht gleich daran haften bleiben. Anziehen konnten wir uns nicht vorher, sondern erst im letzten Augenblick, kurz vor dem Einstieg in den Abwasserkanal. Und das musste schnell gehen! Zu vernachlässigen war die Zeit zum Ausziehen der Kleidungsstücke. Dies könnten wir sicherlich ohne Zeitdruck in West-Berlin.

#### HILFSMITTEL:

Im Abwasserkanal war mit üblem Gestank zu rechnen. Die vorhandenen Abgase und Dämpfe konnten für uns zu einem gefährlichen Problem ausarten. Wirksame Mittel sich dagegen zu schützen standen uns nicht zur Verfügung. Wir hatten keine Atemschutzmasken oder sonstige Hilfsmittel, um gegen die im Kanal vorhandenen gesundheitsgefährdenden Faulgase angehen zu können. Uns blieb als einzige Hoffnung, dass die Gase durch vorhandene Aufstiegsschächte an die Straßenoberfläche gelangen, verdünnen und uns Flüchtlingen im Abwasserkanal noch ausreichend Luft zum Atmen ließen. Das Risiko durch Sauerstoffmangel ohnmächtig zu werden mussten wir eingehen. Um den Geruch abzumildern, hatte mein Vater mehrere kleine Tropffläschchen mit einer Baldrianlösung gekauft. Dazu ganz normale Verbandswatte, die wir mit Baldrian beträufeln, in unsere Nasenlöcher stecken, oder als Geruchsbremse vor den Mund halten konnten. So würden wir wenigstens den ekeligen Geruch verdrängen und auftretendes Würgegefühl unterdrücken. Jeder erhielt eine gute Handvoll gewöhnlichen Würfelzucker. Die kleinen Zuckerstücke, auch diese betropft mit Baldrian, sollten aufkommenden ekligen Geschmack etwas verhindern und möglichen Hunger dämpfen. Um den Würfelzucker gegen Nässe zu schützen, wurde er in einen

kleinen Pergamentbeutel gefüllt. Zusätzlich besaßen wir noch Pfefferminzdrops. Falls wir durch auftretende Faulgase Kopfschmerzen bekämen, waren auch ausreichend Kopfschmerztabletten eingeplant. Eines hatten wir völlig übersehen und vergessen: etwas zum Trinken.

### WERKZEUGE:

Wir hatten keine Ahnung von dem, was uns unten im Abwasserkanal erwartet. Mein Vater stellte eine kleine Sammlung verschiedener Werkzeuge zusammen. Ein dickes Seil, um uns notfalls gegenseitig wie Bergsteiger zu sichern. Als Hilfsmittel, damit keiner in der Dunkelheit unbemerkt zurückfällt, oder falls sich der Abwasserkanal unerwartet teilt, in dem unbekanntem Kanalsystem verläuft. Ein kleiner Hammer, ein Schraubendreher, eine Feile, eine Kneifzange, ein Metallsägeblatt, ein kleiner Meißel sowie ein Scheuertuch zum Umwickeln von Werkzeugen zur Geräuschkämpfung. Mein Vater rechnete mit Sperren, die den Übergang von West nach Ost mit Sicherheit verhindern, oder zumindest erschweren sollten. Mit Stacheldraht versperrte Engstellen waren in der Kanalröhre zu erwarten; weniger massives Mauerwerk, denn das Abwasser sollte ja ungehindert weiterfließen. Die Werkzeugsammlung war nur aufs Nötigste beschränkt. Weitere Gegenstände mussten noch zusätzlich in einer Aktentasche meines Vaters verstaut werden. Als sinnvolles Hilfsmittel für den Anführer der Fluchtgruppe wurde eine ungewöhnlich große Taschenuhr der Firma »Ruhla« gekauft. Wir fanden ein Modell mit riesigen Stundenzahlen auf dem Ziffernblatt und extrem dicken Zeigern, alles eingefärbt mit grüner Phosphor-Leuchtfarbe. Einige Stunden unter eine Lichtquelle gelegt, leuchtete das Ziffernblatt über lange Zeit, das hatten wir ausgiebig getestet. Wer an der Spitze der Gruppe lief, sollte die Uhr ab und an hochhalten, um so den Nachfolgenden ein Leuchtzeichen zu geben, wo er sich gerade befindet. Damit bestimmte er auch das Tempo der Gruppe.

### PERSÖNLICHE DOKUMENTE:

Wichtige persönliche Unterlagen und Dokumente wollte mein Vater unbedingt mitnehmen. Bis auf den Personalausweis, welcher zu jeder Zeit bei einer Straßen-Personenkontrolle vorzuzeigen war, konnten wir alle Dokumente wasserdicht verpacken. Mein Vater nahm Urkunden, Zeugnisse, Stammbuch der Familie, fast alle wichtigen Unterlagen die unsere Familie betrafen mit. Alte Fotos und familiäre Erinnerungen fanden auch ihren Platz. Persönliche Dokumente von

Tante Susie wurden zu unseren beige packt. Hartmut wollte seine eigenen Papiere bei sich halten. Jedes Dokument wickelte mein Vater dick in Plastikfolie ein. Er verklebte alle Ecken und Kanten zusätzlich mit Klebestreifen, um eindringendes Abwasser abzuhalten. Die Verpackung war zwei- bis dreifach gesichert. Das Ganze wurde dann wiederum in einen wasserdichten Einkaufsbeutel aus westlicher Produktion gesteckt und dieser oberhalb fest verschnürt und nochmals zusätzlich verklebt. Die Verpackung war luft- und wasserdicht.



**Einige auf der Flucht mitgenommenen Original-Dokumente sind als Anschauungsmaterial im Internet veröffentlicht.**

**[www.michaelsynowzik-kanalflucht1961.de](http://www.michaelsynowzik-kanalflucht1961.de)**

#### WERTGEGENSTÄNDE:

Mein Vater legte sehr großen Wert darauf, in der Freiheit des Westens »Keinem auf der Tasche zu liegen« – sein unverrückbarer Standpunkt. Er hatte einiges von seinem Lohn und der nebenher laufenden Schneidertätigkeit zurückgelegt. Die Ost-Währung, besonders nach dem Mauerbau, war im Westen wertlos. So besuchten wir ein großes HO-Kaufhaus am Ost-Berliner Alexanderplatz und kauften für das ganze restliche vorhandene Ost-Geld, zwei Fotoapparate der Marke »WERRA«. Die Qualität wurde selbst in West-Berlin hoch geschätzt, und mein Vater erhoffte sich, durch schnellen Verkauf, über Bargeld zu verfügen.

Vor Jahren hatten wir über eine entfernte Tante ein kleines Erbe angetreten: »Ein Meißener« Porzellanservice aus über einhundert Einzelteilen, jedes war individuell mit einem in blau handgezeichnetem Hochzeitsmotiv versehen. So schön und wertvoll, dass wir es selbst nie benutzten. Dazu gehörte ein Hummer-Besteck aus Silber. Eine Rarität, für den Normalbürger der DDR nicht käuflich.

Mein Vater wollte das Hummer-Besteck mit über die Grenze nehmen und im Westen verkaufen, damit wir in den ersten Tagen nicht mittellos auf der Straße stehen. Uns war bekannt, im West-Berliner Stadtteil Marienfelde existiert ein Sammellager für Flüchtlinge, was uns dort erwartet, und wie es direkt nach der Flucht weitergeht – darüber hatten wir keine Vorstellung. In der DDR gab es logischerweise keine Informationen oder Menschen, denen die Flucht in den Westen gelang, und die wir hätten fragen können. Westliche Radiosendungen war die einzige, verbotene Informationsquelle. Auf finanzielle Überbrückungshilfe wollte mein Vater sich nicht verlassen. Immer bestrebt, seine Probleme in Eigenver-

antwortung selbst zu lösen, wollte er nicht zum Bittsteller werden. Sein Stolz, ja seine fast an Starrsinn grenzende Einstellung, machte die Planung für uns nicht unbedingt einfacher.

*Dieses Silber-Besteck fand seinen Weg durch den Abwasserkanal.  
Einige Teile davon befinden sich noch in meinem Besitz.*



Bildquelle: Autorenfotografie ca. 2011.

Meine persönlichen Habseligkeiten hielten sich in Grenzen. Ich wollte nur ein DIN-A5 großes Briefmarkenalbum mitnehmen. Mein Vater gab sich sehr große Mühe es besonders gut wasserdicht einzupacken. Ansonsten gab es nichts, was ich besonders vermissen würde. Schulsachen, die letzten kleinen Geburtstagsgeschenke, Spielsachen – keine dieser persönlichen Dinge schien mir so wichtig sie unbedingt mitzunehmen. Nur der Gedanke: »Weg von hier, raus aus dieser unerträglichen Situation, endlich wieder zur Ruhe kommen und normal leben können«, dies stand für mich im Vordergrund. Alles andere war mir unwichtig. Tante Susie wollte nichts aus ihrer Wohnung mitnehmen. Bis auf einige persönliche Papiere und Dokumente ließ sie alles zurück. Besondere Wertgegenstände besaß sie nicht. Es sollte ihren beiden Kindern bei den Vorbereitungen nicht auf-

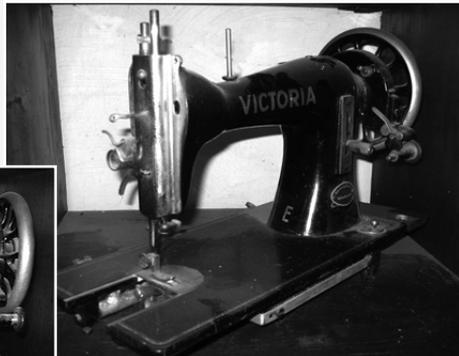
fallen, dass sie sich auf eine Reise ohne Rückkehr begab. Nichts würde aus der Wohnung fehlen, was auf eine geplante Flucht deuten würde. Diese Einstellung diente zum Schutz ihrer zwei zurückgebliebenen Kinder. Auf sie sollte kein Verdacht der »Fluchthilfe« fallen.

### DAS UNMÖGLICHE:

Hartmut hatte ein großes Problem mit meinem Vater. Der ließ sich nicht davon abbringen den Nähkopf seiner »geliebten« Singer-Nähmaschine mitzunehmen. Ich war entsetzt über diese Idee und machte keinen Hehl daraus. Richtig wütend wurde ich. Darüber gerieten wir in offenen Streit. Das Ding wollte ich einfach nicht mit dabei haben! Der Nähmaschinenkopf war nicht sonderlich groß oder schwer, aber sehr sperrig. Selbst Tante Susie redete ihm wie einem »kranken Gaul« zu, er ließ sich absolut nicht von dieser wahnwitzigen Idee abbringen.

*Mit einem Nähmaschinenkopf der Marke »SINGER« im Schlepp, wollte mein Vater durch den Abwasserkanal nach West-Berlin.*

*Abbildung zeigt eine Maschine ähnlicher Bauart.*



Bildquelle: Autorenfotografie ca. 2013 – gesehen Konditorei & Cafe Bös, Ratingen.

Seine feste Überzeugung: Für das mitgenommene Oberteil ließe sich ein Untergestell im Westen finden, und so könnte gleich wieder nähen und Geld verdienen. Kundschaft, durch unsere in West-Berlin wohnenden Verwandten und

Bekanntes, war vorhanden. Hier hoffte er auf Aufträge, um in der ersten Zeit über die Runden zu kommen. Aus einem kleinen, vielleicht 70 x 40 cm großem Lattenrost, baute er ein flaches Transportbrett mit Rädern. Daran befestigte er ein Seilstück zum Ziehen, ähnlich einem Schlitten. Die Maschine verpackte er in Öl getränktes Packpapier und mehreren Schichten Plastikfolie, aus den Resten der Produktion unserer Schutzanzüge. Das Gefährt wollte er durch den Abwasserkanal hinter sich herziehen! Es war absolut unmöglich ihn umzustimmen. Hartmut gab entnervt auf ihn von dieser Idee abzubringen. Ich hatte große Bedenken, dass genau dieses »Ding« uns schon auf dem Weg zum Kanaleinstieg Probleme bereiten könnte. Schnelles Anziehen der Schutzkleidung hatten wir ausreichend geprobt, aber einen »Nähmaschinenkopf« in einen Kanaleinstieg hinein zu bekommen, grenzte für mich an Wahnsinn. Ich fand seine Idee »Schwachsinn«.

#### DER GEPLANTE ABLAUF:

Am Samstag, 14. Oktober 1961 wollten wir es wagen – fest überzeugt alle erdenklichen Vorbereitungen getroffen zu haben. Unsere Wohnung war der Treffpunkt für alle. Gegen Abend sollten wir getrennt das Haus verlassen. Tante Susie würde als Erste, kurz nach 18.00 Uhr sich auf den Weg zu unserem vereinbarten Treffpunkt: Reinhardtstraße/Ecke Friedrichstraße machen. Sie hatte nur die im Tragebeutel wasserdicht verpackten Dokumente als leichtes Handgepäck bei sich. Etwa eine viertel Stunde später würden Hartmut und mein Vater losgehen. Sie nehmen die restlichen verpackten Gegenstände mit: die flache Karre und die zusammengefaltete Schutzkleidung. Nachdem sie die Wohnung verließen, sollte ich einige Minuten abwarten, und mich erst dann auf den Weg machen. Als Gepäck blieb für mich nur mein kleiner schmaler Rucksack, darin eingepackt das Briefmarkenalbum und meine alte Taschenlampe übrig.

Mich als Letzten gehen zu lassen war von besonderer Bedeutung. Falls die Erwachsenen vor, oder an unserem Treffpunkt abgefangen werden, sollte ich sofort wieder nachhause zurücklaufen. Es war nicht auszuschließen, dass unsere Fluchtvorbereitungen nicht unbemerkt blieben. Auch das Schicksal meines Bruders war bisher nicht geklärt. Die Bedenken von der Stasi überwacht zu sein, war nicht vollständig auszuschließen. Den kleinen Rucksack, die Hilfsmittel wie Zuckerstücke, Baldrian usw. wegwerfen und in unserer Wohnung der Dinge harren, die auf mich zukämen. Mit »weinerlichen« Ausreden sollte ich meinen Vater beschuldigen, er hätte mich zurücklassen um ohne mich im Westen ein neues Leben zu beginnen. Eine kleine Hoffnung, mich als Mitwisser der Fluchtaktion auszuschließen. Ob ich diese Lüge bei längerer Befragung aufrechterhalten

konnte? Mich als armes »Opfer« darzustellen wäre auf jeden Fall einen Versuch wert. Alles sollte ich nach Möglichkeit unbemerkt wegwerfen. Ich durfte nichts bei mir haben, was auf das geplante Fluchtvorhaben hinwies.

Das Licht im Wohnzimmer und in der kleinen Schneiderstube meines Vaters musste eingeschaltet bleiben. Es brannte häufig bis spät in die Nacht hinein, wenn mein Vater für seine private Kundschaft schneiderte. Die Flucht sollte so spät wie möglich von den Hausbewohnern bemerkt werden, die Wohnung noch einige Zeit normal bewohnt aussehen. Scheitert die Fluchtaktion, blieb uns eine gewisse Zeitreserve, wieder in unsere Wohnungen zurückzukehren.

Ganz bewusst hatte mein Vater für unser Vorhaben einen Samstag gewählt. Die Leute bereiten sich auf das Wochenende vor, und der Berufsverkehr, würde sich immer mehr beruhigen. Wir hofften, dass die Gegend um unseren ausgewählten Kanaleinstieg mehr und mehr vereinsamt. Wann der passende Moment zum Einstieg in das Kanalsystem gekommen sei, ließ sich nur vor Ort, im letzten Augenblick entscheiden.

Der Einstieg in das Kanalsystem war so geplant und immer wieder besprochen: Wir verbergen uns auf dem Trümmergrundstück hinter den Unkrauthügeln. Dann legen wir unser mitgenommenes Fluchtgepäck griffbereit neben uns. Nun galt es abzuwarten, bis Straßen und Umgebung menschenleer sind. Dann erst ergibt sich eine Gelegenheit, ungesehen in den Abwasserkanal einzusteigen. Mit bloßen Händen und vorgefertigten Seilstücken, würden mein Vater und Hartmut den Kanaldeckel aus seiner Straßenhalterung herausheben. Durch die im Kanaldeckel befindlichen Schlitze sollten Seilstücke geschoben, und die Seilenden als Griffschlaufen zusammengebunden werden. Damit ließe sich der Kanaldeckel aus seiner Straßeneinfassung herausheben – der Einstiegsschacht wäre offen.



***Vier durch die Öffnungen gezogene Seilstücke sollten als Trageschlaufen dienen und ermöglichen den schweren Kanaldeckel aus seiner Halterung heraus zu heben.***

Bei der Öffnungsprozedur würden Tante Susie und ich, unsere Schutzkleidung überziehen und auf ein Handzeichen für den Einstieg warten. Zuerst sollte ich mit Rucksack und Aktentasche zum Kanaleinstieg laufen, meine Sachen neben die Schachtöffnung legen. Mein Vater würde mit der Taschenlampe in den Schachteinstieg leuchten, und erst einmal nachsehen, was uns unten in der Kanalröhre erwartet. Nur im Lichtschein ließ sich sehen, wie tief es nach unten geht, die Anordnung der Trittkrampen, die Höhe des vorhandenen Abwassers, die erhoffte

Fließrichtung. Es galt zu prüfen, ob der Kanal für uns überhaupt begehbar sei. Erst ab diesem Moment würde über Start oder Abbruch des ganzen Unternehmens entschieden. Ist die Kanalaröhre zu niedrig, oder der Abwasserspiegel zu hoch, bleibt uns nur übrig die gesamte Fluchtaktion endgültig aufzugeben.

Verlief bis dahin alles nach Plan, sollte ich nach unten steigen, die von oben zu mir heruntergereichten Gepäckstücke annehmen und anschließend mit der Taschenlampe nur den Grund des Kanalschachtes ausleuchten.

Bevor Tante Susie hinuntersteigt, müsste sie mir den Dokumentenbeutel herunterreichen. Etwas Licht sollte den Weg nach unten erleichtern, und verhindern, dass sie in dem sonst dunklen Schacht, die schmalen Trittkrampe verfehlt. Kein Lichtschein durfte aus der Schachtöffnung nach oben hin zur Straße dringen, darauf hatte ich zu achten. Standen Tante Susie und ich, unbeschadet auf dem Grund des Abwasserkanals, machten sich Hartmut und mein Vater auf den Weg zu uns in die Tiefe. Beide müssten vorerst zurück zum Trümmergrundstück laufen und ihre Schutzanzüge überstreifen. Befindet Hartmut sich im Kanalschacht, nimmt er den Lattenrost mit dem unhandlichen Nähmaschinenkopf entgegen.

Als Letzter steigt mein Vater hinunter, um über sich den Kanaldeckel mit aller Kraft wieder in seine Straßenhalterung zurückzuziehen. Nur wenn der Kanalschacht wieder verschlossen ist, könnten wir uns auf den Weg machen. Blicke er offen, würde unser Fluchtvorhaben entdeckt und eine Großaktion der Grenzbewacher auslösen.

Es wurde auch festgelegt, in welcher Reihenfolge wir durch den Kanal liefen. Vor uns geht Hartmut mit der leuchtenden Taschenuhr als Wegführer. Direkt hinter ihm ich, dann Tante Susie und als Letzter mein Vater. Er zieht den Lattenrost hinter sich her. Sein Vorhaben war für mich immer noch absurd und unsinnig. Ich hatte es jedoch aufgegeben, ihn darauf anzusprechen.

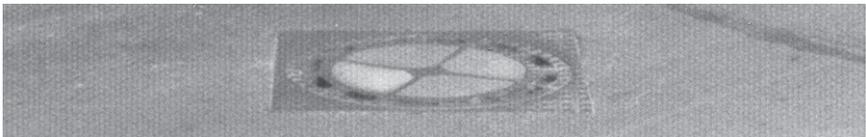
Gemessen an der oberirdisch verglichenen Wegstrecke, planten wir für den unterirdischen Weg durch die Kanalisation gut zwei Stunden ein. In dieser Zeit meinten wir, es zu schaffen. Während unserer gemeinsamen Besprechungen wünschte ich mir: Bloß schnell in den Abwasserkanal einzusteigen, um dann in West-Berlin, auf der Kochstraße, nach wenigen Stunden wieder auszusteigen. Ich war felsenfest überzeugt – die Flucht gelingt! Die zur Planung gestellten Aufgaben ließen mir nur wenig Zeit, über Gefahren und Risiken langfristig nachzudenken. Das Schicksal von Peter und Winfried machte mir weit mehr zu schaffen.



## ***2. Kapitel***

### ***Der erste Fluchtversuch scheiterte***

Endlich ging es los!  
Stundenlanges Warten im Versteck  
Ein Volkspolizist – Flucht scheiterte kläglich  
Die Woche danach in der Schule





## **Der erste Fluchtversuch scheiterte**

*Endlich ging es los!*



Der heiß ersehnte Samstag war da! Nach der letzten Schulstunde verstaute ich wie gewohnt die Schulsachen in meinen Tornister. Um mich herum der Lärm meiner Mitschüler, die sich lautstark auf das kommende Wochenende freuten. Dass ich meine Schulfreunde, die Lehrer, die Schule, wahrscheinlich nie wiedersehen würde, hatte ich noch immer nicht verinnerlicht. In meinem Kopf drehten sich die Gedanken nur um die restlichen Stunden des Tages. Gekonnt überspielte ich meine Gefühlsschwankungen. Kein Mitschüler oder Lehrer spürte meine innere Zerrissenheit. Einigen Freunden fiel auf, dass sie mich nicht so oft wie sonst, zum Spielen auf der Straße antrafen. Von meinem Klassenlehrer, der die letzte Unterrichtsstunde absolvierte, verabschiedete ich mich ordentlich mit den besten Wünschen für das beginnende Wochenende. Mein Verhältnis zu den Lehrkräften, selbst zum Pionierleiter, der uns Schüler ideologisch unterrichtete, war ungezwungen und ungetrübt. Natürlich achtete ich sehr genau auf meine Worte, um nicht als westlich denkender Schüler und Pionier, unangenehm im Sinne des DDR-Systems aufzufallen.

Meine langjährige, beste Schulfreundin Margit bemerkte meine schleichende Veränderung. Mein ungewohnt, eigentümliches Verhalten zum Geburtstag gab ihr zu denken. Wir vertrauten uns, große Geheimnisse gab es zwischen uns nicht, um so mehr irritierte sie meine sonderbare Zurückhaltung.

*Meine langjährige Schulfreundin Margit Buß. (jetzt Ewald)  
Von meiner Einschulung bis zur Flucht 1961, besuchten wir gemeinsam in einer Klasse die Grundschule auf der Albrechtstraße und später die Oberschule auf der Hannoversche Straße.*

*Sie war als Einzige von unseren Fluchtplänen informiert. Selbst ihren Eltern, mit denen ich mich gut verstand, hatte sie bis zur gelungenen Flucht, nichts über unseren Fluchtplan mitgeteilt.*

*Mit meiner Schulfreundin Margit und Burkhard Ewald, bin ich seit vielen Jahren freundschaftlich eng verbunden.*



Bildquelle: Burkhard und Margit Ewald, Berlin · Datum: ca. 1965

Vom geplanten Fluchtvorhaben, die Probleme mit meinem Bruder und seinem verschwundenen Freund, das hatte ich ihr bisher verschwiegen. Ich gab meinem Vater das Versprechen mit »Niemanden« über die bisher getroffenen Vorbereitungen für unseren Fluchtplan zu sprechen. Das wollte ich unbedingt einhalten.

Noch auf der Straße vor unserer Schule sprach Margit mich unvermittelt an: »Bitte sag, was mit dir los ist, ist etwas wegen nicht in Ordnung, liegt es an mir?« Plötzlich brachen alle Schleusen, ich konnte sie einfach nicht belügen. »Es kann sein, dass du mich lange Zeit nicht mehr sehen wirst«, antwortete ich ihr leise. Sie begriff sofort, was diese Aussage bedeutet: »Du haust ab in den Westen?« Ihre Anmerkung klang eher nach Feststellung denn als Frage. »Ja, wir wollen es durch einen Abwasserkanal versuchen – wir müssen weg, mehr kann ich dir nicht sagen«. Zum ersten Mal hatte ich einer Person, die nicht an unserer Flucht beteiligt war, von unserem Vorhaben erzählt.

Ich vertraute ihr blind, und absolut sicher, sie würde mich und meinen Vater niemals verraten. Ihr gegenüber konnte ich mich offenbaren, einfach mal darüber reden. Mit ihr, ohne Angst und Misstrauen, über meine Gefühle und Gedanken sprechen zu können – es erleichterte mich ungemein. Sie jedoch, nach einer hoffentlich gelungenen Flucht, nicht wieder treffen zu können, stimmte mich tieftraurig. Die bittere Erkenntnis: Unsere Schulfreundschaft trennt sich auf unbestimmte Zeit, oder sogar für immer.

Inwieweit Tante Susie in unseren Fluchtplänen eine Rolle spielte, ließ ich jedoch unerwähnt. Auch wenn sie einem gemeinsamen Fluchtgedanken zustimmte, wollte ich sie nicht gefährden, falls im letzten Moment aus irgendwelchen Gründen, das Fluchtvorhaben nicht durchzuführen sei. Ihren Namen nannte ich nicht. Einerseits fühlte ich mich von beklemmender Last der Gedanken befreit, andererseits hatte ich ein schlechtes Gewissen meinem Vater gegenüber. Dass ihm gegebenes Versprechen, nicht darüber zu reden, hatte ich gerade mit wenigen Worten gebrochen. Margit genoss mein tiefstes Vertrauen, aber auch sie konnte durch eine ungewollte, unbedachte Äußerung unser Vorhaben in Gefahr bringen. Die über Jahre erlebte Angst vor Bespitzelung und Verrat prägte mich. Auf Margit konnte ich mich verlassen, nicht jedoch auf ihre möglichen Gesprächspartner.



Unaufhaltsam rückte der Moment, der endgültige Abschied von meiner gewohnten Umgebung immer näher. Wehmut kam auf, im Magen bildete sich ein Kloß, der langsam im Hals aufstieg und mir die Kehle zuschnürte. Bis jetzt standen Gespräche, Planungen und Überlegungen im Vordergrund, nun waren sie abgeschlossen. Wir machten uns auf den Weg – unumkehrbar, nicht mehr aufzuhalten, die Dinge nahmen mit ungewissem Ausgang ihren Lauf. Jetzt erst, in diesem Moment wurde mir unser abenteuerliches Vorhaben vollends bewusst.

Hartmut hatte wieder bei uns geschlafen und wollte bis zum geplanten Aufbruch am Abend bei uns bleiben. Tante Susi erwartete für den Nachmittag noch ihre Tochter – sie setzte alles daran diesen Besuch zu verhindern – es gelang ihr jedoch nicht. Auf Fragen ihrer Tochter nach dem verschwundenen Bruder hatte sie keine schlüssigen Antworten. Bis kurz nach siebzehn Uhr würde sie unter allen Umständen versuchen, den Besuch zu beenden. Sie hatte sich nun doch entschlossen, mit uns in den Westen zu gehen. Was ging in ihrem Kopf vor? Gleich würde sie ihrer Tochter vor unserem Aufbruch sehen, um sich gleichzeitig von ihr unmerklich zu verabschieden. Würde sie sich im letzten Moment doch noch anders entscheiden? Wie ich die letzten Stunden bis zum Aufbruch verbrachte, kann ich nicht mehr nachvollziehen. Einige Stunden hatte ich mich ausgeruht und sogar geschlafen. Wir gingen nochmals unsere Absprachen durch. Mein Vater wollte mir Mut machen, mich aufmuntern, zusätzlich aufbauen; aus meiner Sicht vollkommen unnötig. Ich fühlte mich stark genug, diese Fluchtaktion durchzustehen. Meine bisherigen Aufgaben hatte ich so gut es ging erfüllt. Ganz im Gegenteil: Ich wollte endlich los, bald im Westen sein!

Wir warteten gespannt darauf, wann auf der gegenüberliegenden Hausseite das Licht in Tante Susie's Küche gelöscht würde. Niemand sprach etwas, und eine unglaubliche Spannung lag in der Luft. Hartmut wurde ungeduldig, es platzte aus ihm heraus: »Mensch, wann geht die denn endlich los?!« Für ihn ging es viel zu schleppend, zu langsam voran. Was machte ihn so ungeduldig? Seit er auftauchte, bis zum jetzt bevorstehenden Aufbruch, drängte er unentwegt zur Eile. Wir mussten auf das Zeichen von Tante Susie warten. Es lag in ihrer Hand, wann wir aufbrechen konnten. Noch immer stand sie zusammen mit ihrer Tochter in der Küche. Erst wenn sie die Wohnung verließ, konnte Tante Susie sich auf den Weg zum vereinbarten Treffpunkt begeben. Ihre unbeleuchtete Küche war für uns ein Zeichen zum Start, ihr Aufbruch ist gleichzeitig ein Startzeichen für uns. Einige Minuten nach 18 Uhr war es endlich soweit! Tante Susie schaltete in der Küche das Licht aus. Wenige Sekunden später sahen wir, wie sie zusammen mit ihrer Tochter die Wohnung verließ. Sie hatte sich für uns, für eine gemeinsame Flucht endgültig entschieden. Jetzt gab es kein zurück mehr!

Ich war überglücklich! Mein Vater und Hartmut gingen wenige Minuten später in die Küche. Jeder nahm sein zugedachtes Fluchtgepäck zur Hand. Hartmut klemmte sich den von mir so gehassten Lattenrost mit der darauf festgebundenen Nähmaschine unter den Arm. Mein Vater hing sich seine Aktentasche um den Hals und nahm den Beutel mit den Dokumenten an sich. Er sah mich nur kurz an, sprach kein Wort, ich meinte Tränen in seinen Augen zu entdecken. Er drückte mich kurz an sich, und beide verließen wortlos die Wohnung.

Als sich die Wohnungstür hinter ihnen schloss, kämpfte auch ich mit den Tränen. Einsam und verloren stand ich in der großen Küche. Auf dem Küchentisch lagen meine Schlüssel – und nur der kleine Rucksack. Mehr war da nicht! Die spärlichen Reste meines bisherigen Kinderlebens – verpackt in einem Rucksack! Einige Minuten wartete ich wie abgesprochen und machte mich dann auf den Weg. Wie von unsichtbarer Hand geleitet, lief ich, vor mich hinschluchzend, durch die Zimmer. Alles wollte ich mir »zum letzten Mal« ansehen. Mein trauriger Rundgang überbrückte die letzten paar Minuten bis zum Aufbruch.

Nur im Wohnzimmer und kleinem Schneiderzimmer ließ ich das Licht brennen – die restlichen Räume blieben unbeleuchtet. Nun machte auch ich mich auf den Weg zum Treffpunkt. Meine Empfindungen, als ich unsere Haustür von außen abschloss, lassen sich nur schwer in Worte fassen. Die Tür war ausgestattet mit zwei ganz normalen Schlössern. Meine Hand zitterte, ich war nicht in der Lage den zweiten Schlüssel in das passende Schlüsselloch zu stecken. Nur mit Mühe gelang es mir. Schnell lief ich den Treppenaufgang hinunter und wünschte, in meinem aufgelösten Zustand bloß keinem Hausbewohner zu begegnen. Mein Weg führte bis ans Ende der Reinhardtstraße, vorbei an meiner ehemaligen Volksschule und einem angrenzenden Spielplatz; ein beliebter Treffpunkt mit meinen Schul- und Spielkameraden.



### ***Meine erste Schule. Trennungsgedanken.***

*Meine Schulklasse in der Volksschule an der Reinhardtstraße/ Ecke Albrechtstraße mit unserer Direktorin und Klassenlehrerin.*

Bildquelle: Autorenfotos, Berlin · Datum: ca. 1959



**Mein Kinderspielplatz.  
Trennungsgedanken.  
Ein Abschied für immer.**

*Mein geliebter Kinder-Spielplatz  
bei einem Sommerfest.*



*Die im Hintergrund sichtbare  
Ruinenmauer steht direkt an  
der Reinhardtstraße  
und zeigt den damaligen  
baulichen Zustand meines  
Wohnviertels.*

Bildquelle: Autorenfotos, Berlin · Datum: ca. 1959

Dort konnten wir herrlich herumtoben und spielen. Auf dem Platz veranstaltete unsere Schule einige Schul- und Sportfeste. Eltern arrangierten in Eigeninitiative Kinder- und kleine Sommerfeste. Eine schöne Zeit durfte ich hier erleben, darüber hatte ich bisher keinen weiteren Gedanken verschwendet. Die ganze Zeit über waren diese Treffen für mich ein selbstverständlicher Bestandteil meiner Kindheit. Jetzt hieß es Abschied nehmen – die mir so vertraute Umgebung verlassen, den Verlust von Schulfreunden verinnerlichen – auch das hinter mir zu lassen. Noch in Gedanken versunken erreichte ich das Ende der Reinhardtstraße. Sichtlich erleichtert sah ich die Erwachsenen vollzählig beieinanderstehen. Die Friedrichstraße zeigte sich in der Abendstunde noch reichlich belebt. Gemeinsam fuhren wir mit der U-Bahn bis zur letzten Haltestelle vor der Grenze, bis zum U-Bahnhof Stadtmitte. Im Zugabteil standen wir, ohne uns anzusehen, wie Fremde, schweigend beieinander. Ich sah mir im halb leeren Wagen die Gesichter der umherstehenden Mitreisenden an. »Wenn die alle wüssten, was wir vorhatten?!« ging mir durch den Kopf. Den bedrückenden Moment des Abschieds aus der Wohnung hatte ich überwunden. Angespant dachte ich nur an das Unbekannte, was auf mich zukäme. Meine Aufregung löste die Trauer des Abschieds ab.

Wir hatten unser Ziel, U-Bahnhof Stadtmitte erreicht. Eine unangenehme Überraschung erwartete uns. Wir waren tatsächlich viel zu früh in der Zeit. Nach 19 Uhr befanden sich erheblich mehr Fahrgäste in dem U-Bahnhof, als wir erwarteten. Viele Menschen waren noch immer unterwegs, damit hatten wir nicht gerechnet. Sollte über uns auf den Straßen auch so viel los sein, könnten wir unmöglich, ungesehen in den Abwasserkanal einsteigen.

Als ich das Zugabteil verließ, fiel mir sofort eine deutlich sichtbare Veränderung auf: Weit mehr Grenzsoldaten bewachten das U-Bahn-Gelände als bei meiner letzten Fahrt. Die Bewachung auf dem Bahnhofsgelände wurde erheblich verstärkt. Ob in den letzten Tagen Flüchtlinge versuchten durch den U-Bahn-Tunnel zu Fuß in Richtung Westen zu laufen? Der U-Bahnhof verfügte über zwei entgegengesetzte Ausgänge. Wir nahmen den östlich gelegenen Ausgang, um nicht auf eine versammelte Gruppe von Grenzsoldaten zu treffen, die einen in den Westen führenden U-Bahn-Tunnel absichern.

Wie schon unten im U-Bahnhof befürchtet, herrschte auch auf diesem Teilstück der Friedrichstraße, ein Stück näher zur Grenze gelegen, trotz geschlossener Geschäfte, reges Treiben. Selbst auf den angrenzenden Seitenstraßen waren immer noch vereinzelte Autos und Fußgänger unterwegs.

Eine Überlegung, zwei Stunden später von zu Hause aufzubrechen, machte auch keinen Sinn. Zum unauffälligen Fußweg zu ruhig, für einen Kanaleinstieg noch viel zu belebt. Als Personengruppe könnten wir auf dem Weg zum Ruinengelände einer Grenz- oder Volkspolizeistreife auffallen. Sie gingen auf den meist spärlich beleuchteten Straßen auf Streife. Ein normaler Polizeidienst zur Sicherheit der Bürger, wie in jeder anderen Stadt. Ein unkalkulierbares Risiko, wer uns entdeckt, würde uns höchstwahrscheinlich verraten, völlig egal, ob normale Passanten oder Grenzwächter. Ideal, wenn wir gänzlich allein unterwegs wären, doch dafür war es leider viel zu früh. Mich ließ der Gedanke nicht los, wir würden beobachtet. Eine Vermutung ohne jeden Beweis, doch dieses Gefühl begleitete mich auf Schritt und Tritt.

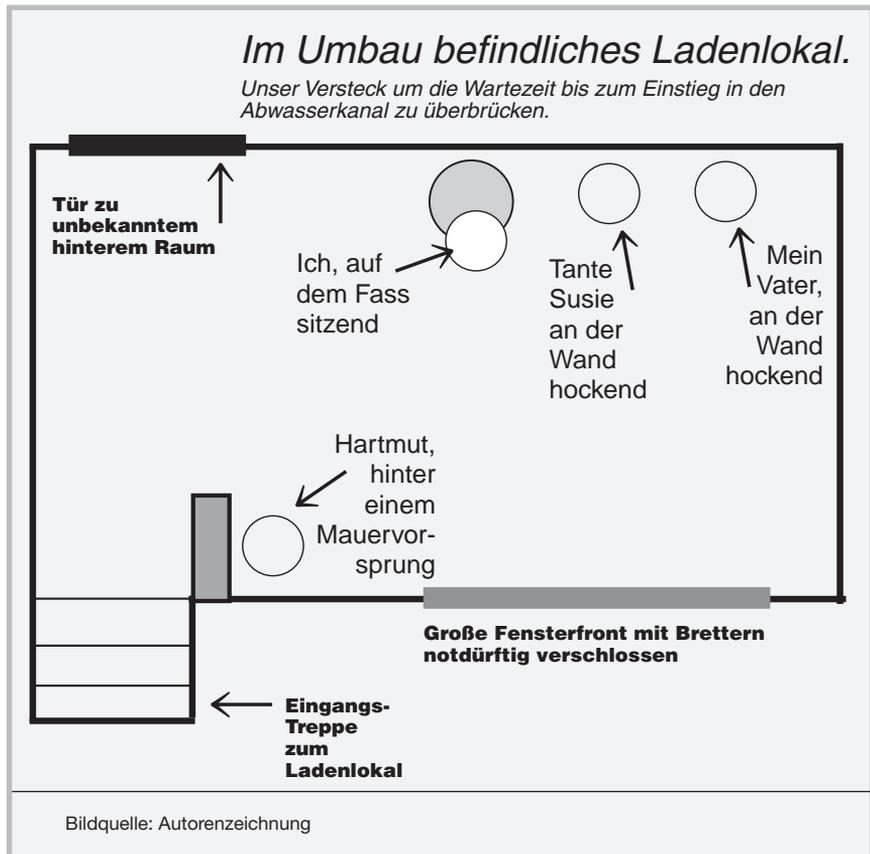


Wir erreichten die Charlottenstraße und sahen entfernt das Ruinengrundstück. Langsam gingen wir darauf zu. In einiger Entfernung stand eine einzelne schummrig leuchtende Gaslaterne auf dem Bürgersteig. Ihr Licht reichte nicht aus die nahe Umgebung, den gesamten Komplex auszuleuchten. Für unseren Plan bescherte das Dämmerlicht nur Vorteile. Das Ruinengrundstück endete an der Rückwand eines hohen Wohnhauses. Die linke Seite grenzte ein weiterer Wohnkomplex ein. Das gesamte Grundstück lag in tiefes Dunkel gehüllt. Lediglich die der Friedrichstraße zugewandte rechte Grundstücksseite, wurde durch Umgebungslicht leicht aufgehellt. Hier befanden sich einige mit Unkraut bewachsenen Hügel, hinter denen wir uns verbergen wollten, bevor wir in die Kanalisation einstiegen. Wir durften uns nur im abgedunkelten Teil des Geländes aufhalten, unsere helle Gesichtsfarbe könnten uns verraten. Wie schon befürchtet, um uns herum waren zu viele Menschen unterwegs. Mein Vater zog den Lattenrost hinter sich her. Die kleinen gummibereiften Räder verursachten unüberhörbaren Lärm, ihr ratterndes Geräusch empfand ich durchdringend laut. Vereinzelt kamen uns einige Passanten entgegen, sie achteten hauptsächlich auf meinen Vater, der sein sonderbar konstruiertes Gefährt hinter sich herzog. Sonst schien sich keiner auffällig für uns zu interessieren. Wir vermittelten den Eindruck einer normale Familie, die irgendetwas transportierte. In der DDR nicht ungewöhnlich, zu »organisieren« gab es immer etwas. Für Ost-Berlin in der Zeit, der 60er Jahre, nicht untypisch. Wir liefen auf der Charlottenstraße in Richtung zur Grenze hin, die, wie viele andere Straßen plötzlich an der Grenzmauer endete. Mit jedem Meter, den wir uns der Grenzanlage näherten, wurde es um einiges ruhiger. Die Charlottenstraße endete in einer Sackgasse. Eine Ausnahme bildete die parallel verlaufend und besser beleuchtete Friedrichstraße. Auf ihr fuhren Fahrzeuge in beiden Richtungen: von Ost nach West, und umgekehrt. Konnten Fahrzeuginsassen über die vielen geräumten, flach planierten und unbebauten Grundstücke hinweg, bis auf unseren Abwasserkanaleinstieg schauen? Trotz der Entfernung zur Friedrichstraße konnte ich Insassen in den Fahrzeugen schemenhaft erkennen. Wie groß ist die Gefahr für uns, aus einem Fahrzeug heraus entdeckt zu werden? Immerhin mussten wir weithin sichtbar, mitten auf Straße, am Kanaldeckel hantieren? Wer könnte uns dabei bemerken: Amerikaner, Engländer, Franzosen oder schlimmer noch russische Besatzungssoldaten? Diese würden garantiert den Grenzsoldaten des »Bruderstaats« ihre Beobachtung mitteilen. Wir waren eindeutig zu früh: »Wir müssten so lange warten, bis der Ausländerübergang um 24 Uhr geschlossen wird!« Danach sind sicherlich keine Fahrzeuge mehr unterwegs. Nur, wo sollten wir hin? Solch ein Problem hatten wir nicht bedacht. Im Fluchtplan war kein anderes Versteck, als das Ruinengrundstück vorgesehen. Bis weit nach 24 Uhr konnten wir uns unter freiem Himmel, auf dem Grundstück nicht aufhalten.

Stundenlang, flach auf dem feuchten Erdboden liegend, nur hinter Unkrautbüschen versteckt, das konnte keiner über längere Zeit durchhalten. Ziemlich ratlos standen wir da. Ich konnte mich erinnern, an einem noch im Umbau befindlichen Ladenlokal vorbeigekommen zu sein. Erst vor wenigen Minuten sind wir daran vorbeigelaufen. Ich meinte den Eingang auf der Markgrafenstraße, ein kleines Stück hinter uns gesehen zu haben; war mir jedoch nicht gänzlich sicher. Es blieb nichts anderes übrig, als den Weg zurückzugehen, um das Ladenlokal zu finden. In der Aufregung hatten wir den kleinen, im Dunkel der Straße unscheinbaren Eingang, übersehen. Wie ging es nun weiter?

Hartmut litt unter der chaotischen Situation und wurde immer ungehaltener. Nochmals liefen wir die Markgrafenstraße, jetzt in Gegenrichtung zurück. Endlich fanden wir den Eingang des Ladenlokals. Das Haus präsentierte sich als ein alter mühsam zusammengeflackter Wohnkasten. Die Nähe zur Grenze ließ vermuten, dass der gesamte Bau eher abgerissen, als wieder neu aufgebaut würde. Ein Umbau, so nahe zur Grenze gelegen, wäre zwecklos. Die unverschlossene Türöffnung machte den Geschäftsraum über zwei, drei kleine Treppenstufen, für jeden frei zugänglich. Rechts neben dem Eingang sah ich einen Durchbruch, in dem das Schaufenster fehlte. Als Ersatz hatte man die große Fensteröffnung mit schmalen, dünnen, übereinander gestellten Holzbrettern, nur notdürftig vernagelt. Eine einzelne Gaslaterne stand in einiger Entfernung und beleuchtete den Teil vom Bürgersteig, auf dem sich der Eingang befand. Der Lichtschein reichte nicht bis zur Türöffnung, sie blieb im Dunkeln – sicher eine Erklärung, warum wir an ihr vorbeiliefen. Die Möglichkeit durch den dunklen Eingang fast ungesehen das Ladenlokal zu betreten war von Vorteil. Nicht so günstig: Im Gegenzug blieben Fußgänger, welche auf unser Versteck zuliefen, lange im Dunkeln der Straße, und wir würden sie erst im letzten Augenblick bemerken. Hartmut nahm den Lattenrost meinem Vater ab und klemmte ihn unter seinen Arm. Das Rollgeräusch verstummte endlich. Als Erster betrat Hartmut das uns völlig unbekanntes Ladenlokal. Drinnen stieß er gegen etwas und fluchte leise vor sich hin. Wir folgten ihm, ohne vom Innenbereich auch nur das Geringste zu erkennen. Wir konnten die Hand vor Augen nicht sehen, so dunkel war es darin. Lediglich kleine, enge Ritzen zwischen den vernagelten Brettern ließen winzige schmale Lichtstreifen nach innen dringen. Hauptsache, nicht mehr auf der Straße herumlaufen zu müssen! Eng und fast bewegungslos standen wir beieinander. Außer Hartmut wagte sich keiner von uns, tiefer in den Raum hineinzulaufen. Ich konnte nicht sehen, wo ich hintrat. Um keinen Lärm zu verursachen, bewegten wir uns nur sehr vorsichtig. Ohne meine Füße zu heben, schlurfte ich mit weit nach vorn ausgestreckten Armen, zentimeterweise in den Raum. Der Nachthimmel erhellte lediglich die flachen Treppenstufen und ein kleines Stück des Eingangsbereiches. Wir berührten

uns gegenseitig an den Händen und tippelten noch ein Stück weiter hinein in den Innenraum. Im hinteren Bereich des Geschäfts fühlten wir uns sicher. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis jeder von uns einen Platz für die nächsten Stunden Aufenthalt fand. Das Versteck bot die einzige Möglichkeit, die noch vor uns liegende, lange Wartezeit zu überbrücken. Ganz leise mussten wir uns verhalten, niemand durfte von der Straße aus bemerken, dass sich jemand im Ladenlokal aufhielt.



Wir bemühten uns die eindringenden Straßengeräusche einzuordnen – frühzeitig mitzubekommen, ob sich ein Passant unserem Versteck nähert, oder was vor unsere Tür auf der Straße geschieht. Den Raum mit der Taschenlampe zu erkunden war zu riskant. Durch das notdürftig mit Brettern vernagelte Schaufenster könnte

Licht nach außen dringen. Verständigung untereinander war nur im Flüsterton möglich. Die übertrieben wirkende Vorsicht bewährte sich schneller als gedacht. Nur wenige Minuten später lief eine Person am Ladenlokal vorbei. Schon von Weitem hörten wir, wie sich Schritte näherten – genau so deutlich, als diese sich wieder entfernten. Es war sicher, im Versteck verursachter Lärm ist draußen auf der Straße hörbar. Sehen konnten wir in der dunklen Umgebung nicht, eine Verständigung untereinander fast unmöglich – eine total verfahrenere Situation. Hartmut nahm die Taschenlampe und legte sie mit ihrer abgerundeten Linsenöffnung auf den Fußboden. Wir lauschten angestrengt, ob sich jemand nähert. Um uns herum blieb alles ruhig, von der Straße aus war nichts zu vernehmen. Ohne sie aufzuheben, schaltete Hartmut die Taschenlampe nur wenige Sekunden ein. Ein Lichtkranz bildete sich, der nur den unteren Teil des Raumes kurz aufhellte. Die kurze Zeit reichte aus, einen groben Überblick über unseren Unterschlupf zu erhalten. Einige Bretter, gleiche Art wie im Fensterloch vernagelt, lagen ungeordnet auf dem Fußboden, oder standen an den Wänden angelehnt herum. Dazu befanden sich noch lose Baubretter, jede Menge zerbrochene Ziegelsteine und flache Haufen von Schuttresten auf dem Boden. An einer Wand des Raumes stand ein großes altes verrostetes Öl-Fass. Direkt daneben sah ich noch einen türlosen Durchbruch zu einem weiteren dahinter liegenden Raum.

Nur ein kurzer Moment Helligkeit zeigte mir, in welcher trostloser Umgebung ich mich gerade aufhielt. Um mich herum rohe, nackte, teilweise unverputzte Wände. Überall Dreck, Staub und Gerümpel, wie er auf allen Baustellen zu finden ist. Hier muss ich von nun an, viele Stunden, bis weit nach Mitternacht ausharren. Und dann erst käme der Moment, in die Kanalisation einzusteigen? Das Licht der Taschenlampe verlosch, die Dunkelheit hatte mich wieder. Vorsichtig bemühte sich jeder, seinen endgültigen Platz für die langen Stunden des Wartens zu finden. Eine Sitzmöglichkeit, außer auf dem verdreckten Fußboden, stand nicht zur Verfügung. Höchstens einer der herumliegenden, teilweise aufgerissenen Zementsäcke ließ sich als Sitzplatz nutzen. Noch hatte jeder sein Fluchtgepäck bei sich. Hartmut nahm es uns ab, und legte die einzelnen Teile auf den Boden hinter einem Mauervorsprung des Eingangs – er selbst blieb dort stehen, wollte so die Türöffnung im Auge halten.

Eine ganze Zeit stand ich aufrecht, ohne mich an die verdreckte Wand anzulehnen, mein Mantel sollte sauber bleiben. Meine Beine wurden lahm, aufrechtes Stehen viel mir immer schwerer, der Dreck um mich herum wurde unwichtig. Ich lehnte mich an die Wand und rutschte immer tiefer nach unten. Halb hockend, halb sitzend saß ich auf dem Fußboden. Es konnte 21 Uhr gewesen sein, als mir die ersten Zweifel an unserem Fluchtplan aufkamen.

Die Flucht durch den Abwasserkanal hatte nicht einmal richtig begonnen; den

Verlauf ich hatte mir ganz anders vorgestellt. Blockiert in diesem finsternen Loch, ein kleiner Fehler, ein lautes Geräusch nach draußen, nur husten oder niesen würde reichen – die Flucht wäre unter Umständen zu Ende, bevor sie überhaupt anfang. Ich hätte nie gedacht, das Stunden des Wartens sich so endlos lang hinziehen können. Ab und zu nahm ich die Taschenuhr aus meiner Manteltasche und schaute ungeduldig nach, wie viel Zeit schon vergangen sei. Der Anblick des grünen Ziffernblattes vertrieb etwas die Langeweile. Ich hielt sie unter meinem Mantel versteckt und fand das schwache grüne Licht beruhigend. Die Warterei ließ mich ins Grübeln kommen. Ist das richtig, was wir hier veranstalten? Nichts funktionierte so wie geplant. Ich saß dicht bei Tante Susie, die neben mir auf dem Boden hockte. Wir beide hielten uns an den Händen fest, ohne miteinander zu sprechen. Was hätten wir auch sagen, eher leise flüstern sollen? Warten, warten, warten, war angesagt. Die Zeit sollte nur endlich weiterlaufen! Um mich zu beschäftigen, die Langeweile zu vertreiben, zerbiss ich einige Stücke Würfelzucker. In der bedrückenden Stille kam mir das Knistern des Pergamentbeutels, in dem sich die Zuckerstücke befanden, unheimlich laut vor. Unendlich langsam fummelte ich mir jedes kleine Stück einzeln aus dem Beutel heraus. Hartmut tippelte mit winzig kleinen Schritten zu meinem Vater. Trotz aller Vorsicht, trat er auf ein am Boden liegendes Brett. Es hob sich ein Stück an, und mit einem lauten Knall fiel es wieder zurück. Ein Ziegelstein, gegen den er trat, rutschte unkontrolliert und rappend in den Raum hinein. Der plötzliche Lärm ließ mich erschrocken zusammenfahren. Wie erstarrt lauschte ich angespannt nach draußen. Hatte den Krach jemand gehört und suchte nach der Ursache? Es blieb weiterhin ruhig – wir hatten Glück, niemand bekam etwas mit. Hartmut verlor mehr und mehr die Geduld. Leise flüsterte er zu meinem Vater: »Ich gehe mal draußen nachsehen, ob wir nicht doch schon los können.« Hartmut stand am Ladeneingang und lauschte kurz. Es war still und niemand näherte sich: Schnell verließ er das Ladenlokal. Seine leisen, sich zügig entfernenden Schritte hörte man ganz deutlich. Angespannt und nervös warteten wir auf seine Rückkehr. Es dauerte geraume Zeit, bis er wiederkam. Schritte näherten sich. Seine Silhouette war kurz in der Eingangstür zu sehen, und schon war er wieder bei uns im Raum. Sein leiser Bericht klang entmutigend. Bis zum Trümmergrundstück war er gelaufen, versteckte sich hinter den Unkrautbüschen, und beobachtete eine Zeit lang die umliegenden Straßen. Auf der Friedrichstraße fuhr immer wieder einige Fahrzeuge in unregelmäßigen Abständen hin und her. Fußgänger begegneten ihm, Polizei oder Grenzsoldaten traf er nicht an. Für Hartmut war die Umgebung des Kanaleinstiegs zu unruhig. Um diese Uhrzeit einzusteigen, sei viel zu riskant. Bis halb eins nachts mussten wir uns auf jeden Fall gedulden. Erneut endloses Warten in der bedrückenden Dunkelheit. Die Zeit schien stillzustehen. Die vergange-

nen Stunden machten meinen Beinen arg zu schaffen. Stehen, immer in gleicher Stellung hocken oder auf dem Fußboden sitzen – meine Knochen schmerzten fürchterlich. Tapfer biss ich auf die Zähne, aber es ging nicht mehr; so konnte ich nicht länger aushalten. Hartmut nahm ein dünnes Brett vom Fußboden, legte es quer über das Öl-Fass, hob er mich hoch und setzte mich darauf. Wie auf einem Stuhl saß ich hoch oben auf dem Fass. Leider war der Abstand zur Wand so weit, dass ich mich nicht anlehnen konnte. So zu sitzen tat mir gut, besser als auf dem Fußboden hocken zu müssen. Auf eins musste ich achten: Mit meinen Füßen durfte ich nicht aus Versehen gegen das Öl-Fass treten. Den leeren, dröhnenden Metallbehälter würde man mit Sicherheit bis auf die Straße hören.

Letzten Endes setzte sich auch mein Vater auf den Fußboden, ihm ging es nicht besser als mir. Nur Hartmut blieb hinter einem Mauervorsprung, direkt neben dem Eingang stehen, als ob er ihn bewacht und unter seiner Kontrolle halten wolle. Das endlose Warten machte mich furchtbar müde. Die Stunden vergingen und ich wünschte mir, es würde endlich losgehen – die Warterei hätte ein Ende.



Bildquelle: Antje Odebrecht, Düsseldorf – Oktober 2012

Weit nach Mitternacht ging Hartmut nochmals auf Erkundungstour. Tatsächlich lief längere Zeit kein Fußgänger an unserem Versteck vorbei. Nichts bewegte sich auf der Straße, nächtliche Stille um uns herum. An die Ruhe hatte ich mich gewöhnt. Jedes, auch noch so leise Geräusch, versuchte ich zu bestimmen. Waren es Schritte? Kamen sie näher oder entfernten sie sich? Sind Polizeistreifen unterwegs, einzeln oder doppelt besetzt? Wurden Geräusche von Schritten durch normales Schuhwerk oder Militärstiefel erzeugt? Ich zuckte förmlich zusammen, wenn während der langen Wartezeit Personen an unserem vernagelten Schaufenster vorbeiliefen und ich genau mitbekam, wie sie sich unterhielten. Jedes gesprochene Wort konnte ich deutlich verstehen. Wieder der unumstößliche Beweis: Wir müssen uns hier drinnen absolut ruhig verhalten.

Von rechts näherten sich Schritte zu unserem Versteck. »Das konnte nur Hartmut sein – endlich!« Wieder nur ein kurzer Schatten vor dem Eingang und schon stand er bei uns im Raum, leise flüsternd: »Es ist alles ruhig, wir sollten uns jetzt auf den Weg machen, die Zeit scheint günstig.« Ohne mit den Füßen gegen das Metall zu stoßen, konnte ich nicht mehr vom Öl-Fass heruntersteigen. Ich war zu klein und meine Beine zu kurz. Hartmut stand neben dem Fass. Ich hatte ihn gar nicht bemerkt, er griff unter meine Achselhöhlen und stellte mich auf den Boden. Das schmale Brett hatte die Unterschenkel abgequetscht, meine Beine waren eingeschlafen. Als er mich losließ, sackte ich einfach zusammen. Im letzten Moment fing er mich auf, ich wäre sonst laut scheppernd gegen das Öl-Fass gefallen. Einige Zeit musste ich mich an ihm festhalten bis genügend Blut durch meine Beine strömte und ich wieder alleine stehen konnte.

Wie verdreckt wir waren, konnten wir in der Dunkelheit nicht sehen, nur vermuten. So auffällig verschmutzt wollten wir uns jedoch nicht auf die Straße begeben. Vorsichtig versuchten wir, uns gegenseitig den Baustellendreck aus den Kleidern zu klopfen. Selbst die unvermeidlichen Reinigungsgeräusche kamen mir verdächtig laut vor.

Es bewährte sich, dass unser Gepäck an einer einzigen Stelle lag. Hartmut drückte jedem sein zugeteiltes Gepäckstück in die Hand. Mein Vater nahm sich seinen rollenden Lattenrost mit dem darauf festgebundenen Nähmaschinenkopf. Darüber, jedoch nur leicht verschnürt, lagen unsere Schutz-Anzüge. Zusätzlich legte er sich die Aktentasche mit Tragriemen um Hals und Schulter. Richtig bepackt sah er aus. Ich zog mir den kleinen Rucksack auf den Rücken und Tante Susie hielt den Einkaufsbeutel mit unseren Dokumenten in der Hand. Hartmut wollte seine Hände frei halten. Alles geschah ohne übertriebene Eile oder Hektik. Meine Müdigkeit war wie weggeblasen, immer aufgeregter wurde ich. Das Warten hatte nun endlich ein Ende und bald sollten wir im Westen sein! Es konnte mir gar nicht schnell genug gehen. Bloß raus aus diesem dunklen Loch und es geht

los! Angstgefühle hatte ich überhaupt keine. Nun war der Moment gekommen, an dem ich alles zurücklassen würde, traurig stimmte mich das in diesem Moment nicht. Nur dieser eine Gedanke beschäftigte mich, der Wunsch: »Hin zum Kanaleinstieg, Kanaldeckel öffnen, reinklettern, losmarschieren – und alles wird schon gut!« In diesem Augenblick blendete ich jeden Gedanken an Scheitern der Aktion oder mögliche Verhaftung völlig aus. Kurz nochmals gelauscht – einer nach dem anderen verschwand nach draußen. Vom Eingang aus führte unser Weg rechts herum bis zum Ende des Wohnblocks, in dem sich das Ladenlokal befand. Der Bürgersteig und die bis zur Ecke reichenden Hausfront, lagen im Dunkeln. Ausreichende Straßenbeleuchtung gab auf dem kurzen Stück nicht. Wir benötigten nur wenige Schritte, entlang der Hauswand bis zur Straßenecke Markgrafenstraße/Krausenstraße. Hinter der Hausecke, einige Meter weiter befand sich auf der schräg gegenüberliegenden Straßenseite das Ruinengrundstück auf der Charlottenstraße. Auf diesem Wegstück mussten wir die Fahrbahn überqueren. Hier, unmittelbar der Gefahr ausgesetzt, ein schlafloser Hausbewohner könne uns von seiner Wohnung aus beobachten und zusehen, wie wir uns auf dem Ruinengrundstück verstecken. Noch schlimmer, wir würden beim Einstieg in den Abwasserkanal entdeckt und an die Polizei, oder Grenzposten verraten. Dann saßen wir hoffnungslos im Abwasserkanal in der Falle. Egal, jetzt war es soweit, wir machten uns auf den Weg!



Einige Meter waren wir schon unterwegs. Vornweg gingen Hartmut und mein Vater, der den Lattenrost hinter sich herzog. Das Ding machte für meine Empfindung, trotz seiner Gummiräder einen »Höllenslärm«. Tante Susie lief jetzt neben mir her. In kurzem Abstand folgten wir meinem Vater und Hartmut auf dem Weg hin zum Kanaleinstieg. Ich hatte mich bei ihr eingehakt und wir sahen aus wie Mutter und Sohn auf einem nächtlichen Spaziergang. Wir ähnelten eher einer vierköpfigen Familie – nicht wie eine Personengruppe die gerade beabsichtigt durch einen Abwasserkanal nach West-Berlin zu flüchten. Von hinten konnte ich den mit Zementstaub verdreckten Mantel meines Vaters betrachten. Der grauweiße Staub war unübersehbar trotz unserer Reinigungsversuche in unserem Versteck. Wir alle hatten auf unseren Rücken große weiße Flecken. Mitternächtliche Ruhe um uns herum. Jetzt im Oktober trockenes und nicht zu kaltes Wetter. Wir trafen keine Fußgänger, es fuhr keine Autos, wir glaubten, uns allein auf der ausgestorbenen Charlottenstraße zu befinden.

Ein laut vernehmbares: »Halt, bleiben sie stehen, Volkspolizei!« schallte es urplötzlich aus dem Dunkeln. Einen Polizisten konnte ich nicht sehen! Auf Anhieb war nicht zu erkennen, woher die Stimme kam. Wie ein Befehl hörte sich die unmissverständliche Aufforderung an – es war ein Befehl! Ich erschrak mich. Es dauerte einen Moment, bis ich die Situation erfasste: »Ein Polizist hielt uns an – jetzt war alles vorbei!« Angst und ungläubiges Staunen wechselten sich ab. In welcher Gefahr wir uns in diesem Augenblick befanden, realisierte ich nicht, das war auch gut so. Hätte ich die Tragweite der Situation sofort erkannt, wären mir bestimmt die Tränen gekommen, was die Situation noch zusätzlich verschlimmern würde. Eigentlich fühlte ich nichts. Mein Vater und Hartmut blieben wie angewurzelt stehen. Ich hatte die Stimme nur gehört und jetzt sah ich ihn leibhaftig vor mir stehen. In Uniform mit seinem Tschako auf dem Kopf – ein Volkspolizist!

### ***Unser erste Fluchtversuch scheiterte an ihm!***

*Ein Volkspolizist mit  
seiner typischen  
Kopfbedeckung  
einem »Tschako«.*

*Zu dieser Zeit  
existierten noch keine  
tragbaren Funkgeräte.  
Für Notsituationen  
führten sie  
Trillerpfeifen mit.  
Damit konnten sie in  
der Nähe befindliche  
Polizeikollegen herbeirufen.*



Er war ohne Begleitung allein auf Streifengang. Wir sollten zu ihm kommen. Nun standen wir alle beieinander. Die unausweichliche Frage kam: »Was machen sie eigentlich hier!?« Eine Antwort wartete er erst gar nicht ab, sondern forderte uns auf, mit ihm zusammen zur nächstgelegenen Laterne zu gehen. »Ich möchte ihre Papiere kontrollieren, und hier ist es zu dunkel!« Tante Susie und ich liefen direkt hinter dem Polizisten her, mein Vater und Hartmut bildeten das Ende der Gruppe. Wieder kamen wir am Ladenlokal vorbei in dem wir so viele Stunden warten mussten. Und nun diese unheilvolle Entwicklung. Mit einem Mal erkannte ich, wie schnell es geht, in eine solch gefährliche Lage zu geraten. Eigentlich ging es nun um alles oder nichts! Aus Angst wurde mir leicht übel. Unsere, auf dem Lattenrost festgebundenen Sachen, sahen aus wie gegen Regen geschütztes Transportmaterial. Die oben aufliegende Schutz-Kleidung ähnelte eher einer zusammengefalteten Decke, als einem zusammengelegtem Kleidungsstück. Wir standen direkt unter der Gas-Laterne, die mit ihrem schwachen Licht den Bürgersteig beleuchtete. Ich betrachtete den Volkspolizisten im Schein der Laterne, als er uns aufforderte, unsere Personalpapiere vorzuzeigen. Ein älterer Beamter mit freundlichem Gesicht stand vor uns. Für mich erweckte er den Eindruck eines Polizisten, der sich eher auf seinen anstehenden Ruhestand konzentriert, als noch den Wunsch verspürt seine Karriere stärken zu wollen. Seine Eingangsfrage: »Was wir hier machen?«, ließ er von uns noch unbeantwortet. Die Erwachsenen gaben ihre Ausweise ab, die er ins Licht der Laterne hielt und sehr sorgfältig überprüfte. Mit aller Gewalt kämpfte ich gegen meine weiter aufsteigende Übelkeit an – nun verspürte ich einfach Angst, pure Angst vor dem, was auf uns, was auf mich, zu kam. Nochmals stellte der Volkspolizisten die entscheidende Frage: »Was machen sie um diese späte Zeit hier, vor allem mit dem Kind dabei?«, dabei zeigte er auf mich. Der jetzt entstandene Dialog zwischen meinem Vater und dem Polizisten brannte sich wortwörtlich in mein Gedächtnis ein. Mein Vater: »Herr Wachtmeister wir haben uns hier völlig verlaufen«. »Herr M. renoviert seine Wohnung, so lange wohnt er bei uns als Untermieter, und wir bringen gerade die letzten Sachen vorübergehend in die Reinhardtstraße«. Dabei wies mein Vater auf das von mir so verhasste Lattenrostgefährt, mit den darauf festgebundenen Sachen hin. Ich fummelte aufgeregt in meinen Manteltaschen herum um meinen Pionierausweis zu finden. Über einen anderen Ausweis verfügte ich in diesem Alter noch nicht. Endlich hatte ich ihn in einer meiner inneren Seitentaschen entdeckt. Natürlich dort, wo auch der Pergamentbeutel mit den restlichen Zuckerstücken seinen Platz fand. Während mein Vater versuchte, den Polizisten zu überzeugen, gab dieser die Ausweise wieder zurück. Tante Susie hatte sich völlig in der Gewalt, sie lächelte sogar. Mit leicht zittrigen Händen hielt ich als Letzter, meinen Pionier-Ausweis dicht unter seine Nase. Während der Kontrolle bildeten

wir einen Halbkreis vor dem Volkspolizisten. Hartmut stand ihm an der linken Seite am nächsten. Während der Polizist meinen Ausweis kontrollierte, stellte Hartmut sich langsam mehr und mehr hinter ihn. Bedächtig schob er seine rechte Hand in Brusthöhe unter seinen Mantel, als ob er in seine innere Brusttasche greifen wollte. Sofort ging mir durch den Kopf: »Hatte er etwa seine Dienstwaffe dabei, wollte er diese in letzter Not benutzen?« Genau dort hatte ich einen harten Gegenstand, in der zuhause über einen Stuhl gehangenen Jacke, gespürt. In meinem Kopf kreiste es nur so herum. Der Polizist sprach mich jetzt direkt an: »Sach ma Kleener, watt iss hier eijentlich loos?« Ich antwortete, ohne zu zögern, und berlinerte wie er: »Ick kann ihnen nur saagen watt mein Vatter jeesaacht hatt, wir hamm uns tootal verloofen!« Ich blickte mehr auf Hartmut, als auf den Polizisten, dessen Antwort mir noch heute in den Ohren klingt: »Ick will euch mal watt saagen – irjendwatt stimmt hieer nüscht – abba jeeht, jeeht in Jottes Namen!« Der Polizist gab mir den Pionierausweis wieder zurück. Ich musste mich zusammennehmen ihn direkt anzusehen. Hartmut sprach kein Wort, sein versteinertes Gesicht ließ seine innere Anspannung nur annähernd erahnen. Langsam zog er seine Hand unter dem Mantelkragen hervor. Tante Susie wirkte teilnahmslos und kein Gesichtszug verriet ihre innere Verfassung. Mein Vater versuchte in dieser brenzlichen Situation noch mehr auf unser angebliches Verlaufen hinzuweisen, als er mit seiner rechten Hand herumfuchtelnd, zur Friedrichstraße hinzeigte: »Herr Wachtmeister, wenn wir in diese Richtung weiterlaufen sind, wir dann richtig zur Reinhardtstraße?« Fast wütend kam die prompte Antwort zurück: »Haut blooß ab, jeeht, jeeht endlich weiter!« Mein Vater murmelte noch etwas wie: »Danke, danke Herr Wachtmeister!«, und zog den Lattenrost hinter sich herziehend einfach los. Wir liefen ihm ohne zu zögern hinterher, um schnell dieser kritischen Situation zu entrinnen. Bloß weg von diesem Ort! Um diese Zeit verkehrt noch kein öffentliches Verkehrsmittel. Dafür war es zu früh. So machten wir uns, frustriert, enttäuscht und müde wie wir waren, zu Fuß auf den Heimweg.

Unser erster Fluchtversuch war auf ganzer Linie gescheitert. Einige Zeit abwarten und einen weiteren Fluchtversuch, noch in dieser Nacht zu wagen – absolut unmöglich, undurchführbar. Das Glück wollten wir auf keinen Fall nochmals herausfordern. Der ältere Volkspolizist war ohne Begleitung auf Einzelstreife unterwegs. Ein zweiter Polizist an seiner Seite, womöglich noch ein jüngerer, hätte garantiert die Großzügigkeit des älteren Kollegen in Grenzen gehalten. Die Kontrolle wäre garantiert nicht so oberflächlich erfolgt. Auf unsere seltsam zusammengestellte Gruppe konnte der Polizist sich keinen Reim machen. Dass wir ihm nicht geheuer waren, merkte man ihm an. Das Letzte, verärgert klingend: »Haut blooß ab, jeeht, jeeht endlich weiter!« war seine Aufforderung, uns los zu werden. Wir kamen ihm ganz sicher mehr als suspekt vor. Für Einbrecher auf einer

geplanten Einbruchstour sahen wir zu sehr nach Familie aus. Höchstens unsere schmutzige Kleidung hätte Verdacht erwecken können. Mit dem Zeug was wir bei uns hatten wäre selbst ein Grenzposten nicht auf die Idee gekommen, in uns eine Flüchtlingsgruppe zu erkennen. Müssten wir die Sachen während der Kontrolle auspacken, brauchte es keiner weiteren Erklärung – allein das mitgeführte Werkzeug wäre uns zum Verhängnis geworden. Auf dem Heimweg trafen wir auf nur wenige Passanten. Endlich wieder zuhause angekommen. Hartmut lief den gesamten Weg mit dem Lattenrost unterm Arm. Das Rollgeräusch nervte ihn. Frust und Wut über den missglückten Versuch standen ihm ins Gesicht geschrieben. Tante Susie steckte der Schreck noch immer in den Gliedern. Sie hielt mich fest an meiner Hand, wortlos liefen wir beide nebeneinander. Ihr einziger Wunsch den sie äußerte: »Waschen und so schnell wie möglich ins Bett!«

Zwischen Beginn und traurigem Ende unseres Fluchtversuches lagen fast acht Stunden Aufregung, Ängste und Anspannung. Verdreckt, müde, frustriert, endlos enttäuscht kehrten wir zu unserem Ausgangspunkt zurück. Wie sollte es weitergehen? Tante Susie trennte sich von uns, um gleich in ihre Wohnung zu gehen. Sie wollte nur weg und kein weiteres Wort über das Fluchtdebakel verlieren. Mein Vater zeigte sich eher traurig als wütend. Unsere Bemühungen waren gescheitert. Er fand die Situation, in der wir uns gerade befanden, hoffnungslos. Dass wir so glimpflich davongekommen waren, sah er als glückliche Fügung und nicht als Hoffnungsschimmer für einen weiteren Fluchtversuch. Hartmut vertrat eine völlig andere Sicht: »Wir hatten Riesenglück, ein Grund mehr es nochmals zu versuchen!«, so seine Sicht. Er setzte alles auf einen neuen Versuch: »Wir müssen weg!« Obwohl schon der Morgen graute, saß mein Vater und Hartmut beieinander, um die Ereignisse zu besprechen – neue Pläne zu schmieden. In diesem Moment war mir alles egal, meine Beine schmerzten immer noch, doch insgeheim hoffte ich auf einen neuen Fluchtversuch. Die Probleme mit Peter und Winfried waren nicht aus der Welt. Meine Ängste blieben. Ungewaschen ging ich zu Bett und schlief sofort ein.

Auf unserem Rückweg nachhause, wurde mir bewusst: Der vor sich hinratternde, von mir so gehasste Lattenrost, bewahrte uns letztendlich vor einer Verhaftung. Mit diesem Ding im Schlepptau sahen wir sicherlich nicht wie Flüchtlinge aus. Mit unwahrscheinlich viel Glück überstanden wir diese dramatische Situation.



Erstaunlich, was einige, wenige Stunden Schlaf ausmachten. Der heutige Tag war arbeitsfrei. Am frühen Nachmittag trafen sich alle zur Beratung, wie es weitergehen soll. Tante Susie eröffnete uns: »Ich weiß nicht, ob ich noch mal mitmache«. Ihr hatten die vergangenen Stunden erheblich zugesetzt. Den Verlust eines Sohnes musste sie notgedrungen akzeptieren. Nach diesem Reifall verließ sie offensichtlich der Mut. Jetzt, wo sich die Risiken einer Flucht offen zeigten, begann sie ihre Entscheidung zu überdenken. Ob der mühevollen Weg für sie immer noch der Richtige war? Mehr und mehr rückte sie von ihrem bisherigen Entschluss ab. Nach unserem Flucht-desaster war ihr Zögern für mich eine weitere zusätzliche Belastung. Viele Jahre hatte sie bisher meine verstorbene Mutter ersetzt, sogar ihre Stelle eingenommen. Ohne sie, nur mit meinem Vater im Westen zu leben - für mich nicht vorstellbar. Alles würde ich daransetzen sie zu überzeugen, einem erneuten Versuch zuzustimmen. Sie dachte über den Verlust des verbliebenen Sohnes und ihrer Tochter nach. Wäre unser zuvor gescheiterter Fluchtversuch erfolgreich verlaufen, stünden diese Fragen nicht an. Obwohl über dieses Problem gesprochen wurden, begann sie erneut Vorzüge und Nachteile, für sich abzuwägen. Einige restliche Schul-Hausaufgaben waren noch abzuschließen. Für den kommenden Montag wurden diese benötigt - ich hatte sie nicht fertig. Ich verspürte überhaupt keine Lust dazu. Widerwillig und irgendwie wütend machte ich mich an die Arbeit. Ich wollte nicht auffallen, bisher wurden meine Hausaufgaben in der Schule immer ordentlich, zumindest pünktlich von mir abgegeben. Gänzlich erholt hatte ich mich bis zum neuen Schultag, dem Montag noch nicht. Meine Gedanken bewegten sich nur um die zurückliegenden Ereignisse. Margit, meine Schulfreundin, die von unserem Plan wusste, war klug genug mich nicht in der Klasse anzusprechen, sie sah mich mit erstaunten Augen an. Von mir kam nur ein Kurzes: »Hat nicht geklappt«. Sie verstand sofort, was dieser Satz bedeutete. Von Tag zu Tag steigerte sich mein Unbehagen vor den Konsequenzen der heimlichen, hoffentlich gelungenen Flucht meines Bruders. Es mag übertrieben klingen, jedes Mal wenn sich die Klassentür öffnete, sah ich zwei oder drei Männer im Türrahmen stehen, die mich unbedingt kurz sprechen wollten. Die gleichen Gefühle ließen mich zu Hause nicht zur Ruhe kommen. Klingelte es an der Tür oder hörte ich das Klack-Geräusch des Treppenlichtautomaten, zuckte ich zusammen. Meine Aufmerksamkeit im Schulunterricht nahm merklich ab. Ich benahm mich fahrig, ungeduldig und oft ruppig. Mich zog es nach der Schule sofort nach Hause. Weniger als sonst ging ich zu Treffpunkten meiner Schulfreunde oder auf unserem Spielplatz. In wenigen Tagen veränderte ich mich, ohne es selbst wahrzunehmen. Margit sprach mich darauf an. Ich wollte ihr jedoch von den bisherigen abenteuerlichen Ereignissen nicht erzählen. Ich dachte: »Je weniger sie weiß, je besser.«

Inzwischen sind einige Tage vergangen. Hartmut wollte sich nicht so häufig bei uns aufhalten. Tante Susie besuchte uns fast jeden Tag. Ich traute mich nicht zu fragen, ob sie nochmals zu einem Versuch bereit ist. Meine Befürchtung sie könnte »nein« sagen, hielt mich davon ab. Die Hoffnung hatte ich nicht völlig verloren: Ihre persönlichen Papiere lagen immer noch unberührt in unserer Küche bei den restlichen Sachen. Mein Vater hatte sie zwischenzeitlich in ihrer Wohnung aufgesucht, um sie für einen neuen Fluchtversuch zu gewinnen.

Mittwoch taucht Hartmut wieder bei uns auf. Auf seiner Arbeitsstelle erhöhte sich der Druck wegen meines Bruders. Peter sollte sich auf seiner Arbeitsstelle melden, von ihm wurde eine ordentliche Krankmeldung erwartet. Ein unsichtbarer Ring zog sich immer mehr zu. Was mit Peter tatsächlich los war, ließ sich immer schwerer verschleiern. Für Hartmut ein wachsendes Problem; er ließ keinen Zweifel daran, mit uns zusammen es noch einmal zu versuchen. Im Alleingang würde er es nicht zu schaffen. Notfalls auch ohne Tante Susie, wenn sie nicht mehr wolle. Um dem Ganzen Nachdruck zu verleihen, sprach er direkt meinen Vater an: »Otto, bei uns bewegt sich was, da tut sich was, wir müssen weg!« Was er genau mit der Definition »uns« verband, blieb offen. Meinte er seine Dienststelle oder Peters Arbeitsplatz? Wieder drängte er nachdrücklich zur Eile.

Mein Vater hatte unsere düstere Zukunft vor Augen. Ihr konntet wir letzten Endes nur entkommen, wenn wir den Osten der Stadt verließen. Was sollten wir sonst machen? Warten? – Und wenn, auf was?

Er sah, mit welcher Kraft und Ausdauer ich die letzte, dramatisch anmutende Zeit durchstand. Mein Vater wollte sich vergewissern, ob ich tatsächlich zu einem zweiten Versuch in der Lage sei. Mir überließ er, bei dieser schwerwiegenden Entscheidung ein Mitspracherecht. Für mich stand außer Frage, und ohne lange zu überlegen mein Entschluss fest: »Eher heute als Morgen!« Nach einigen Gesprächen über das Für und Wider stand fest: »Wir versuchen es am kommenden Samstag noch einmal!« Ich war mir immer noch nicht sicher, ob Tante Susie bei einem zweiten Versuch tatsächlich mitkäme.

Der Samstag in der Schule ging einfach nicht vorbei. Innerlich war ich aufgeregter als bei unserem ersten Fluchtversuch. Meiner Schulfreundin Margit deutete ich nur vage an: »Wir versuchen es noch einmal!« Mehr ließ ich nicht durchblicken. Nicht weil ich ihr nicht vertraute, sondern bei Nachfragen durch die Stasi, nach Entdeckung unserer Flucht, sollte sie sagen können: »Ich habe nichts von irgendwelchen Fluchtplänen gewusst.«

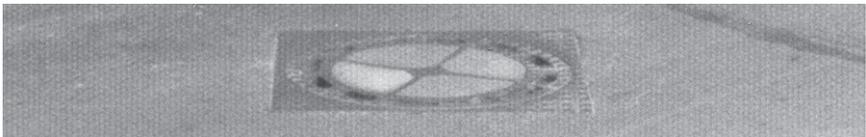
Samstag war etwas eher Schulschluss. Ich eilte so schnell es ging nachhause. Meine feste Überzeugung: »Heute, in dieser Nacht wird es endlich gelingen!«



## **3. Kapitel**

### ***Der zweite Fluchtversuch scheiterte***

Der zweite Versuch – erneutes Warten im Versteck  
Einstieg in den Abwasserkanal – Dramatischer Abbruch  
Das Versteck rettete uns – Hartmut verschwand spurlos  
Mein Vater gab resigniert auf – ich nicht!  
Wieder in der Schule – ich »rastete völlig aus«





## **Der zweite Fluchtversuch scheiterte**

*Der zweite Versuch – erneutes Warten im Versteck*



Es war der 21. Oktober, ein Samstag, gegen 19 Uhr. Eine Stunde später als beim letzten Fluchtversuch, wollten wir erneut aufbrechen. Bis dahin war ausreichend Zeit auszuruhen, und Kräfte für den bevorstehenden Weg zu sammeln. Ich schlief sogar noch etwas, bis mein Vater mich weckte: »Es geht bald los!« Die Erwachsenen saßen alle wieder zusammen. Ich stellte überglücklich fest: Tante Susie hatte sich entschieden – sie wollte doch mitkommen. Einige Fluchtdetails hatten sich geändert. Der gesamte Ablauf, ähnlich wie beim ersten Versuch, wurde um eine Stunde weiter nach hinten verschoben.

Erst nach ein Uhr, oder später, und nicht vor Mitternacht wollten wir in den Abwasserkanalschacht einsteigen. Als Treffpunkt diente jetzt auf direktem Weg das Ladenlokal, unser Versteck vom ersten Fluchtversuch. Dort fühlten wir uns eigentlich gut aufgehoben – verdreht, trocken, aber in vertraut, bekannter Umgebung. Die späte, nachtschlafende Zeit galt es zu nutzen. Die Friedrichstraße und die angrenzenden Nebenstraßen hatten sich dann hoffentlich beruhigt; ohne wechselnden Grenzverkehr von Autos oder Fußgängern.

Von der Idee, den sperrigen, unhandlichen Nähmaschinenkopf mitzunehmen, hatte sich mein Vater offensichtlich abbringen lassen. Hartmut weigerte sich entschieden den Lattenrost samt Maschinenteil nochmals mitzunehmen. Unser restliches Fluchtgepäck stand griffbereit. Wie beim ersten Fluchtversuch sollten wir in zeitversetzten Abständen die Wohnung verlassen. In bekannter Reihenfolge: erst Tante Susie, darauf Hartmut, kurze Zeit später mein Vater und ich als Letzter. Ich hatte die Aufgabe mich ums Licht in der Wohnung zu kümmern und unsere Wohnungstür ordentlich abzuschließen. Es war eine Wiederholung der bekannten Prozedur bei unserem vorangegangenen Fluchtversuch. Eine zusätzliche Änderung wurde vorgenommen: Ist einer von uns zum erwarteten Zeitpunkt, einige Reserven eingerechnet, nicht eingetroffen, wird sofort abgebrochen. Ohne den Grund der Verspätung zu kennen, ein möglicher Unfall, Verhaftung oder ein anderes unerwartetes Ereignis, wird die Fluchtaktion beebdet. Wer das Versteck schon erreicht hat, sollte im Zweifelsfall wieder zurück nachhause gehen. Nur gemeinsam würde die Aktion durchgeführt, niemand wird zurückgelassen.

Es war Zeit zum Aufbruch – nach und nach verließen die Erwachsenen die Wohnung. In Ruhe, ohne Hast sollte ich mich als Letzter auf den Weg zum Treffpunkt begeben. Bis 20 Uhr müsste ich mich im Versteck einfinden, höchstens eine halbe Stunde später. Das war die letzte einzuhaltende Zeitvorgabe.

In meinen Manteltaschen verstaute ich die benötigten Hilfsmittel: Würfelzucker, Baldrian, Watte usw. Nun war es an der Zeit loszugehen. Wieder beschlich mich der Abschiedsgedanke: »So, nun warst du heute das letzte Mal hier!«

Eigenartigerweise verspürte ich kein großes Bedürfnis, mir die Wohnung noch einmal anzusehen. Ich nahm meinen Rucksack vom Küchentisch – und das war's dann für mich! Der heutige Abschied fiel mir um Einiges leichter als beim letzten Aufbruch. Als ich den Treppenaufgang nach unten polternd hinunterrannte, begegnete ich unserer Nachbarin Frau Herta B., eine schon ältere, etwas resolute Dame. Sie wohnte auf der gleichen Etage wie wir, unserer Wohnungen lagen sich direkt gegenüber. Sie sah mich freundlich an, wollte mich ansprechen; ich bot ihr keine Gelegenheit dazu – lief grußlos an ihr vorbei. So unhöflich kannte sie mich nicht. Irritiert und sichtlich verwundert schaute sie mir hinterher.

Um den Bahnhof Friedrichstraße zu erreichen, wählte ich dieses Mal einen anderen Fußweg. Nicht über die Reinhardtstraße, sondern durch die Marienstraße. Hier wohnte meine Schulfreundin Margit bei ihren Eltern. An ihrem Wohnhaus wollte ich unbedingt noch mal vorbeilaufen. Dort angekommen konnte ich die Fenster zur Wohnung sehen. Ich musste mich zurückhalten, um nicht bei ihr an der Wohnungstür zu klingeln. Was sollte ich auch sagen: »Ich sehe dich jetzt zum letzten Mal?!« Unsere Wohnung zu verlassen stimmte mich nicht so traurig wie die Erkenntnis, meine Schulfreundin jetzt endgültig zu verlieren. Immer schneller lief ich, als ob ich so meinen Gefühlen davonlaufen könnte. An der Albrechtstraße führt eine Brücke über die Spree. Die alte Eisenbrücke bildete einen seitlichen Zugang zum Bahnhofskomplex Friedrichstraße. Von dort aus fuhr ich, wie beim letzten Mal, mit der U-Bahn bis zur Station Stadtmitte. Die Abläufe glichen sich, jetzt befand ich mich allein unter den wenigen Fahrgästen und machte mir wieder so meine Gedanken: »Bald bin ich weg von der Mauer – bald bin ich im Westen!« und lächelte tatsächlich in mich hinein. In kurzer Zeit erreichte ich mein Ziel. Die vielen Grenzposten auf dem U-Bahnsteig beunruhigten mich nicht. Beim Aussteigen hörte ich noch über den Bahnhofslautsprecher die Aufforderung an alle Fahrgäste ohne Berechtigung zur Weiterfahrt in den Westsektor, den Zug zu verlassen. Ich benutzte wieder den östlich gelegenen Ausgang zur Straße.

Es war noch ausreichend Zeit, und ich nahm einen kleinen Umweg, der an »unserem« Ruinengrundstück vorbeiführte. Bisher war ich nur bei Tageslicht vor Ort und wollte jetzt die Gelegenheit nutzen, die Umgebung im Dunkeln näher zu betrachten. Mit mäßigem Tempo lief ich weiter und sah auf das finstere Grundstück. Einen blödsinnigen Wunsch erfüllte ich mir: Einmal über die runde Kanalabdeckung laufen – einfach auf den für uns so wichtigen Deckel treten!

Nach einigen Schritten erreichte ich die Hausecke, aus der uns der Volkspolizist so überraschend entgegen kam. Einen Moment hielt ich an und schaute mich auf der spärlich beleuchteten Straße nach möglichen Fußgängern um. Niemand weit und breit zu sehen oder zu hören. Vor mir eine menschenleere Straße. Ich lief weiter bis zum Eingang unseres Verstecks und blieb davor stehen. Mit einem

einzigem Schritt nach links, stand ich auf der kleinen, ins Ladenlokal führenden Treppe. Ich war zu hastig, stolperte beinahe die wenigen Stufen nach oben, und drohte in das Geschäft hineinzustürzen. Zum Glück stand Hartmut wieder hinter dem Mauervorsprung, direkt neben dem Eingang. Reflexartig streckte er mir seinen Arm entgegen und hielt mich fest. Ich hatte mich wieder gefangen und zischte völlig unnötig, wie zur Begrüßung in den dunklen Raum: »Ich bin es!« Die Abläufe waren nicht anders als beim letzten Fluchtversuch, alles wiederholte sich. Die Furcht vor Unbekanntem war nicht mehr so präsent. Selbst die lange und öde Wartezeit schreckte mich nicht sonderlich ab. Die üblichen Vorsichtsmaßnahmen waren mir hinlänglich bekannt: Keine verräterischen Geräusche durften ich verursachen, sprechen nur eingeschränkt, lediglich als leises Flüstern hörbar. In der vorherrschenden Finsternis durfte ich mich nur äußerst vorsichtig bewegen um unnötigen Lärm zu vermeiden. Dies waren meine schon bekannten, trostlosen Aussichten für die nächsten anstehenden Stunden, bis der Grenzübergang »Checkpoint Charlie« um Mitternacht geschlossen wird. Wieder hieß es: »Warten, warten, warten!« Hartmut setzte mich auf das Brett über dem Ölfass. Es lag unverändert auf dem Rand, wie bei unserem letzten Aufenthalt. Ich versprach mich frühzeitig zu melden, bevor meine Beine wieder einzuschlafen drohten. Bei uns stieg unaufhaltsam die Anspannung vor dem großen Moment, in die Kanalisation einzusteigen. Zählflüssig verrannen die Minuten – wir konnten zur Untätigkeit verdammt, einfach nur abwarten.

Aus Langeweile nahm ich mir einige Zuckerstücke und lutschte sie wie Bonbons. Als ich einen zerbiss, fielen kleine Zuckerreste auf den Fußboden. Um uns herum bedrückende Stille. Ab und zu drangen vom Wind getragene Außengeräusche in den Raum. Sie wurden von leisem Piepsen und Wispern unterbrochen. Damit hatte ich nicht nun garnicht gerechnet: Mäuse oder Ratten fraßen die kleinen Zuckerreste die auf den Fußboden herunterfielen. Jetzt hatte ich eine Beschäftigung! Von nun an vertrieb ich mir die Zeit, mit zerbissenen Zuckerstücken die Mäuse oder Ratten zu füttern. Sehen konnte ich sie nicht, aber deutlich hören wie sie an den Stücken herumknabberten und auf dem Boden herumhuschten. Um die Tierchen von meinem Vater oder Tante Susie fernzuhalten, warf ich die Zuckerstücke in den Durchgang zum Hinterraum, rechts neben dem Fass.

In Abständen musste ich aufstehen, damit meine Beine nicht einschliefen. Ohne Hilfe ging das nicht, Hartmut hob mich jedes Mal hoch und stellte mich wieder zurück auf den Boden. Manchmal setzte ich mich zu Tante Susie – in ihrer Nähe fand ich Geborgenheit. Das Füttern der für mich unsichtbaren Tierchen stellte ich ein. Um den reichlich vorhandenen Baustellendreck kümmerten wir uns nicht. Wieder und wieder sah ich auf den grünlich leuchtenden Stundenziger meiner großen Taschenuhr, endlos langsam vergingen die Stunden.

Einige Minuten nach ein Uhr war es endlich soweit: »Zeit zum Aufbruch«. Seit Stunden warteten ich auf diesen Moment. Hartmut schaute vorsichtig aus dem Eingang, hinaus auf die Straße. Nach seinem leisen Zuruf: »Los, wir können raus!«, machten wir uns, noch auf der Markgrafenstraße laufend, auf den Weg zur Charlottenstraße. Viel Fluchtgepäck führten wir nicht mit. Die Aktentasche, das Bündel mit den zusammengefalteten Schutz-Anzügen, der kleine Beutel mit persönlichen Dokumenten, und mein Rucksack; mehr hatten wir nicht dabei. Obwohl uns der flache Transportkarren noch wenige Tage zuvor, vermutlich vor einer drohenden Verhaftung bewahrte, war ich heilfroh dass wir dieses, so verräterisch laut rappende Gefährt nicht mehr dabei hatten.

Jetzt befanden wir uns auf dem Weg zum Kanaleinstieg. Nun hatte die Warterei ein Ende. Ich war hellwach, und der festen Überzeugung bald in Westen-Berlin aus dem Kanal zu steigen. Eine unbeschreibliche Mischung aus Abenteuerlust, Angst bei unserem Vorhaben entdeckt zu werden, Vorfreude den Westen zu erreichen, diese Gefühle vereinnahmten mich – gaben mir jetzt wieder neuen Mut. Dass es nun endlich losging, machte mich glücklich.



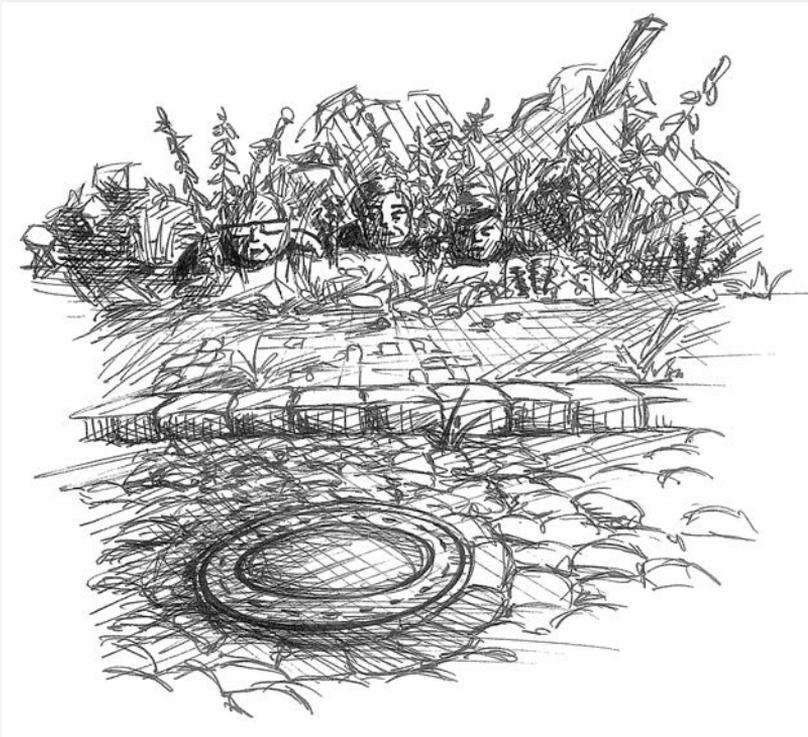
Auf Markgrafenstraße, dicht an Hauswänden entlang, liefen wir bis zur nächsten Straßenecke. Wir näherten uns der Stelle, an der ein Volkspolizist unser letztes Fluchtunternehmen scheitern ließ. Gleich kam mir der vergangene Samstag in den Sinn: »Hoffentlich kommt jetzt keiner um die Ecke – bloß nicht wieder!« Mein Vater erreichte das Ende der Häuserzeile. Er sah kurz um die Hausecke: Vor ihm lag unser Ziel, das Ruinengelände: »Krausenstraße/Ecke Charlottenstraße«.



Ungeschützt vor Blicken aus umliegenden Häusern, mussten wir die Straße, bis hin zum Ruinengrundstück, überqueren. Unter der eingeschalteten Straßenbeleuchtung waren mehr als einhundert Meter Wegstrecke zurückzulegen. Das Brachland lag vorteilhaft im unbeleuchteten Teil der Straße – der Weg bis dahin, behaftet mit dem hohen Risiko, ohne es zu bemerken, gesehen zu werden. Mit prüfendem Blick versuchte mein Vater sich zu vergewissern, ob wir uns tatsächlich allein auf der Straße aufhielten. Um uns herum alles still, niemand war zu sehen oder zu hören. Einen kleinen Moment zögerte er noch. Mit Handzeichen forderte er uns auf zu folgen, und machte sich, von Hartmut begleitet, mit eiligen Schritten auf den Weg. Tante Susie und ich folgten ihnen in kurzem Abstand. Erstaunlich schnell erreichten wir das Ruinengrundstück, und verbargen uns hinter

den mit Unkraut bewachsenen lehmigen Schutthügeln. Mit den überall wuchernden, teilweise schon verdorrten Unkrautpflanzen war vorsichtig umzugehen: Berührungen galt es zu vermeiden; sie könnten hin und her schwanken, oder leise Knacksgeräusche erzeugen, wenn sie zerbrachen. Hinter den Hügeln fanden wir ausreichend Platz, um uns der Länge nach auf den Erdboden zu legen. Einige Minuten ließen wir verstreichen – nichts regte sich. Sorgenvoll sah ich auf die gegenüberliegende Hausfront. Niemand hatte etwas von uns mitbekommen, kein Hausbewohner schaute aus einem der Fenster. Eine gefährvolle Etappe lag hinter uns, wir schafften es, ungesehen das Ruinengrundstück zu erreichen.

***Hinter Schutthügel und Unkraut verborgen  
auf den »richtigen Moment« warten.***



Bildquelle: Antje Odebrecht, Düsseldorf – Oktober 2012

Im hinteren, abgedunkelten Teil vom Grundstück konnten wir die umliegenden Straßen unauffällig beobachten. Vorbeilaufende Passanten würden uns hinter den schützenden Büschen nicht gleich bemerken. Ein unschätzbare Vorteil: Wir konnten frühzeitig erkennen, ob sich jemand unserem Versteck näherte. So blieb ausreichend Zeit sich zu verbergen und ruhig abzuwarten, bis die Gefahr vorüber sei. Auf dem Ruinengelände fühlte ich mich sicherer als in dem gerade verlassenen Ladenlokal. Tante Susie ließ sich ihre Aufregung nicht anmerken, sie funktionierte einfach. Ich fühlte mich als Teil eines Abenteuerspiels und ziemlich aufgeregt etwas falsch zu machen, was die Aktion gefährden könne. Eines wurde mir jedoch bewusst: »Jetzt wird es ernst – es geht um alles oder nichts!«

Einige Zeit hatte ich bäuchlings hinter einem der vielen Hügel gelegen und so gut es ging die Umgebung beobachtet. Ich hob meinen Kopf etwas an und blickte vorsichtig über das Unkraut hinweg auf die Straße. In voller Größe aufrichten, ließ das nur mäßig hochgewachsene Unkraut nicht zu. Mein helles Gesicht wäre schon weithin sichtbar. Nur tief gebückt oder auf den Knien blieb ich hinter dem natürlichen Schutz von Unkraut leidlich verborgen. Meine Anspannung stieg un-aufhaltsam, ich wurde immer nervöser, aufgeregter.

Die Vorbereitung für den Einstieg in den Abwasserkanalschacht begann. Hartmut kam angekrochen und gab mir meine Schutzkleidung. Dazu packte er die Aktentasche und den Rucksack. Er öffnete die Tasche und nahm sich die vorgefertigten Seilstücke heraus. Mit Gesten bekam ich den Auftrag sie wieder zu verschließen. Seit wir das Ladenlokal verließen, sprachen wir kein einziges Wort miteinander, was zu tun sei, wurde mit Handzeichen übermittelt.

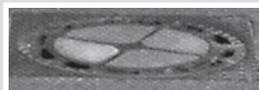
Die spärlichen Habseligkeiten befanden sich nun griffbereit neben mir. Einige Meter weiter lag Tante Susie noch auf dem Boden; sie wollte erst aufstehen, wenn sie sich umziehen sollte. Hartmut gab ihr, ihre Schutzkleidung und den Dokumentenbeutel. Im vorderen Bereich des Geländes war es, obwohl schon weit nach Mitternacht, zu hell um sich die Schutzkleidung anzuziehen. Das ging nur einige Meter weiter, im hinteren, durch hohes Mauerwerk abgedunkelten Bereich des Ruinengeländes. Mit ihren Schutzanzügen in der Hand liefen mein Vater und Hartmut tief gebeugt dorthin um sich nun selbst umzuziehen. Mein Herz schlug spürbar schneller. Vor mir die leere Straße, hinter mir mein Vater und Hartmut, die ich plötzlich nicht mehr sehen konnte. Für den kurzen Moment fühlte ich mich, selbst Tante Susie neben mir zu wissen, alleingelassen. Nach einigen Minuten kamen mein Vater und Hartmut auf allen Vieren angekrochen. Sie trugen nur ihre übergezogenen Schutzanzug-Hosen. Die Jacken wollten sie erst nach gelungener Kanalöffnung anziehen, für den Moment des Öffnens, benötigten sie ausreichend Bewegungsfreiheit. Die starren Ärmel, vor allem die Kapuzen schränken

doch merklich ein. Etwa zehn Schritte von unserem Versteck, ein kleines Stück vom Rand des Bürgersteigs entfernt, war der Kanaleinstieg, von allen Seiten gut einsehbar in die Fahrbahn eingelassen. Unentschlossen warteten sie, auf einen von ihnen vermutet günstigen Moment, aufrecht zum Kanaleinstieg zu laufen. Endlos lange Sekunden, Minuten vergingen. Ihr Zögern war verständlich, sie trugen die große Verantwortung über Gelingen oder Scheitern des Fluchtunternehmens mit all den zu erwartenden Konsequenzen. Ein dummer Zufall konnte, wenn sie auf der Straße am Kanalschacht hantierten, katastrophale Folgen für alle Beteiligten nach sich ziehen. Wir sahen auf die, im Dämmerlicht vor uns liegende Charlottenstraße. Schräg nach links öffnete sich ein weiter Blick über freigeräumte Ruinengrundstücke, bis hin zur entfernten Friedrichstraße. Auf ihr war kein Fahrzeugverkehr zu erkennen – wie ausgestorben. Genau so hatten wir es für diese späte Uhrzeit erhofft. Offensichtlich hatte sich das lange Warten gelohnt. Der Verkehr ließ sich einschätzen, nur die uns umgebenden Häuser blieben unberechenbar. Rechts neben uns befand sich ein mehrstöckiges Wohnhaus mit einer seitlich fensterlosen Hausfassade. Lediglich aus den bewohnten, uns gegenüberliegenden Häusern war es möglich, unser Treiben zu beobachten. Das Risiko von Bewohnern aus den oberen Etagen entdeckt und an stationierte Grenzposten, oder Volkspolizei verraten zu werden, war immer vorhanden. Es war soweit! Leicht gebückt liefen Hartmut und mein Vater, mit Seilstücken in der Hand auf den Kanaleinstieg zu. Mit raschen Schritten erreichten sie ihn und knieten vor dem runden Kanaldeckel nieder. Sie machten sich so klein als möglich, und doch waren sie im Licht der Straßenbeleuchtung immer noch gut zu erkennen. Die vier Seilstücke durch die Schlitze des eisernen Kanaldeckels zu führen, gelang schneller als erwartet.



***Kanaldeckel mit Seilen  
aus seiner Halterung heben.***

*Durch schmale Schlitze des Kanaldeckels  
geführte Seile, sollten als Haltegriffe dienen  
den Kanaldeckel hochzuheben.*



Bildquelle: Autorenfotografien ca. 1971.

Während der Deckelöffnung bemühten wir uns noch auf dem Ruinengrundstück verborgen, unsere Schutzkleidung vollständig anzuziehen. Ich zog mich um – das vorherige Training in der Wohnung bewährte sich. Bis auf die Verschlüsse

an den Hosenbeinen war es problemlos möglich. Ich half Tante Susie und wir banden uns die Hosenbeinverschlüsse über den Schuhen gegenseitig zu. Die Aktentasche hatte ich wieder geschlossen und wartete auf das Handzeichen – die Anweisung zum offenen Kanalschacht zu laufen. Als wir uns umzogen, achtete ich nicht auf das Drama, welches sich vor mir am Kanalschacht abspielte.

Der Kanaldeckel ließ sich nicht öffnen! Der Teil des Fluchtunternehmens, welcher in kürzester Zeit hinter sich gebracht werden musste, verzögerte sich – ja drohte sogar zu scheitern, wenn wir hier an dieser Stelle nicht in die Kanalisation gelangten. Zwei Personen machen sich fast in der Straßenmitte, weithin sichtbar, ja unübersehbar, an einem in der Nähe der Grenze befindlichen Kanaldeckel zu schaffen; wer dass sah, konnte nur einen Fluchtversuch vermuten.

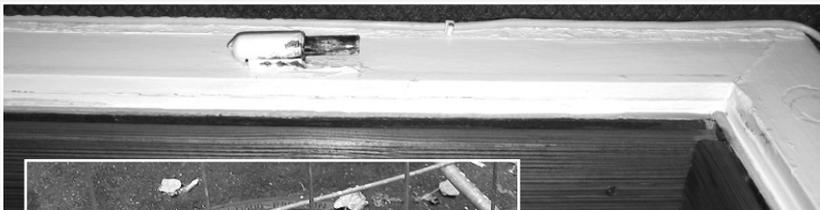
Gemeinsam mit Hartmut zerrte er verzweifelt an den durchgesteckten Seilen. Aus meinem Versteck heraus sah ich, das vor Anstrengung und Wut verzerrte Gesicht meines Vaters. Sie bekamen den Kanaldeckel nicht aus seiner Halterung! Ein eigentlich nötiger Test für die Kanalöffnung, ließ sich vorher nicht durchführen – und nun dass! Wieder blickte ich zu meinem Vater hinüber, der nach einer kurzen Verschnaufpause abermals wie verrückt an den durchgezogenen Seilen zerrte. Hartmut mühte sich erneut erfolglos ab. Sie versuchten, den an vier Stellen angebundene Deckel an zwei Seiten gleichzeitig anzuheben. Zwei Männer müssten es unter Einsatz aller Kräfte, normalerweise schaffen. Der schwere runde Deckel bewegte sich keinen Millimeter. Endlos lange Sekunden verstrichen. Tante Susie sah die erfolglosen Anstrengungen auf der Straße und schüttelte ungläubig ihren Kopf. Vor Aufregung hatte ich vergessen, mich hinter den schützenden Hügeln zu verbergen. Die Vorstellung nicht in den Abwasserkanal zu gelangen und dass somit der Weg in den Westen versperrt bliebe, bereitete mir Sorge. Alles sollte nicht wieder von vorn beginnen. Für mich brach in diesem Augenblick die Welt zusammen – weil sich der verdammte Deckel nicht löste. So viel hatte ich bisher schon durchgestanden und in einem kritischen Moment unserer Flucht, gab es keine greifbare Lösung des unerwarteten Problems.

Irgendetwas sagte mein Vater zu Hartmut, der plötzlich zurück auf das Ruinengrundstück lief, und sich neben mir auf den Boden hockte: »Das Scheißding geht nicht raus, der will was zum Anheben suchen!« Hartmut wollte von der Straße verschwinden, und erst wenn mein Vater wieder auftauchte, weiter mithelfen.

Die durchgeschobenen Seilschlingen steckten immer noch im Kanaldeckel. Mein Vater verschwand, wie vom Erdboden verschluckt, hinter uns in der Dunkelheit. Ohne eine Taschenlampe zu benutzen, suchte er auf Verdacht zwischen den Trümmerresten nach einem geeigneten Hilfsmittel. Das Rumoren und Scharren während der Suche, war bis zu uns, die wir fast am Straßenrand lagen, sehr gut zu hören. Besorgt sah ich hinauf zu den Fenstern auf der anderen Straßenseite.

Schon kurze Zeit später tauchte er wieder auf, mit einem langen gräulichen Holzbalken in der Hand. Was mein Vater zwischen den Schutthaufen auftrieb, konnte ich nicht auf Anhieb erkennen. Hartmut lief ihm sofort entgegen und gleich darauf hantierten sie wieder am Kanaleinstieg.

***Unser Not-Werkzeug zur Kanalöffnung.  
Rest eines alten Türrahmens als Problemlöser.***



***Kanalschacht-  
Abdeckung –  
unser Tor nach  
West-Berlin.***

*Vergleichs-Abbildungen  
den damaligen Originalen  
entsprechend.*

Bildquelle: Autorenfotografien ca. 2009.

Den Balken legten sie quer über den Kanaldeckel. Das lange Holzstück entpuppte sich als Rest eines alten Türrahmens. Vom Holz her stark genug bei Belastung nicht gleich durchzubrechen. Wegen der Länge etwas unhandlich, aber brauchbar. Die schon durchgeführten Seile hatten sie sinnvollerweise nicht fest zusammengeknotet, sondern offen gelassen. Sie mussten sich nach erfolgreicher Öffnung des Kanals schnell wieder entfernen lassen. Das Gewicht des Deckels hätte die Konten zusammengezogen, und diese ließen sich in kurzer Zeit nicht wieder lösen – falls sie überhaupt noch aufgingen.

Gespannt sah ich zu, wie die Seile um den Balken gewickelt wurden. Mein Vater an einem, Hartmut am anderen Ende des Türbalkens, hoben diesen gleichzeitig

an. Die Kraft des provisorischen Hebebaums reichte tatsächlich aus, den Deckel erst zu lockern, und letzten Endes ganz aus seiner Halterung herauszuheben. Sie hatten es tatsächlich geschafft!

Der Kanaldeckel lag jetzt neben dem Schachteingang auf der Straße. In der Fassung befand sich zusätzlich ein zweites rundes Schutzblech. Nicht sonderlich schwer, fast gleich groß wie der Kanaldeckel. Dieser Einsatz wird als »Blattauffangwanne« bezeichnet. Der Straßendreck soll nicht direkt in den Abwasserkanal fallen, sondern sich vorher in diesem Behälter ansammeln. Den mussten sie nur noch entfernen, und der Weg nach West-Berlin war endlich frei!

Der festgeklemmte Kanaldeckel verzögerte unerwartet den bisherigen Ablauf. Jede Sekunde länger, die sie auf der Straße für die Öffnung benötigten, erhöhte die Gefahr von einem Spätheimkehrer rein zufällig entdeckt zu werden.

Es gelang ihnen den Kanalschacht, trotz Behebung der unerwarteten Schwierigkeiten, ohne übermäßigen Lärm zu öffnen. Nur als der Deckel über den Rand der Metalleinfassung, und anschließen über den Straßenbelag rutschte wurde es etwas lauter. Sie nahmen die Blattauffangwanne heraus und legten sie direkt neben den Schachteinstieg. Diese wollten sie auf dem Ruinengrundstück zusammen mit dem Holzbalken und den Seilstücken wegwerfen. Bisher hatte kein Mensch etwas von unserer Aktion mitbekommen. In der Umgebung herrschte weiterhin nächtliche Stille.

Wie viel Zeit die Verzögerung bei Öffnung des Kanalschachtes verbrauchte, kann ich nicht mehr nachvollziehen. Mir kam es endlos vor – ich war heilfroh, dass wir bei der Aktion nicht beobachtet wurden – oder doch – und man hat uns nicht verraten. Der Einstieg lag offen vor uns, der Weg war frei. Mein Herz schlug mir plötzlich bis zum Hals, die Aufregung ließ sich nicht mehr abschütteln. Ich wartete gespannt auf ein Zeichen zum Einstieg. Wie abgesprochen nähme ich mein Gepäck gleich mit. Sind wir erst einmal im Abwasserkanal, ist ein Abbruch nicht mehr möglich. Wurde die Flucht bemerkt, stecken wir tief unter der Erde in der Falle. Bei der Planung hatten wir die Reihenfolge zum Einstieg in den Schacht ja vorher ausgiebig besprochen. Ich würde zuerst in den Schacht einsteigen.

Mein Vater machte sich daran, den Balken und die Blattauffangwanne zu entfernen, während dessen die Ereignisse sich überschlugen. Was eben noch als hoffnungsvoller Start begann, steuerte erneut, unerwartet auf eine furchtbare Katastrophe zu. Mit dem, was jetzt geschah konnte wir überhaupt nicht rechnen! Ein Stück der Straße wurde plötzlich beleuchtet. Ich verstand überhaupt nicht, woher der Lichtschein kam. Es dauerte nur Sekundenbruchteile, bis ich begriff, was sich vor meinen Augen unheilvoll anbahnte. Das rechte Gebäude, welches neben dem Ruinengrundstück angrenzte, verfügte zur Straße hin, über einen

Hauseingang, seiner Größe nach eher einem Portal. Mit einem Mal schaltete sich die Flurbeleuchtung des Hauses ein. Aus dem Eingang beleuchtete ein breiter Lichtkegel den geöffneten Kanaleinstieg. Deutlich sah ich neben der runden Öffnung, den Türbalken, den Kanaldeckel und den daran befestigten Seilen sowie die Blattauffangwanne auf der Straße liegen.

### ***Unser zweiter Fluchtversuch scheiterte an einem Hausportal – ähnlich diesem!***

*Ein gleichartiges Hausportal  
befand sich gegenüber  
unserem Kanaleinstieg.*

*Foto zeigt Ausführung  
zur Größendarstellung.*



Bildquelle: Autorenfotografien ca. 2009. Objekt auf der Zimmerstraße, Berlin.

Die beiden Männer standen gebeugt vor dem mühsam geöffneten Kanalschacht. Mein Vater erstarrte und drehte sich ungläubig zum Hauseingang hin. In rasender Geschwindigkeit befreite er den Balken von den Seilschlingen. Hartmut griff sich die Seilenden und zog sie aus dem Kanaldeckel. Mein Vater nahm den Türbalken, rannte ein Stück auf uns zu, und warf ihn mit einem kräftigen Ruck auf das Ruinengelände. Polternd landete er irgendwo hinter uns in der Dunkelheit. Sie sprachen kein Wort miteinander, jeder begriff instinktiv, was er zu machen hatte. Sie griffen sich den Kanaldeckel, und schoben ihn mit aller Gewalt zurück in die Fassung. Mit einem dumpfen, metallisch klingenden Geräusch fiel er hinein. Hartmut spurtete die wenigen Meter bis zu uns hinter den Geröllhügeln.

Mein Vater griff hastig die noch auf der Straße liegende Blattauffangwanne. Völlig überflüssig stellte er sie, wie auf einem Präsentierteller, aufrecht an die Wand des Hauses, aus dem jetzt das Flurlicht einen Teil der Straße ausleuchtete. Die große Haustür öffnete sich, auf dem Straßenstück mit dem Kanaleinstieg wurde es noch heller. Die ersten Bewohner liefen schon auf dem Bürgersteig, als mein Vater sich in letzter Sekunde neben uns auf den Boden warf. Nur wenige Augenblicke später hätten die ersten Bewohner, die das Haus verließen, ihn gar nicht verfehlen können. Er keuchte vor Anstrengung und Aufregung.

Etwa zehn bis fünfzehn Frauen und Männer strömten aus dem Hauseingang. Ich sah die Gruppe auf dem Bürgersteig, nur wenige Meter entfernt an mir vorbeiziehen. Wir lagen hinter den Geröllhügeln verborgen – sie bemerkten uns nicht, unterhielten sich lautstark, lachten und alberten herum. Ich empfand diesen Moment so unwirklich: »Ich liege platt auf der Erde und nur wenige Meter vor mir, marschieren irgendwelche Nachtmenschen lachend an mir vorbei, die mich keinesfalls entdecken dürfen«. Ob sie zu so später Stunde Feierabend hatten oder Gäste einer Feier waren, welche nun nach Hause gingen, völlig egal: Sie durften uns nicht entdecken. »Bei dem Krach, den die veranstalten, müssen doch einige Anwohner wach werden!«, dachte ich. Regungslos lagen wir auf dem Erdboden. Beunruhigt sah ich auf die gegenüberliegende Hausfront. Ich bekam Angst, bisher konnte ich alle Ereignisse gut verkraften, hier wurde mir schlagartig klar, wie gefährlich sich unser Unternehmen in Wirklichkeit gestaltete. Das Licht im Hauseingang schaltete sich wieder aus. Einige Minuten wollten wir auf jeden Fall abwarten. Sollten wir gleich noch mal einen erneuten Versuch starten? Ich bekam mit, wie sich mein Vater und Hartmut leise unterhielten. Verstehen konnte ich nicht, was sie miteinander besprachen. Tante Susie war fest überzeugt: »Wir schaffen es einfach nicht – es soll nicht sein!« Die Überlegung es gleich wieder zu versuchen ließen wir schnell fallen. Im Haus musste sich noch jemand befinden. Das Licht schaltete sich ein, doch die Tür blieb zu, niemand verließ das Haus. Das Licht ging nach wenigen Minuten wieder aus. Hartmut wollte noch nicht aufgeben. Sein Vorschlag: kurz abzuwarten und dann sofort einen Neuversuch wagen, wurde gleich zunichtegemacht. Aus unerklärlichen Gründen ging im Hauseingang wieder das Licht an, doch niemand verließ das Haus.

Jetzt hatten Hartmut und mein Vater genug. Sie brachen die Flucht entnervt ab: »Es ist einfach zu unsicher, jederzeit kann noch jemand aus dem Haus kommen«. Unter diesen Umständen machte es einfach keinen Sinn, ein weiteres Risiko einzugehen. Wir beschlossen, erneut in das Ladenversteck zurückzugehen und dort mindestens eine Stunde, oder noch länger abzuwarten. So gegen drei bis vier Uhr wollten wir wiederum einen Versuch starten. Uneinigkeit herrschte über den Vorschlag, unsere Sachen hier im Ruinengelände, liegen zu lassen.

Mein Vater wollte lieber alles in das Ladenlokal zurück mitnehmen. Er fand es sinnvoll, die Sachen in unserer Nähe zu wissen. Bei einem endgültigen Fluchtabbruch müssten wir nochmals zum Ruinengelände zurück und das Fluchtgepäck einsammeln, um es nachhause mitzunehmen. Die wenigen Teile zurückzulassen macht wenig Sinn.

Wir zogen uns in den hinteren Teil des Geländes zurück, um in der Dunkelheit langsam unsere Schutzkleidung auszuziehen. Ein Wunder, dass die verklebten Nähte die bisherige Belastung schadlos überstanden.

In unserem Aufzug war es unmöglich, den Weg bis zum Versteck im Ladenlokal auf der Markgrafenstraße zu laufen. Notdürftig packten wir unsere wenigen Sachen zusammen. Denselben Weg, den wir von unserem Ladenversteck aus nahmen, liefen wir jetzt wieder zurück. Meine Verfassung: müde, frustriert, unsicher und ängstlich. So dicht vor dem erhofften Ziel – und nun diese traurige Entwicklung. Meine kindlich naive »Abenteuerlust« war jetzt vollends abhandengekommen. So schnell wie möglich verließen wir das Ruinengrundstück. Das Licht im Hausflur wurde inzwischen nicht wieder eingeschaltet. Es blieb bei unserem Entschluss nochmals über eine Stunde abzuwarten. Tante Susi begann zu zittern, sie schien mit den Nerven am Ende. Ich wollte nur ungern wieder zurück in das Ladenlokal. Alle schwankten irgendwie zwischen banger Hoffnung, und dem Wunsch aufzugeben. Die Gesichter der Erwachsenen sprachen Bände. Hartmut konnte seinen Ärger nur mühsam unterdrücken, dachte jedoch keinen Moment daran aufzugeben.



Wieder befand ich mich in dem mir so verleideten, dunklen Raum und saß auf dem Fußboden neben Tante Susie. Wir nahmen die mittlerweile vertrauten, alten Plätze ein – alle waren noch völlig geschockt. Auf dem Fußboden sitzend, begann ich die letzten Momente zu verarbeiten. Nur wenige Sekunden entschieden über Erfolg oder Misserfolg – trennten die Erwachsenen von Verhaftung, Bestrafung und Gefängnis. Wir alle rutschten knapp an einer Katastrophe vorbei. In der Wartezeit ging mir vieles durch den Kopf, ich begann langsam selbst, an unserem Fluchtunternehmen zu zweifeln. Die Erfahrung des letzten Fluchtversuchs hatte uns umdenken lassen. Bewusst wählten wir eine spätere Uhrzeit aus. Selbst diese Entscheidung blieb leider erfolglos. Egal welchen Entschluss wir fassten, immer wieder ging etwas schief – auch dieses Mal!

Ich war machtlos dagegen: Ob Müdigkeit oder überstrapazierte Nerven ausschlaggebend waren – ich begann zu zittern, mein Herz schlug bis zum Hals, mir wurde leicht übel. Dagegen konnte ich nicht ankämpfen, die Übelkeit war einfach da! Bisher konnte ich die Ereignisse noch erträglich verarbeiten, nun wurde es doch zu viel. Vor allem beschäftigte mich der Gedanke, wie es weitergehen soll. Mussten wir aufgeben – oder würde zu späterer Zeit ein erneuter Versuch gestartet? Das Fluchtunternehmen hing völlig in der Luft. Nicht nur geistig – nein auch körperlich ließen meine Kräfte erheblich nach. Mein Gefühl: »Ich kann nicht mehr!« Darüber sprach ich nicht mit meinem Vater, der mit Sicherheit die Flucht sofort abbräche. Das wollte ich nicht. Ein heillooses Durcheinander herrschte in meinen Kopf.

Auf dem Boden sitzend war ich eingeschlafen. In der Zwischenzeit wechselte Hartmut seinen Platz und sprach aufgeregt mit meinem Vater. Als ich kurz aufwachte, hörte ich, wie sich mein Vater und Hartmut stritten. Zwar leise flüsternd aber sichtlich verärgert. Nur einige wenige Wortfetzen bekam ich mit: »Otto, wir sind hier nicht im Krieg, lass mich mit deiner Übervorsicht in Ruhe! – Ich geh jetzt nachsehen, was draußen los ist, und dann noch mal das Ganze!« Hartmut unmissverständlich: »Ich will jetzt weg, das klappt ja sonst nie!« Obwohl er leise sprach, war sein Unmut mehr als deutlich herauszuhören. »Ich gehe mich mal umsehen – komme gleich wieder!« und schon war er durch den Eingang nach draußen verschwunden. Mein Vater antwortete ihm nicht, ließ ihn ohne weiteren Kommentar losziehen.

Mir ging es wieder besser. Hartmut ließ sich offensichtlich nicht entmutigen, und ich fasste wieder Selbstvertrauen. Wir wollen es doch noch einmal versuchen! Mehr als eine halbe Stunde müssten vergangen sein und Hartmut war immer noch nicht zurückgekehrt. Von außen hörten ich die schon gewohnten Umgebungsgerausche. Die von uns erwartete Ruhe auf den Straßen war zur nächstlichen Zeit, offensichtlich eingetreten. Niemand schien unterwegs zu sein – nichts

rührte sich. Über lange Zeit lief auch kein Fußgänger an unserem Ladenlokal vorbei. Weitere Minuten verstrichen. Hartmut müsste schon längst zurück sein. Wir kannten ja die Entfernung bis zum Trümmergrundstück. Die benötigte Zeit für den Hin- und Rückweg war schon weit überschritten. Mein Vater wurde langsam unruhig. Auch ich machte mir meine Gedanken: »Der ist zu lange weg!« In unserem Versteck herrschte wie in den vielen Stunden zuvor, tiefe Stille. Angestrengt lauschte ich auf Schritte, die sich unserem Versteck näherten. Sie könnten von Hartmut rühren und er wäre endlich wieder bei uns. Draußen wurde es auf einmal ungewöhnlich unruhig. Andere Geräusche, als die sonst über Stunden gewohnten Töne, drangen in unser Versteck. Was ist draußen auf der Straße vor unserem Versteck los? Weit weg, aber doch deutlich vernehmbar waren Schritte und leise Gesprächsfetzen zu vernehmen. In unserer näheren Umgebung musste etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein. Unruhe, Bewegung, entfernt leises Hundegebell – anders als bisher gewohnt! Laute Schritte drangen zu uns. Den Trittsgeräuschen nach zu urteilen war es ein Grenzsoldat, oder Volkspolizist. Nach kurzer Zeit sah ich durch die Ritzen zwischen den am Schaufenster befestigten Brettern, vorbeihuschenden Schatten. Ich war erleichtert – zügig lief die Person an unserem Versteck vorbei.

Auf der Straße wurde es jetzt erheblich unruhiger. Was da vorging, konnte ich nicht nachvollziehen – etwas Ungewöhnliches ging draußen vor. Eindeutig waren auf einmal, trotz vorgerückter Stunde, mehrere Personen unterwegs. Laute Befehle, oder der Einsatz von Signal-Trillerpfeifen, waren nicht zu vernehmen. Wieder einmal breitete sich ein ungutes Gefühl aus.

Jetzt machte ich mir ernsthafte Sorgen um Hartmut. Warum dauert es so lange, bis er wieder zurückkommt? War Hartmut für die veränderten Straßengeräusche verantwortlich? Hatte die mit seinem viel zu langem Fortbleiben aus unserem Versteck zu tun? War Hartmut gezwungen von unserem Versteck fern zu bleiben, weil eine größere Zahl von Wachtposten in unser Viertel zusätzlich stationiert wurde? Ich spürte, dass außerhalb unseres Verstecks, sich etwas veränderte.

Wurde Hartmut bei seinem Kontrollgang beobachtet – womöglich sogar verhaftet? Dies hätten wir an vermehrten Gesprächen oder laut erteilten Befehlen gehört. Dies war jedoch nicht der Fall. Wieder einmal geschah etwas, womit niemand rechnen konnte. Ein neues Problem bahnte sich an.

Es dauerte einige Zeit, dann war es wieder so ruhig wie zuvor, als Hartmut unser Versteck verließ. Keiner von uns sprach etwas, wir saßen nur stumm beieinander. Ich hielt mich wie zum Schutz an Tante Susie's Arm fest. Ihre Nähe beruhigte mich. Wieder einmal sah ich auf meine Taschenuhr. Es war schon nach vier Uhr und Hartmut war immer noch nicht zurückgekehrt! Wir hatten nun die schlimmste Befürchtung: »Hartmut ist verhaftet«. Selbst der Gedanke kam mir

auf, er könnte allein ohne uns durch den Kanal geflohen sein. Mit unverhohlener Wut auf meinen Vater verließ er das Ladenlokal – ihm war einfach der »Kragen geplatzt«. Nur mit welcher Konsequenz, das ließ er offen. Den vom vorangegangenen Fluchtversuch gelockerten Kanaldeckel hätte er vielleicht doch irgendwie allein hochheben können. Unsinnig, aber so etwas ging mir tatsächlich durch den Kopf. Meine Gedanken überschlugen sich. Wieder meine Zweifel – und doch: Uns alle im Stich zu lassen, das traute ich ihm nicht zu.

Nach einer möglichen Verhaftung von Hartmut bestand die Gefahr entdeckt zu werden, wenn Grenzposten die Umgegend nach Fluchtwillige durchsucht. Die mitgeführten Gegenstände würden jeden Versuch einer glaubhaften Erklärung ins Leere laufen lassen. Wasserdicht verpackte Gegenstände, mitgeführtes Werkzeug und eine Sammlung persönlicher Dokumente, wiesen eindeutig auf einen Fluchtversuch in Zusammenhang mit Wasser hin.

War für uns jetzt alles vorbei? Waren alle bisher ertragenen Strapazen umsonst? Warum wollte, oder sollte unser Fluchtplan einfach nicht gelingen? Tante Susie und mein Vater waren total am Boden zerstört. Er brach kurzerhand die Fluchtaktion ab, leise flüsterte er zu uns: »Es soll nicht sein – es geht einfach nicht.« Tante Susie hatte sich wohl innerlich vom Gedanken einer erfolgreichen Flucht, gänzlich verabschiedet. Mein Vater entschied, bis gegen sechs Uhr morgens abzuwarten. Zu dieser Zeit verkehrten wieder öffentliche Verkehrsmittel. Mit der U-Bahn würden wir zurückfahren und uns so auf den Weg nach Hause machen. Mir gingen die Nerven durch. Die ganze Warterei, die Vorbereitungen, die nicht endenden Ängste wegen meines Bruders, ich konnte mich nicht mehr beherrschen und weinte leise vor mich hin. Nicht in den Westen zu kommen! Ich wollte es einfach nicht wahrhaben. Die Stunden vergingen, Hartmut blieb immer noch verschwunden. Kein Lebenszeichen von ihm. Aus und vorbei! Es war gegen sechs Uhr, als mein Vater das Fluchtunternehmen endgültig abbrach. Wir klopfen uns gegenseitig den Schmutz aus der Kleidung und falteten die Schutzkleidung zusammen. Unsere bisherige Vorsicht hielten wir bei. Durch unbedachtes, leichtsinniges Verhalten wollten wir weder entdeckt noch verhaftet werden. Selbst in dieser Situation war immer noch ein Fünkchen Hoffnung vorhanden – nur waren wir viel zu müde und zerschlagen um nach diesem zu suchen. Mein Vater sah sich vorsichtshalber am Eingang um. Nach kurzem prüfenden Blick rief er uns leise zu: »Ihr könnt kommen!« Die Aktentasche und zwei unserer Schutzanzüge hatte er bei sich. Mit meinem Rucksack und den restlichen Schutzanzügen unterm Arm trottete ich neben Tante Susie her. Die Mühe im Versteck unsere Kleidung zu reinigen hätten wir uns sparen können. Im Dämmerlicht sah man an einigen Stellen große, grau-weiße Zementflecken auf unserer Kleidung.

Mit großen Bedenken wegen der Vielzahl von Grenzsoldaten im Bahnhofsgelände gingen wir zur U-Bahn und lösten am Fahrkartenautomaten unsere Fahrscheine. Erstaunlicherweise erregte unser verdrecktes Aussehen keine besondere Aufmerksamkeit. Wir blieben weit entfernt von den Grenzbeamten, am Ende des Bahnsteigs stehen, und wollten in unserem verschmutzten Zustand, von ihnen nicht gesehen werden. Endlich fuhr der Zug ein. Im Zugabteil setzten wir uns sofort, machten uns »ganz klein«, und gaben auf dem ersten Blick das unverfängliche Bild einer ganz normalen Familie ab. Nur unser verschmutztes Aussehen störte das Bild.

Im fast leeren Zugabteil fielen wir zu dieser frühen Zeit nicht sonderlich auf. Jetzt war Sonntag – ich wollte erst einmal richtig ausschlafen, musste Abstand gewinnen. Irgendwann im Laufe des angebrochenen Tages wollten Tante Susie und mein Vater erneut miteinander besprechen, wie es weiterginge. Nicht unbedingt der abgebrochenen Flucht wegen, sondern wie sie sich verhalten, wenn wir im Osten blieben. Einen Weg suchen mit dieser Situation umzugehen. Was geschieht mit ihnen, wenn die Wahrheit ans Tageslicht kommt? Wie geht es mit mir weiter? Die ganze Situation war verfahren. Nichts konnten wir in Eigeninitiative mehr unternehmen, nur abwarten, was auf uns zukäme.

Ich war sogar traurig darüber, mich wieder in unserer Wohnung wiederzufinden. Unser Fluchtgepäck, einschließlich der Schutzanzüge landete in der Küche. Erst jetzt realisierte ich, dass unsere Flucht zweifellos gescheitert war, und alle in sie gesetzte Hoffnungen zerbrachen. Die alten Ängste würden mich wieder einholen. Innerlich leer, ohne die geringste Ahnung, was die Zukunft mit sich bringen wird. An den kommenden Schultag mochte ich schon gar nicht denken: Bleierne Müdigkeit hatte mich voll im Griff.

Mein einziger Wunsch: »Schlafen, schlafen, nur noch schlafen!«



Bis weit nach Mittag schlief ich wie ein Stein. Mein Vater weckte mich auf, nahm mich in seinen Arm und wir setzten uns in die Küche. Einige Schicksalsschläge hatte er schon durchgestanden, doch so hilflos und zerstört wie an diesem Tag hatte ich ihn noch nicht erlebt. Vor mir saß, in sich zusammengesunken, mein gebrochener Vater. Mit großer Mühe versuchte er die Fassung zu wahren, doch mit Tränen in den Augen sprach er aus, was ich schon länger befürchtete: »Einen neuen Fluchtversuch gibt es nicht mehr.« Wie eine Entschuldigung fügte er noch an: »Michael, ich kann einfach nicht mehr - noch mal schaffe ich das nicht!« Nun wurde mir endgültig bewusst: »Die mich schon über viele Tage bedrückende Ängste bestätigten sich gnadenlos«. »Verhaftung meines Vaters, Verlust von Tante Susie, mögliche Einweisung in ein Heim, alle die grauenvollen Gedanken, welche mir dauernd im Kopf herumgingen, würden wahr«. Ich konnte ihm nicht antworten, meine Stimme blieb einfach weg, ein dicker Kloß im Hals, hinderte mich am Sprechen.

Ich brach innerlich zusammen, begann hemmungslos zu weinen und versuchte ihn umzustimmen. Es war mir unmöglich ganze Sätze auszusprechen, lediglich unzusammenhängende, gestammelte Worte bekam ich heraus. Es dauerte, bis ich mich einigermaßen gefangen hatte. Ich drückte mich an ihn: »Bitte, bitte noch einen Versuch, wir werden es schaffen!« Mein Entsetzen über seine Entscheidung überraschte ihn. Eine so heftig emotionale Reaktion hatte er von mir nicht erwartet. Ich konnte mich nicht beruhigen, brüllte, schimpfte meine ganze angestaute Wut aus mir heraus. Er versuchte mich zu beruhigen, drückte mich an sich, aber meine Weinkrämpfe wurden immer heftiger.

Hilflos, unfähig meinen Nervenzusammenbruch abzumildern saß er am Tisch, seinen Kopf fest zwischen den Händen vergraben. Ihm war bewusst, welche Schwierigkeiten auf uns beide unaufhaltsam zukämen. Diesen konnten wir nur durch Flucht in den Westen entrinnen – eine andere Möglichkeit gab es nicht! Zusätzlich zu Peter und Winfried spurlosem Verschwinden, erweiterten sich die Probleme noch um das ungeklärte Schicksal von Hartmut. Was war bloß aus ihm geworden? Die Ungewissheit um ihn machte alles noch schlimmer als es schon war. Er war wie vom Erdboden verschluckt, die Erwartung ihn doch noch wiederzutreffen erfüllte sich nicht. Mein Vater stand unter enormen Druck der vergangenen Ereignisse. Einen erneuerten Fluchtversuch zu unternehmen fühlte er sich nicht gewachsen: »Michael, versteh mich – ich kann nicht, ich will nicht mehr!« Dass Hartmut als kräftige Hilfe nicht dabei sei, war ein Grund mehr für seinen Entschluss. Mit einem kleinen Jungen, einer zierlichen Frau als Hilfe, die hinlänglich bekannten Strapazen der letzten misslungenen Fluchtversuche nochmals durchzustehen, hielt er schier unmöglich. Die Verantwortung für uns

wollte er unter den bestehenden Voraussetzungen nicht übernehmen. Er hatte ernsthafte Bedenken den Kanaldeckel ohne Hilfe von Hartmut, nicht aus der Halterung zu bekommen. Er zweifelte an meinem sowie Tante Susies Durchsehvermögen. Nach der letzten frustrierenden Nacht war in diesem Moment völlig unklar, ob sie überhaupt noch mitkommen wolle. Ich war so furchtbar verzweifelt, erneut schossen mir Tränen in die Augen. Ich bettelte: »Papa, ich schaffe das noch mal – alle guten Dinge sind drei!« Mir fiel kein anderer Spruch als diese kindische Floskel ein. Um meinen Wunsch abermals zu bekräftigen, wiederholte ich: »Alle guten Dinge sind drei!« Ich umklammerte, drückte ihn fest an mich; war nicht mehr zu bremsen. »Bitte, bitte, bitte!«, mit aller Gewalt versuchte ich ihn umzustimmen, zu überzeugen, dass ich nicht aufgeben wolle.

Ob mein unerschütterlicher Wille, oder mein Zusammenbruch ihn umdenken ließ, ich weiß es nicht. Seinen Kopf hielt er immer noch zwischen seinen Händen verborgen, als es fast unhörbar aus ihm herauskam: »Ich muss darüber nachdenken, auch was mit Tante Susie wird!« Eine erlösende Aussage, ich beruhigte mich langsam, fühlte mich weiterhin elend und wollte nur ins Bett. Nichts sehen, nichts hören, einfach abschalten, nur noch einschlafen! Die Hoffnung auf einen Neuversuch gab mir wieder Mut.

Am Abend weckte mich mein Vater. Schlaf und Ruhe taten mir sichtlich gut. Ich musste mich erst einmal selbst ordnen, mit mir ins Reine kommen. Die letzten Wartestunden nach dem gescheiterten Versuch ließen in mir große Zweifel aufkommen, ob wir es tatsächlich schaffen könnten. Im Ladenlokal war mir völlig egal, was weiter auf mich zukommt; da hatte ich mich der Situation hilflos ergeben – was sollten wir sonst noch anstellen, bis es gelingt?

Doch jetzt hoffte ich inständig, Tante Susie würde sich zu einem dritten Versuch durchringen. Zu meiner Freude saß sie bei uns im Wohnzimmer. Mein Vater wollte wissen wie sie über unsere, ihre eigene Lage denkt, wie wir gemeinsam weiter verfahren sollten. Er erzählte von unserem tränenreichen Gespräch und meinem unbeugsamen Willen. Sie kannte selbstverständlich ihre eigene sehr verfahrenere Situation. Ihre zwei erwachsenen Kinder, die sie bei der Flucht zurückließ, wohnten anders als Winfried, nicht bei ihr. Denen konnte man nicht einfach vorwerfen, von der Fluchtabsicht ihrer Mutter oder des Bruders etwas zu wissen. Sie wären verpflichtet, es den Behörden sofort zu melden. Bei Tante Susie war das anders, Winfried wohnte mit ihr zusammen in einer gemeinsamen Wohnung. Trotz aller Bedenken konnte sie sich nicht entscheiden, zeigte sich nicht gänzlich abgeneigt, zauderte jedoch wie mein Vater. Die letzten erfolglosen Fluchtversuche hatten ihr Selbstvertrauen nachhaltig beeinflusst.

Der erste Schultag nach unserem gescheiterten Fluchtversuch, war Montag, der 23. Oktober 1961. Innerlich leer, körperlich ausgebrannt und trotz des vergangenen, freien sonntags, war ich immer noch hundemüde. Nur lustlos nahm ich am Unterricht teil, selbst die wenigen Hausaufgaben ließ ich unfertig zu Hause liegen. Die verständlich schlechte Benotung in den entsprechenden Fächern berührte mich nicht. Als Schüler mit recht gutem Notendurchschnitt, lieferte ich die Hausarbeiten normalerweise zuverlässig und ordentlich ab. Mein großes Interesse an naturwissenschaftlichen Fächern, Biologie, Physik und Chemie, wurden von Lehrern erkannt und gefördert. In Biologie sollte ich auf ein späteres Studium hinarbeiten. Meine Leistungen ließen, seit wir uns intensiv mit Fluchtgedanken befassten, merklich nach. Mit der Gewissheit: »Hier ist ja doch keine erstrebenswerte Zukunft zu erhoffen!« ließ ich den Schulunterricht unkonzentriert, ohne jedoch zu stören, an mir vorbeiziehen.

Es dauerte nur kurze Zeit bis meine Schulfreundin erkannte wie niedergeschlagen und zerstört ich mich fühlte. Ich sah noch trauriger aus, als nach unserem ersten gescheiterten Fluchtversuch. »Ging wieder nicht!« mehr brauchte ich nicht zu sagen. Der kurze Satz reichte aus, sie verstand sofort, was ich damit meinte. Von anderen Schulfreunden zog ich mich mit unverbindlichen Ausreden zurück. Die gleichen Argumente verwendete ich, um mein Fehlen bei Veranstaltungen oder Nachmittagen bei den »Jungen Pionieren« zu entschuldigen.

Über die Tage nach der Flucht ist wenig zu berichten. Neugierig, fast ängstlich lief ich an der Wohnung meines Bruders vorbei, um nachzusehen, ob die Flucht von den Behörden mittlerweile bemerkt wurde.

Die vergangenen Tage ließen meinen Vater sichtbar altern, die Anspannung unter der er litt, konnte er nicht verbergen. Die Wahl zwischen neuem Fluchtversuch oder unvermeidlicher Konfrontation mit der Staatsmacht ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Mit sehr gemischten Gefühlen ging er seiner Arbeit im Kino nach.

Meine Ängste steigerten sich, ohne dass ich sie zu beeinflussen vermochte. Seit Hartmuts Verschwinden wurde es immer unerträglicher: Was war mit ihm geschehen? Würde er uns verraten? Die Gedanken ließen mich nicht los. Es war mir nicht möglich dem Unterricht konzentriert zu folgen. In der Schulklasse sah ich immer häufiger zur Klassentür. Unterwegs auf der Straße glaubte ich beobachtet, ja verfolgt zu werden; diesen Unfug bildete ich mir tatsächlich ein. Tagsüber reichten schon Schritte von Hausbewohnern, auf den Holzstufen im Treppenhause, mich zu beunruhigen. Kamen sie an unserer Wohnungstür vorbei, hatte ich nur den einen Wunsch: »Bloß nicht an der Tür klingeln!« Mein Vater kam oftmals erst gegen Mitternacht zurück. Bis dahin war ich mit meinen Sorgen allein in der Wohnung. In der Nacht reichten schon das Einschalten des Treppenlichtautomaten und nachfolgende Schritte im Treppenaufgang, mich aufzuwecken.

Egal zu welcher später Stunde, schlagartig wurde ich wach und konnte nicht wieder einschlafen. Noch gab es keine Anzeichen, wann mein Vater erneut einen Fluchtversuch zu unternehmen gedachte. Ich war mir nicht sicher, ob er immer noch mit Selbstzweifeln kämpfte, oder an einem dritten Fluchtversuch festhielt. Tante Susie hielt sich auffallend zurück. Eine sonderbare Stimmung breitete sich aus. Das verpackte Fluchtgepäck lag weiterhin unberührt in einer Ecke des Wohnzimmers. Aufgeben hatten mein Vater und Tante Susie unser Fluchtvorhaben wohl nicht. Nur – bis wann wollten sie warten; bis zum kommenden Freitag oder auf das kommende Wochenende? Die Warterei zermürbte mich. Tage verstrichen, und ich litt immer mehr unter der Ungewissheit, was wir unternehmen würden. Mein Seelenleben geriet aus den Fugen. In den Nächten verfolgte mich ein grauenvoller Traum: Meine vorderen Zahnreihen waren zusammengewachsen. Mit roher Gewalt öffnete ich meinen Mund und riss sie brutal auseinander. Im Traum hörte ich das Knirschen zersplitternder Zähne und spürte lange nadelspitze Zahnstücke, mit denen ich mir die Zunge zerbiss. Im Mund breitete sich ein widerlicher Blutgeschmack aus. Vor dem Einschlafen die wiederkehrende Angst, der grässliche Traum käme zurück! Die Nächte wurden unerträglich. Es war Mittwoch, der 24. Oktober 1961 – ein Tag der Entscheidungen! Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich ein kleines, altes Obst- und Gemüsegeschäft. Das einzig Naheliegende im Straßenviertel. Am Nachmittag ging ich einkaufen – prompt kam von der Verkäuferin die gefürchtete Frage: »Deinen Bruder sehe ich schon länger nicht einkaufen? – Ist was mit ihm, ist er krank?« Mir blieb nur eine ausweichende Antwort: »Ich glaube der macht eine Schulung; hab ihn schon länger nicht gesehen und getroffen.«

*Foto zeigt die Hausecke vom Gebäude in dem sich 1961 der »Konsum« befand. Noch im Jahr 1961 unser Lebensmittel-Geschäft.*

*Der Eingang zum Gemüse-Geschäft war seitlich angeordnet. (siehe Einrahmung)*



Bildquelle: Autorenfotos 1990, kurz nach dem »Mauerfall« im Jahr 1989.

Eine völlig harmlose Nachfrage, ließ mich zusammenzucken. So konnte es nicht mehr lange weiter gehen! Wie sollte ich Fragen, welche meinen Bruder betrafen, überzeugend beantworten? Im an der Ecke befindlichen Lebensmittelgeschäft, wo ich mit meinem Bruder öfters gemeinsam einkaufen ging, würde die Fragerei auch nicht lange auf sich warten lassen. Wenn mein Bruder nach Feierabend zuhause eintraf, kauften wir uns Brot und aßen zusammen bei der Lektüre von Comic-Heften, die für Berlin typischen »Stullen«. Das war oftmals gleichzeitig mein Abendbrot. Mein Vater sah das nicht so gern, aber durch seine langen Arbeitszeiten bis in den späten Abend hinein, bekam er dies häufig nicht mit. Wieder zurück vom Einkauf machte ich meinem Vater Vorhaltungen. Ich würde mich vor Angst vor Rückfragen nicht mehr auf die Straße wagen. Selbst wegen Hartmut, der bei uns nicht mehr anzutreffen war, wurde ich von Hausbewohnern kurz angesprochen. So, unter solchen Umständen wollte ich nicht weiter leben. Überall mit Lügen zu bestehen, in der Schule würde ich langsam verrückt, auf der Straße vermied ich mit allen Mitteln, angesprochen zu werden.

Meine seelische Verfassung blieb ihm nicht verborgen. Die Zeit drängte, das war auch ihm bewusst; nur fehlte immer noch die Zusage von Tante Susie. Meinem Vater machte die verfahrenere Situation zu schaffen, ohne nach außen zu zeigen, was in ihm vorging. Die von Hartmut ausgesprochene Warnung, der Hinweis: »Otto, es bewegt sich was ..!« ging ihm immer wieder durch den Kopf.

Tante Susie haderte mit ihrem Entschluss und mochte sich nicht festlegen. Heute, wenn sie von der Arbeit heimkäme, wollte mein Vater mit ihr nochmals sprechen – von ihr wissen, wie sie sich endgültig entscheidet. Fest stand jedoch: Ohne sie dabei würde es keinen neuen Versuch geben. Nur zu dritt – oder gar nicht! Zum Abend waren sie verabredet – das entscheidende Gespräch stand bevor. Jeder Tag, der verging, ließ die Grenze ein Stück undurchlässiger werden. Rund um die Uhr waren Bauarbeiter und Grenzsoldaten damit beschäftigt, die Sperranlagen zu vervollständigen.

Auf Tante Susie's Arbeitsstelle muss im Laufe des Tages etwas Unerwartetes geschehen sein. Auch ihr wurde es zu viel, ihre Kollegen weiter zu belügen, den Fragen des Alltags auszuweichen und sich zu verstellen. Ihre bittere Erkenntnis: »Irgendwann käme doch alles ans Tageslicht – sie wolle mitkommen, es noch ein letztes Mal mit uns wagen«. Mit welchen Argumenten mein Vater Tante Susie überzeugte diesen Schritt mit allen Risiken nochmals zu wagen, erfuhr ich nicht. Bei ihrem sehr langem Gespräch war ich nicht anwesend. Ob meine unnachgiebige Bettelei, oder die Einschätzung ihrer eigenen unsicheren Situation ausschlaggebend für die Zustimmung war – habe ich nie erfahren. Zwei Mal hatten wir es erfolglos probiert, der dritte Fluchtversuch wäre unsere letzte Chance.

Dann hörte ich einen für mich entscheidenden Satz: »Morgen versuchen wir es«.

Es war Donnerstag, der 26. Oktober 1961. Für mich ein Freudentag! Obwohl wir am Abend losziehen wollten, besuchte ich noch den Schulunterricht – überzeugt, es ist das letzte Mal. Falls wir doch den dritte Flucht wieder abbrechen müssten, wollte ich am nächsten Tag wie gewohnt zum Unterricht gehen. Daran mochte ich gar nicht erst denken. An meiner Einstellung zum Schulunterricht hatte sich nichts geändert. Von den Lehrern hielt ich mich fern. Ich vermied jedes Risiko, mich mit einem unbedachten Satz zu verraten. Nur mit meiner Schulfreundin sprach ich zwanglos, ließ jedoch die weiteren Fluchtpläne unerwähnt. Im Stundenplan des heutigen Tages war eine der letzten Stunden Russischunterricht. Ein älterer Lehrer, ein gebürtiger Russe mit hervorragenden Deutschkenntnissen unterrichtete an der Schule. Die Sprache lag mir nicht so besonders, die ungewohnten kyrillischen Buchstaben machten mir zu schaffen. Mit Mühe konnte ich die Texte Lesen oder Schreiben. Mit korrekter Aussprache haperte es bei einigen Worten. Er rief mich zu sich nach vorn an die Tafel. Da stand ich vor der Klasse und tat mich schwer, ein Zahlwort, ich glaube es war die 440, fließend auszusprechen. Zum Überfluss sollte ich sie auch an die Tafel schreiben.

Die vergangenen schrecklichen Tage hatten mir sehr zugesetzt. Dazu noch meine mehr als dürftige Motivation, mit dem Wissen um den heutigen Abend. Mühsam versuchte ich die Worte herauszubringen und verhaspelte mich dabei. Es gelang mir nicht fehlerlos – je mehr ich mich zu korrigieren versuchte, so schlimmer wurde es. Einige meiner Schulkameraden lachten, ich schämte mich, vor der gesamten Klasse so blamiert dazustehen. Sonst nicht schüchtern, aber nun kam ich völlig aus dem Tritt. Der Lehrer zeigte offen seine Ungeduld; wurde mit jeder Aufforderung zum Neuanfang drängte er mehr und eine Stimme wurde immer lauter. Seine unangenehm eindringliche Art brachte mich noch mehr durcheinander. Urpötzlich fuhr er mich mit seinem russischen Akzent laut und ungeduldig an: »Bisst du blödde?!« Er schrie vor mir, drohend aufgebaut, direkt ins Gesicht. Erschrocken über seinen lauten Wutausbruch versuchte ich es noch mal, aber nun ging gar nichts mehr. Nicht ganz so lautstark, aber unüberhörbar legte er noch nach: »Deine Mutter muss blödde im Kopf sein, hatte wohl nur Grrüütze im Kopf?!« Dabei stieß er mit seiner Hand leicht gegen meine Stirn. Was ihn zu dieser unmöglichen Beschimpfung veranlasste – ich verstand die Welt nicht mehr. Russisch war in der Schule nicht bei allen Schülern sehr beliebt; doch warum musste gerade ich darunter leiden? In mir stieg unbändige Wut auf.

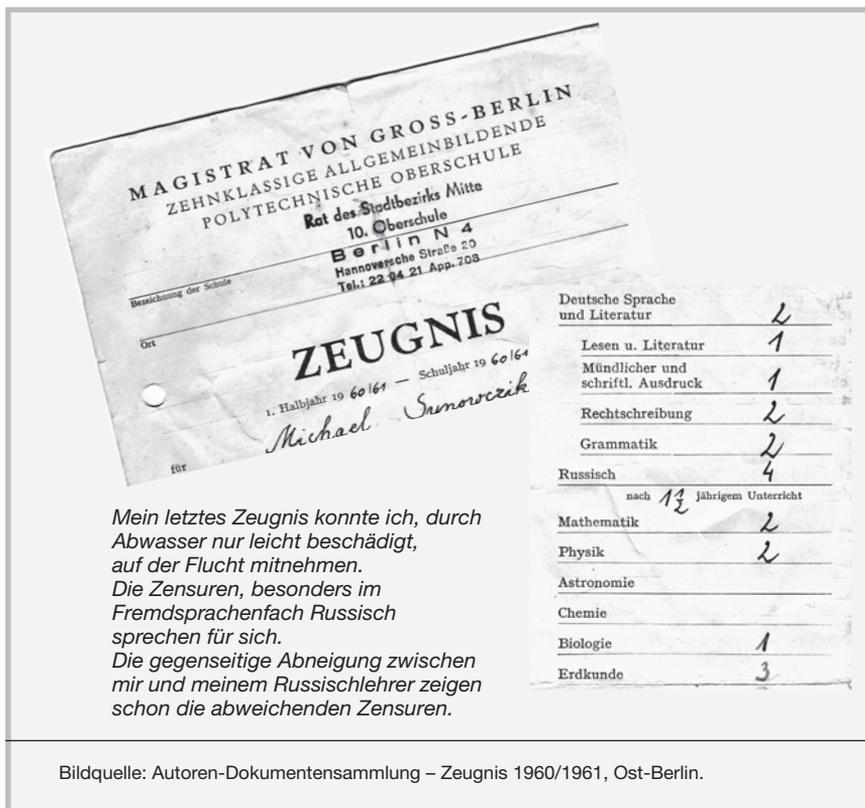
Die Verarbeitung der bisher gescheiterten Fluchtversuche, die nicht zu verdrängende Ängste, das ungeklärte Schicksal von meinem Bruder und seinem Freund; nicht zu wissen, was mit Hartmut geschah – ich konnte nicht mehr klar denken. Die Grenzen der seelischen Belastbarkeit hatte ich augenscheinlich weit überschritten. Nun drehte ich fast durch.

Ein winziger Tropfen brachte das Fass jetzt zum Überlaufen: Meine verstorbene Mutter so vor allen Schülern der Klasse zu beleidigen? Sie litt als Deutsch-Polin unter den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs so schwer, dass sie in den letzten Kriegsjahren an offener, unheilbarer TBC erkrankte. In Gedanken roch ich den unangenehm beißenden Geruch von dem, in unserer Wohnung verwendeten Desinfektionsmittel, welches uns alle vor Ansteckung schützen sollte. Ich hing an meiner kranken Mutter, die mich aus Ansteckungsgefahr noch nicht einmal an sich drücken durfte – und dieser ungeliebte Russischlehrer erlaubte sich, meine Mutter so anzugehen – sie als blöde zu bezeichnen? Ich vergaß meine gute Kinderstube: Ohne auch nur eine Sekunde nachzudenken, ließ ich meine ganze Wut aus mir raus. Vollkommen aus der Fassung brüllte ich mit überschlagender Stimme zurück: »Du kannst mich mit deinem Scheiß-Russisch am Arsch lecken!« Was ich ihm da so unkontrolliert entgegenschleuderte, war in der DDR-Schule eine Ungeheuerlichkeit. Dass ich noch dazu ein »Jungen Pionier« war, verschlimmerte es zusätzlich. Ich konnte mich nicht mehr im Zaum halten. Klein stand ich vor ihm und tönte lautstark weiter: »Meine Mutter ist jämmerlich an TBC gestorben und du beleidigst sie?! – Mach deinen Dreck doch allein!«



Für einen Moment stand er wie gelähmt vor mir. Das war ihm sicher noch nicht vorgekommen. Am liebsten hätte er mir eine Ohrfeige verpasst – doch Lehrer durften Schüler auf keinen Fall schlagen, oder grob anfassen, dies führte unweigerlich zu disziplinarischen Konsequenzen – eine Entlassung aus dem Schulbetrieb. »Du wirst gleich nach dem Unterricht zwei Stunden Nachsitzen und dich beim nächsten Fahnenappell vor der gesamten Schule verantworten müssen!«,

nun selbst vor Wut schäumend, fuhr er mich lautstark an. Mir war das letztlich egal. Ohne, auch nur einer Spur von Angst oder Zurückhaltung teilte ich ihm patzig mit: »Ich nachsitzen? Ich bin doch nicht blöde!«, mit diesem Satz griff ich zum Schultornister und verließ mitten im Unterricht den Klassenraum. Er lief ein kurzes Stück hinter mir her, um mich aufzuhalten, und wieder in die Klasse zu bringen. Nach wenigen Schritten brach er den Versuch mich ab. Meine verstorbene Mutter, vor meinen Mitschülern so zu beleidigen, das fand ich unmöglich. Mir waren die Nerven durchgegangen, ich geriet außer Kontrolle und konnte von Glück reden, in meiner Erregung nicht etwas über unseren Fluchtplan verraten zu haben. Mit fester Überzeugung: »Morgen komme ich nicht mehr, da bin ich im Westen!«, verließ ich wutentbrannt das Schulgebäude. Nie wieder wollte ich dahin zurück. Meine einigen unbeherrschten Sätze zerstörten sicherlich mein weiteres Fortkommen an dieser Schule – für mich bedeutungslos.



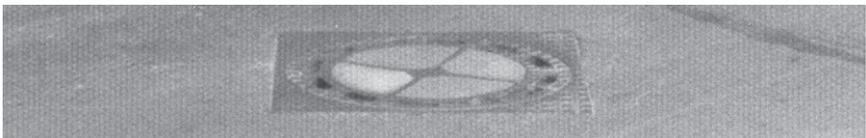
Bildquelle: Autoren-Dokumentensammlung – Zeugnis 1960/1961, Ost-Berlin.



## **4. Kapitel**

### ***Der dritte Fluchtversuch***

Fluchtplan ändert sich – Mein Abschied von zuhause  
Stundenlanges Warten – Ereignisse überschlugen sich  
Abstieg in den Abwasserkanal – ein langer Weg  
Scheitert unsere Flucht an einem Eisengitter?  
Gefangen im Abwasserkanal – verzweifelt, fast ertrunken  
Überglücklich – Wir sind in »West-Berlin!«





## **Der dritte Fluchtversuch**

*Fluchtplan ändert sich – Mein Abschied von zuhause*



Wir warteten, bis Tante Susie nach Arbeitsschluss bei uns in der Wohnung eintraf. Die Heimlichtuerei mit Arbeitskollegen machte ihr zunehmend zu schaffen. Sie wollte dem Ganzen nun ein Ende bereiten. Die Zuneigung zu meinem Vater und mir überwogen ihre Bedenken – sie entschied sich für unseren Weg.

Bis zum Aufbruch gegen 19 Uhr blieben noch einige Stunden Zeit. Gemeinsam besprachen wir zum wiederholten Mal unseren Fluchtplan. Leider fiel Hartmut als Erwachsener aus. Jetzt sollte ich ihn ersetzen.

Sehr schwer tat sich mein Vater mit dem Gedanken, mit meiner Hilfe den schweren Kanaldeckel wieder aus der Halterung zu bekommen. Er dachte daran, den hastig weggeworfenen Holzbalken nochmals zu benutzen.

Der Deckel musste lose in seiner Fassung liegen, nachdem er beim letzten Fluchtversuch schon komplett herausgehoben wurde. Die Blattauffangwanne aus dem Einstiegsschacht war auch nicht mehr vorhanden, dass ersparte einige Sekunden des Einstiegs. Mit meinen kleinen Fingern sollte ich die Seilstücke an zwei Stellen, durch die schmalen Schlitze des Kanaldeckels ziehen. Mit Hilfe des Holzbalkens und den Seilen heben wir ihn aus seiner Halterung und schieben ihn neben den offenen Einstieg. Die Hebelkraft des Balkens könnte uns diese Aufgabe erheblich erleichtern, ja überhaupt erst ermöglichen.

Während mein Vater den Kanaldeckel anhebt, sollte ich darauf achten, dass die unwickelten Seile vom Holzbalken nicht abrutschen. Ist der Kanalschacht geöffnet, zählt jede Sekunde, bis wir in der Kanalisation verschwunden sind, und der Einstieg von meinem Vater wieder verschlossen wurde. Er war sehr skeptisch, ob ich dieser Aufgabe überhaupt gewachsen sei – eine andere Lösung gab es nicht. Nur, ohne meine Mithilfe wäre es unmöglich, den Schacht zu öffnen.

Die Schutzanzüge müssten wir aus Zeitgründen schon auf dem Ruinengrundstück vollständig überziehen, und die unvermeidlichen Bewegungseinschränkungen in Kauf nehmen. Tante Susie sollte ein Zeichen meines Vaters abwarten, und dann mit dem Dokumentenbeutel zum Einstieg laufen. Diesen müsste sie mir hinunterreichen und ohne zu zögern in den Kanal einsteigen. Mein Vater kümmerte sich um das restliche Gepäck und würde als Letzter zu uns herunterkommen. Der Ablauf wie wir in den Schacht steigen wurden geändert. Von Bedeutung war nur noch die Zeit die wir benötigen in der Kanalisation zu verschwinden.

Das Fluchtgepäck packten wir noch um. Die zwei Fotoapparate und das Briefmarkenalbum verstauten wir in meinem Rucksack. In der Aktentasche befanden sich nur noch Werkzeuge, Seilstücke und das Silberbesteck. Die Tasche war jetzt schmal und handlich, sie trug nicht mehr so auf. Für Tante Susie blieb, wie bei

den vorherigen Versuchen, der Dokumentenbeutel als leicht zu tragendes Handgepäck übrig. Aus diesen wenigen Teilen bestand unser gesamtes Fluchtgepäck.

Wir beschlossen kurz nach 19 Uhr, uns auf den Weg zu machen. Treffen wollten wir uns im Ladenversteck auf der Markgrafenstraße. Tante Susie und mein Vater gingen vor, und ich würde ihnen nach einiger Zeit folgen. Zum dritten Mal wiederholte sich dann die öde, lange Wartezeit bis zum Einstieg in den Kanal.

Vor Betreten des Ladenlokals sollte ich darauf achten nicht beobachtet zu werden. Wenn mein Vater und Tante Susie, sich nicht im Ladenlokal aufhielten, sollte ich sofort nachhause zurücklaufen. Die wasserdicht verpackten Gegenstände aus dem Rucksack müsste ich entweder wegwerfen, oder auf dem Weg zur Reinhardtstraße irgendwo verstecken. Ich sollte nichts vom Fluchtgepäck mit dabei haben, wenn ich unsere Wohnung betrat. Eine Notlösung, mehr ein hilfloser Versuch mich in besserem Licht als Opfer darzustellen.

Es war endlich soweit! Wir saßen in unsere Küche beieinander. Tante Susie hatte ihre Wohnung aufgeräumt, hergerichtet wie kurz vor einer Urlaubsreise. Zur Tarnung blieb in einigen Zimmern das Licht eingeschaltet. Ihre Wohnung sollte über längere Zeit bewohnt aussehen, obwohl sie nicht zuhause war. Vorkehrungen, die wir bisher in unserer Wohnung, vor jedem Fluchtversuch trafen. Der genaue Fluchttag sollte verschleiert bleiben, um Familienangehörige und Nachbarn vor den Ermittlungen der Staatsorgane etwas zu schützen.

Ich spürte deutlich: Mein Vater vermisste Hartmut als Unterstützung. Für ihn war er eine der tragenden Säule des Fluchtunternehmens. Nun würde er in Begleitung einer zierlichen Frau und seinem kleinen Sohn, dieses gefährliche Unternehmen wagen. Mein Vater hatte sich die Entscheidung den Weg durch das Kanalsystem zu gehen, nicht leicht gemacht. Ihm war selbstverständlich bewusst, dass ich mit meinen dreizehn Jahren, Hartmut, auch nur andeutungsweise nicht ersetzen könne. Meine ungebrochene Zuversicht, mein unerschütterlicher Wille zeigte ihm: Ich würde alles daran setzen, in den Westen zu gelangen. Er vertraute mir – das machte mich stolz und glücklich; gab mir unglaublichen Auftrieb.

Es war wieder einmal soweit! Wir starteten den dritten, mit Sicherheit letzten Fluchtversuch. Mein Vater drückte mich an sich: »Du weißt ja, was du machen musst – es wird schon gut gehen«. Mit umgehängener Aktentasche und zwei Schutzanzügen in der Hand ging er zur Tür. Tante Susie nahm den Dokumentenbeutel, ihren eigenen Schutzanzug und folgte ihm. Sie drehte sich nochmals um, kam zu mir zurück, umarmte mich wortlos; beide verließen die Wohnung. Als hinter ihnen die Wohnungstür ins Schloss fiel, dauerte es noch einen kurzen

Moment bis mir bewusst wurde: »Du bist der Letzte von uns, der die Wohnung noch sieht. Nach dir kommen nur noch Fremde!«

Etwas trieb mich an, nochmals einen letzten Blick in die Zimmer zu werfen. Vom Wohnzimmer aus führte mich mein Weg zum Schlafzimmer, das kleine Schneiderzimmer, mein kleines Kinderzimmer – mehr eine kleine Kinderkammer – ein makaberer Rundweg, bis zurück in die Küche. Die ganze Wohnung sah ordentlich, sauber und aufgeräumt aus, als ob sie nur eine kurze Zeit, für ein längeres Wochenende verlassen sei. Ich ging in die Speisekammer, unseren Ersatz als nicht vorhandener Kühlschrank, stellte mich auf einen Stuhl und sah durch ein winziges schmales Fenster über die Gleise der an unserem Haus vorbeifahrenden S-Bahn. Ich verspürte den Wunsch, noch mal einen Blick über die vor mir fast zum Greifen naheliegende Grenze nach West-Berlin zu schauen. Hinter dem hohen S-Bahndamm sah ich die Rückfront des Reichstagsgebäudes im West-Berliner Bezirk Tiergarten. Nur als Silhouette war der Reichstag zu erkennen, doch dieses Gebäude, nicht wie zu früheren Zeiten einfach zu Fuß zu erreichen, machte mich unglaublich wütend.

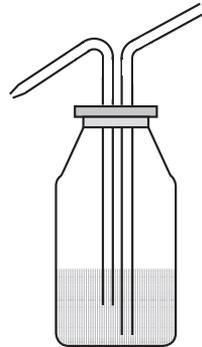
Noch wenige Stunden zuvor, brannten mir in der Schule die Sicherungen durch. Großer Zorn und eine nie gekannte Zerstörungswut ergriffen mich. Alle meine persönlichen Sachen blieben zurück. Unser schönes Meissner Porzellan im Wohnzimmerschrank, vor wenigen Jahren von einer Tante geerbt – dies soll vollständig und unbeschadet in die Hände der Stasi fallen? Eine große Anzahl von Einzelteilen standen gut sichtbar hinter verglasten Türen eines riesigen Wohnzimmerschranks. Aus dem Schrank nahm ich je einen Teller aus den unterschiedlichen Service-Sets und sah mir die makellos, handgemalt, in Blau gehaltene Hochzeitsmotive an. Die schönen Teller legte ich nebeneinander auf den Fußboden. Der unter den Tellern befindliche dicke Teppich sollte beim Zerbrecchen entstehenden Lärm abdämpfen. Mit aller Kraft trat ich auf jeden einzelnen Teller, bis dieser zerbrach: »Zerstören, nur nicht komplett zurücklassen!« Eine Ungerechtigkeit gegenüber dem Künstler, der diese schönen Zeichnungen mühevoll anfertigte. Auf dem Schreibtisch meines Vaters stand ein Schreib-Set gefertigt aus grünlichem Marmor. Darin integriert ein längliches Tintenfass, gefüllt mit dunkelblauer »Gallus-Tinte«. In der Küche fand ich eine kleine Glasflasche, mit der sich Flüssigkeit sehr fein versprühen ließ. In einem Gummistopfen steckten zwei dünne Glasröhrchen. In einem ließ sich Luft hineinblasen, die aus dem Zweiten mit einer abgeflachten Spitze versehen, Flüssigkeit durch Überdruck zu feinem Nebel zerstäubt. Ein sehr feiner Sprühnebel ließ sich so sehr gleichmäßig im Raum verteilen. Die aufgefundene Tinte vermischte ich in der kleinen Flasche mit Leitungswasser. Auf dem Schreibtisch lagen einige aufgestapelte Schulbücher und Hefte von mir. Kraftvoll blies ich in das dünne Röhrchen und ein Nebel

von Tintenwasser legte sich über die Sachen. Eine alte Schreibmaschine, die Schreibgarnitur aus Marmor – ich gab mir Mühe den gesamten Schreibtisch mit seinen darauf befindlichen Utensilien, mit Tintenebel vollzusprühen.

### **Mein Werkzeug zur unsinnigen Zerstörung.**

*Unter Verwendung einer solchen Sprühflasche machte ich viele persönliche Gegenstände aus meinem Kinderzimmer unbrauchbar.*

Bildquelle: Autorenzeichnung 2013



Durch kräftiges Blasen ging mir die Luft aus. Nun suchte ich mein Kinderzimmer auf, um dort mein zerstörerisches Werk fortzusetzen. Umherliegende Spielsachen und Bücher sprühte ich ein. Auf dem Boden stand mein noch offener Schultornister. Ich nahm den Korken mit den Röhrchen aus der Sprühflasche und schüttete einen Restteil hinein. Was dann noch übrig blieb, verteilte ich unkontrolliert über irgendwelche Gegenstände, die im Kinderzimmer um mich herumlagen. Die blaue Flüssigkeit war endgültig aufgebraucht.

Weiterhin von Wut getrieben suchte ich nach weiteren »Zerstörungsobjekten«. Am Ende unseres Flurs stand ein Regal mit großen Gärballons, abgefüllt mit selbst gemachtem Wein. Erdbeerwein aus den letzten Früchten unseres Gartens in Blankenfelde. »Den Wein sollte keiner trinken können!« Für die verwendeten Erdbeeren, hatte ich endlos Wasser zum Begießen der Pflanzen aus unserem Gartenbrunnen gepumpt. Aus der Küche besorgte ich mir ein volles Paket Speisesalz und schüttete es in jeden der zwei 60 Liter fassende Gärballons. Während ich meine Aggressionen auslebte, vergaß ich fast die Zeit zum Aufbruch.

Für den Moment war ich zufrieden. Mit dieser Aktion verbaute ich mir endgültig eine Rückkehr in Wohnung und Schule. Fremde Menschen wollte ich meine persönlichen Sachen nicht zur Verfügung stellen. Eine Art Rache.

Wenn ich jetzt die Wohnung verließ, und hinter mir die Wohnungstür verschloss, war es ein Abschied für immer!

Trauer und Widerwillen begleiteten mich, als ich unsere Wohnung verließ. Wie bei den letzten Fluchtversuchen blieb das Licht in den Zimmern eingeschaltet. Als ich die Tür abschloss, überkam mich doch wieder etwas Wehmut. Wechselnde Gefühle verunsicherten mich – sie ließen mich nicht los. Im Moment, als ich die Wohnungstür abschloss, machte mich die Endgültigkeit eher zornig als traurig: »Hier kommst du nie wieder hin!«, so mein letzter Gedanke, bevor ich wie von einer Last befreit, die Treppe hastig herunterlief.

Grundsätzlich ähnelten sich die Abläufe wie bei den bisher gescheiterten Fluchtversuchen. Mit der U-Bahn fuhr ich wieder bis zur Station Stadtmitte und nahm den schon üblichen Ausgang, entfernt von den auf dem Bahnsteig befindlichen Grenzsoldaten. Ich nahm nicht den direkten Weg zur Markgrafenstraße, sondern lief noch einmal am Trümmergrundstück vorbei. Mich interessierte, ob die Schmutzauffangwanne, die mein Vater in seiner Aufregung an die Hauswand gestellt hatte, noch an der gleichen Stelle stand. »Ist sie fortgeräumt, hat sie jemand entdeckt und der Grenzpolizei Meldung erstattet?«, »Wird die Umgebung kontrolliert, oder sogar noch genauer beobachtet?« Als ich an dem Grundstück vorbeilief, war mir nichts Ungewöhnliches aufgefallen. Die Schmutzauffangwanne stand wie auf einem Präsentierteller aufrecht, schon von Weitem gut sichtbar an der Hauswand. Für mich nicht nachvollziehbar das dieses auffällige Ding niemandem auffiel. Ohne zu zögern, lief ich weiter bis zum Eingang unseres Verstecks. Einmal rechts und links geschaut und mit einem kleinen Schritt stand ich auf der ersten Stufe der Treppe im Inneren des Ladenlokals. Um nicht wieder zu stolpern, tastete ich mich vorsichtig in das Versteck hinein. Im Raum war es so ruhig, dass ich nicht gleich bemerkte, ob mein Vater und Tante Susi sich darin aufhielt. Sehen konnte ich in der Dunkelheit sowieso nichts. Ein eigenartiges Gefühl breitete sich in mir aus: »Sind sie überhaupt da?« »sie waren nicht zu hören!« Aus einer Ecke, eher fragend als feststellend, kam ein leise geflüstertes: »Micha, du?!« Beruhigt stellte ich fest: Wir sind alle beieinander. Erleichtert tastete ich mich äußerst vorsichtig mit ausgestreckten Armen zum Öl-Fass hin. Ich war mir sicher Tante Susie saß an der gleichen Stelle wie bei den früheren Warteaufenthalten. Auf dem Fass sitzen wollte ich nicht mehr. Das Rauf- und Herunterheben, wo wir nur noch zu dritt waren, erschien mir viel zu umständlich. So saß ich nun neben Tante Susie auf dem Fußboden. Am Morgen noch in der Schule – und jetzt war ich wieder in diesem verdreckten, finsternen Raum, und hoffte, die Wartezeit würde nicht so quälend langsam vergehen. Alle möglichen Gedanken gingen durch meinen Kopf, einschlafen konnte ich nicht – ich war viel zu aufgeregt. Ab und zu liefen einige wenige Fußgänger an unserem Versteck vorbei. Auf die Uhrzeit achtete ich nicht mehr. Mit jeder vergangenen Stunde liefen immer weniger Passanten an uns vorbei. Die Zeit verging für mich doch wieder endlos

und unendlich langsam vorbei. Vor Angst ich könnte aus Unachtsamkeit Lärm verursachen blieb ich ruhig auf dem Boden sitzen. Nichts sehnte ich mehr herbei, als wäre es endlich später als zwei Uhr. Die bisherige Erfahrung mit den gescheiterten Fluchtversuchen zeigte; danach sind die Straßen ruhig und menschenleer. Ich war inzwischen kurz eingenickt. Ein lautes, scharrendes Geräusch im Eingang weckte mich auf. Tante Susie hielt mich am Ärmel fest. Im Eingang raschelte es und hörte sich an, wie das Öffnen einer Zigarettenschachtel. Wie erstarrt konnte ich den schnaufenden Atem einer Person deutlich vernehmen, die sich halb draußen, halb drinnen auf den kleinen Stufen der Treppe scheinbar eine Zigarette anzündete. Der schwache Lichtschein des Feuerzeugs drang bis zu uns hinein. Er beleuchtete das Öl-Fass, auf dem ich bei den vormaligen Fluchtversuchen die langen Wartezeiten verbrachte. Der dunkle Raum wirkte für meine, an die bisher herrschenden Lichtverhältnisse gewohnten Augen, wie mit einer Kerze ausgeleuchtet. Für einen kurzen Moment konnte ich Tante Susie und meinen Vater schemenhaft sehen. Ein beunruhigender und unglaublich gefährlicher Moment für uns, die wir im Raum auf dem Boden saßen. Um mich herum wurde es wieder dunkel, mein Herz schlug mir bis zum Hals: »Wenn der unbekannte Raucher, nur einen Schritt weiter reinkäme, müsste er uns unweigerlich sehen!« Ich fühlte mein Herz so laut schlagen, dass ich glaubte, man könne es im Raum hören. Ich wagte nicht Luft zu holen; in mir Angst, pure, nicht zu unterdrückende Angst. Zu allem Überfluss blieb der Raucher für einige Züge an seiner Zigarette noch im Eingang stehen. Es waren sicher nur einige wenige Sekunden, sie kamen mir wie endlose Stunden vor. Als Hartmut noch bei uns war, stand er neben dem Eingang und gab uns das Gefühl, er könnte irgendwie verhindern, dass wir entdeckt und verhaftet würden. In diesem schrecklichen Moment war er jedoch nicht da; wir fühlten uns wieder einmal einer Situation hoffnungslos ausgeliefert. Der Raucher murmelte etwas Unverständliches und setzte seinen Weg fort. Der Stimme nach zu urteilen war er angetrunken. Für uns ein gutes Zeichen, es konnte kein Grenzsoldat oder Volkspolizist auf Streifengang sein. Meine Aufregung ließ zwar langsam nach, aber vom gerade erlittenen Schock hatte ich mich noch nicht erholt. Um mich abzulenken, zog ich die Taschenuhr aus meiner Manteltasche. Es war gegen halb drei. Mein Vater wollte noch einige Minuten abwarten und dann sollte es endlich losgehen. Vorsichtig bewegte er sich auf mich und Tante Susie zu. »Ich gehe vor und sehe nach, ob alles ruhig ist, komme gleich wieder zurück«, flüsterte er. Die Aktentasche, meinen Rucksack und den Beutel mit unseren Papieren nahm er mit, dazu auch die Schutzanzüge. Das ganze Gepäck würde er hinter den Schutthügeln auf den Boden legen. Außerdem musste er den in der Eile weggeworfenen Fensterbalken suchen, und die benötigten Seile aus der Aktentasche griffbereit positionieren. Er wollte alle Vorbereitungen

treffen, damit wir schnellstens ins Kanalsystem einsteigen könnten. Wir sollten uns keine Sorgen machen, falls es etwas dauerte, jedoch nur höchstens eine Stunde warten. Wäre er dann doch noch nicht zurück, ist es der Moment, an dem auch dieser Fluchtversuch abzubrechen sei. Wir steckten mit den Köpfen ganz nah beieinander, mein Vater flüsterte seine Anweisungen, direkt in unsere Ohren. Mit langsamen Bewegungen in absoluter Finsternis, ohne Geräusche zu verursachen, suchte er unsere Sachen zusammen. Dann machte er sich leise, äußerst vorsichtig, auf den Weg zum Trümmergrundstück.

Nun saß ich ganz allein mit Tante Susie in diesem unfertigen, dunklen Ladenlokal, und machte mir Gedanken, wie es weitergehen sollte, wenn mein Vater nicht zurückkäme. Natürlich musste ich an Hartmut denken; an sein unaufgeklärtes Verschwinden und wünschte mein Vater würde bald wieder bei uns sein.

Mit Tante Susie zusammen fühlte ich mich den kommenden Ereignissen wieder einmal hilflos ausgeliefert, wie schon so oft bei unserem Fluchtunternehmen. Ganz auf mich allein gestellt, ohne auch nur die geringste Ahnung wie ich, wenn die Flucht doch scheitern würde, mich verhalten sollte. Viele Stunden an gescheiterten Fluchttagen hockte ich in diesem Raum, getrieben von der Hoffnung, dass bald alles vorbei sei. Von einem Geräusch am Eingang wurde ich aus meinen Gedanken gerissen. Mein Vater war zurückgekommen. Alle Vorsicht außer Acht lassend, höchst aufgeregt berichtete er zwar leise aber nicht mehr flüsternd von dem, was er verborgen auf dem Trümmergrundstück erlebte. Das Grundstück hatte er schnell und ohne Probleme erreicht, und unsere Sachen hinter den Unkrauthügeln verstaut. Anschließend machte er sich auf die Suche nach dem Türbalken und fand ihn erstaunlich schnell wieder.

Während er hinter den Hügeln in der Aktentasche nach den Seilstücken suchte, sah er auf der schräg gegenüberliegenden Seite auf dem Bürgersteig drei junge Männer langsam die Charlottenstraße herunterlaufen. Sie blieben plötzlich stehen, lehnten sich an eine Hauswand; mein Vater traute seinen Augen nicht – wie auf ein Kommando bückten sie sich und hoben einen der in der Fahrbahn befindlichen Kanaldeckel mit einem Ruck aus seiner Fassung. Einer der Drei hob die Blattauffangwanne heraus und lief genau auf die Stelle zu, an der mein Vater hinter Unkraut verborgen, auf dem Boden lag. Mit Schwung warf der junge Mann den flachen Blechbehälter, im hohen Bogen über meinen Vater hinweg, er landete im hinteren Teil des Grundstücks. Der Aufprall wurde durch irgendetwas gebremst und verursachte nur wenig Lärm. In dieser kurzen Zeit waren zwei Männer schon im Schachteingang verschwunden, der Dritte spurtete über die Fahrbahn zurück, und kletterte als Letzter in den Schacht hinein. Er zog den Deckel in die Fassung zurück, welcher mit dumpfem Geräusch in seine Halterung fiel. Die ganze Aktion dauerte höchstens 10-15 Sekunden, es ging rasant schnell.

Mein Vater konnte nicht glauben, was sich Unfassbares vor seinen Augen abspielte. Er blieb noch einige Zeit auf dem Trümmergrundstück verborgen liegen, bis er sich zu uns auf den Weg in das Ladenlokalversteck machte. Unbekannte waren in einen anderen Kanalstrang eingestiegen, als den, welchen wir für unseren Fluchtweg vorsahen. Wollten auch sie nach West-Berlin flüchten, und hatten einen falschen Kanaleinstieg gewählt? Was könnte dies für unseren Fluchtweg bedeuten? Ein beunruhigender Verdacht drängte sich uns auf: »Ist unsere Route womöglich falsch geplant, haben wir uns geirrt?« Mein Vater war vollkommen verunsichert – sollten wir aufgeben oder weitermachen? Mir kam natürlich sofort mein Wutausbruch in unserer Wohnung in den Sinn. »Wir können nicht mehr zurück – ich wollte nicht mehr zurück – ich wollte auf jeden Fall weitermachen!« Tante Susie war ganz meiner Ansicht, auch sie wollte ein Ende herbeizwingen, so oder so. Einen letzten Versuch, nach den vielen Anstrengungen der vergangenen Zeit, den wollten wir nicht auslassen. »Nein, Otto, wir machen weiter!« so kurz und knapp formulierte sie ihre Zustimmung. Die Aufregung meines Vaters legte sich nicht, er selbst konnte noch immer nicht fassen, was sich vor wenigen Minuten, vor seinen Augen abspielte.

Langsam bewegte er sich auf die Türöffnung unseres Verstecks zu, warf kurz einen Blick nach links und rechts auf die Straße, und sein entschlossenes: »Los!«, war das Zeichen zum Aufbruch. Glücklicherweise begegnete uns niemand auf dem Weg zum Trümmergrundstück, wir waren tatsächlich allein zu dieser späten Stunde unterwegs. Etwa kurz nach drei Uhr erreichten wir die Unkrautbüsche, und verbargen uns dahinter. Unsere Sachen lagen, von meinem Vater für jeden von uns geordnet, auf dem Erdboden. An einer Stelle lag griffbereit der Türbalken und ein Stück vom Seil, die Aktentasche sowie der Schutzanzug meines Vaters. Auf meinem Schutzanzug lagen der Rucksack und ein zweites Seilstück. An Tante Susies Stelle befand sich lediglich der Dokumentenbeutel und ihr Schutzanzug. Jedem von uns hatte mein Vater einen Platz zugeordnet. Er hatte sich schon vorher entschlossen weiter zu machen, sonst hätte er unsere Sachen nicht so geordnet abgelegt. Wir bewegten uns tief geduckt hinter den Unkrauthügeln. »Noch einmal tief Luft holen – dann kann es losgehen!« so hoffte ich. Es war an der Zeit, die Schutzanzüge anzuziehen, in gekrümmter Haltung nicht einfach zu bewerkstelligen. Besonders die Hose machte mir, obwohl zu Hause oftmals geübt, wieder einige Schwierigkeiten; sie ließ sich nur schwer über die Schuhe streifen und verhakte sich. Aber letzten Endes ging es mit einigen Verrenkungen, ohne die Seitennähte der Hosenbeine zu zerreißen, recht gut. Durch die Büsche hindurch zeigte mir mein Vater, wo die drei Männer in den Kanalschacht eingestiegen waren. Die Einstiegsstelle lag uns schräg gegenüber. Wir waren jetzt komplett umgezogen, trugen unsere Schutzanzüge – der entscheidende

Moment war gekommen, an dem mein Vater und ich den Kanalschacht öffnen wollten. Meine Bedenken, auf der anderen Seite der Straße würden die drei Männer, in dem Moment wieder an die Oberfläche kommen, wenn wir gerade unseren Schacht zu öffnen gedachten, ließen mich nicht los. Immer wieder schaute ich durch das Unkraut hindurch auf die Straße, sah auf die gegenüberliegende Hausfront, ob sich an einem der Fenster etwas bewegt. Nichts dergleichen tat sich, alles blieb ruhig, selbst auf der entfernten Friedrichstraße war nächtliche Ruhe eingekehrt. Um uns herum alles still und menschenleer. Der ideale Moment unser Fluchtunternehmen zu starten. Ich verspürte keine wirkliche Angst, eher das undefinierbare Unbehagen, eine große Verantwortung zu übernehmen, das beklemmende Gefühl keinen Fehler begehen zu dürfen – ich traute mir selbst nicht mehr. Jetzt wo es darauf ankommt, fühlte ich mich überfordert, ich bekam Angst zu versagen.

Mein Vater sah mich kurz an und nickte wortlos mit dem Kopf: Nun ging es los! Tante Susie kniete auf dem Boden und wartete ab, bis sie von ihm ein Zeichen zum Einstieg in den Kanalschacht bekäme. Als ich vorsichtig aufstand, sah ich meinen Vater den Türbalken aufheben und hastig zur Straße laufen. Mehr zufällig blickte ich zur entfernten Friedrichstraße. Eine Vielzahl von Straßenlaternen erhellte sie mit leicht gelblichem Licht, bis zum Grenzübergang. Ein einsames Fahrzeug fuhr in westliche Richtung auf den Grenzübergang »Checkpoint Charlie« langsam, sehr langsam zu. Die auffällige Bauart des Autos fiel mir sofort ins Auge. »Das ist niemals ein Privat-Auto!«, schoss es mir gleich durch den Kopf. »Papa, bleib hier, da hinten kommt ein Auto!«, »Da stimmt was nicht!«, viel zu laut rief ich in seine Richtung. Er zögerte keinen Moment und ließ den Balken wieder fallen. Mit der Hand zeigte ich in die Richtung, von wo der Wagen sich auf uns zubewegte. Die Fahrzeuggröße, die abgerundete Form ähnelte einem BMW älterer Bauart. Solche Autos fahren in keinem Fall normale Bürger, es konnten nur Staatsbeamte sein, die mit solch einem Gefährt unterwegs sind. Das Auto kam langsam, unaufhaltsam näher und bog von der Friedrichstraße in die Krausenstraße ein. Mir wurde auf einem Mal klar, woher ich den Fahrzeugtyp kannte: Beim verbotenen Spielen im Humboldthafen wurden wir von Polizisten in Zivil, aus solch einem Fahrzeug heraus weggeschickt. Das konnte nur ein Polizeiwagen sein! Jetzt platzte es, wieder viel zu laut und eindringlich aus mir raus: »Papa das ist Polizei!« Mein Vater handelte schnell und er befahl, zischte uns richtig an: »Hinlegen, Gesicht nach unten, nicht hingucken, um Gotteswillen bloß nicht bewegen!« Diese Worte sind mir bis heute, ins Gedächtnis eingegraben. Es wurde allerhöchste Zeit, das Auto hatte das Ruinengelände fast erreicht und verringerte deutlich seine Geschwindigkeit. Ich lag flach auf den Boden gepresst. Meine rechte Gesichtshälfte versuchte ich, so tief wie möglich in den Erdboden

zu drücken. Es gelang nicht; ein kleiner buckeliger Erdhügel behinderte mich. Zusätzlich drückte noch ein spitzer Stein auf meinen rechten Wangenknochen. Es schmerzte sehr; noch tiefer mit dem Kopf nach unten zu gelangen war nicht möglich. Auf keinen Fall wollte ich mich bewegen, so musste ich zwangsläufig mit ansehen, wie das Fahrzeug genau vor uns auf der Straße anhielt.

### **Ein »DDR«-Polizeifahrzeug versetzte uns in Angst und Schrecken.**



Bildquelle: Daniel Theumer.

*Abbildung zeigt ein ähnliches  
Fahrzeug gleichen Typs.*

*Dieses Fahrzeug ist mehrfarbig,  
im Seitenspiegel statt Schein-  
werfer mit Blaulicht ausgestattet.*

*Im Bericht erwähnter Typ war  
einfarbig, mit Scheinwerfer  
versehen und wirkte nach  
ausssen hin als Zivilfahrzeug.*



*EMW 340-2 aus dem Jahre 1952, 6 Zylinder 54 PS Reihenmotor mit 1971 ccm.  
Einsatz im Funkstreifendienst bei der Volkspolizei der »DDR«.  
Im Bestand der Polizeihistorischen Sammlung Berlin. · [www.phs-berlin.de](http://www.phs-berlin.de)*

Bildquelle: Polizeihistorische Sammlung beim Polizeipräsidenten in Berlin.

Die Seitenscheibe wurde heruntergekurbelt. Zwei Männer in Zivilkleidung saßen im Wagen, der Fahrer griff an den Seitenspiegel – dessen Besonderheit ein integrierter, kleiner, beweglicher Handscheinwerfer war. Wir befanden uns im abgedunkelten Teil des Ruinengeländes, ohne zusätzliches Licht, hinter den Unkrauthügeln nur schwerlich zu erkennen. Der Scheinwerfer wurde eingeschaltet und leuchtete nun in das Ruinengelände. Über unsere Köpfe hinweg bewegte sich der schmale Lichtkegel. Die Lichtstärke reichte gerade aus, um einen kleinen Bereich des Geländes auszuleuchten. Das Licht des Scheinwerfers streifte die Spitzen des Unkrauts, der Bereich in dem wir auf dem Boden lagen, blieb glücklicherweise weiterhin dunkel. Der Lichtkegel schwenkte einige Male suchend nach rechts und links über das Gelände hin und her. Einige mit unserer Flucht verbundene Ereignisse lösten in mir Ängste aus, die ich zu verdrängen verstand – in diesem Augenblick war alles anders. Wie gelähmt lag ich auf dem Boden. Ich spürte die leicht feuchte Erde, den Geruch von Schutt und Lehm. Die Schmerzen an der Wange wurden immer heftiger; ich bewegte meinen Kopf jedoch keinen Zentimeter. Panische Angst überkam mich; so wie ich sie noch nie erlebte. Meine Beine begannen zu zittern, ich traute mich kaum zu atmen, mir wurde übel, ich hatte das Gefühl mich übergeben zu müssen. Wieder pumpte mein Herz in rasender Geschwindigkeit. Schneller Herzschlag ist nicht der richtige Ausdruck, mein Herz raste, hämmerte wie wahnsinnig, wie eine laufende Maschine, klang es in meinen Ohren – ich hatte das Gefühl ohnmächtig zu werden.

Bisher wurde ich in meinem Leben vor solch heftigen Angstattacken verschont, dieser konnte ich nicht entgehen. Ich schloss einfach meine Augen und hoffte inständig, wir würden nicht entdeckt. Als das Motorengeräusch beim Anfahren des Wagens lauter wurde, öffnete ich sie wieder. Mit ausgeschaltetem Suchscheinwerfer setzte der Wagen seine Fahrt langsam fort. Ich hob meinen Kopf ein wenig an, um endlich den Schmerz im Gesicht los zu werden. Mit Erleichterung sah ich die sich entfernenden Rücklichter des Wagens, als dieser in die Markgrafenstraße einbog.

Noch einmal davongekommen! Was suchten die nur? Befanden sie sich auf Streife, um nach den drei Männern zu suchen – war es eine Routinekontrolle? Hatte man uns zufällig beim Verlassen des Verstecks auf der Markgrafenstraße gesehen und die Polizei verständigt? Nun war keine Zeit zu verlieren! Und doch mussten wir diesen gewaltigen Schock erstmal verarbeiten. Einen Moment blieb ich noch auf dem Erdboden liegen; mir war immer noch schlecht und schwindlig. Ohne mich zu übergeben, konnte ich mich nicht aufrichten. Natürlich bemerkte mein Vater diesen bedauerlichen Zustand: »Sollen wir?, schaffst du das? Sage mir, wenn du wieder kannst!« »Oder sollen wir aufhören?« Für mich außer Frage: »Auf keinen Fall, ich mache weiter!« Aufgeben kam mir nicht in den Sinn.



## Historische Zitate der ehemaligen »DDR-Führung«

**»Von der Sowjetunion lernen,  
heißt siegen lernen!«**

1951 – Motto eines  
deutsch-sowjetischen  
Kulturaustausch-  
Programms

**»Ich sage, jeder Schuss aus der  
Maschinenpistole eines unserer  
Grenzschutzposten zur Abwehr  
solcher Verbrechen rettet in der  
Konsequenz hunderten von Kameraden,  
rettet tausenden Bürgern der DDR  
das Leben und sichert Millionenwerte  
an Volksvermögen!«**

1963 – Albert Norden  
Mitglied des Politbüros des ZK.

**»Überall muss ein,  
einwandfreies Schussfeld  
gewährleistet sein!«**

1974 – Erich Honecker  
DDR-Staatsratsvorsitzender  
und SED-Parteichef.

**»Überholen,  
ohne einzuholen!«**

1957 – Walter Ulbricht  
Erster Sekretär der  
Sozialistischen Einheitspartei.

**»Vorwärts immer,  
rückwärts nimmer!«**

1989 – Erich Honecker  
DDR-Staatsratsvorsitzender  
und SED-Parteichef,  
zum 40. Jahrestag der DDR.

Textquelle: Eigene Erinnerung und Internet.

Es war frühmorgens kurz vor halb vier Uhr. Die Schockstarre wandelte sich in hektische Betriebsamkeit. Alle bisher peinlich genau befolgten Sicherungsmaßnahmen verloren an Bedeutung. Die Bedenken, dass die Polizeistreife nochmals eine Kontrollrunde abfährt, dass sich das ruhige Straßenbild plötzlich wandelte, ließ keine längere Wartezeit mehr zu. »Jetzt oder nie!« diese Aufbruchstimmung stand im Vordergrund. Wir setzten alles auf eine Karte. Nicht mehr geduckt, oder vor verräterischen Blicken geschützt, ergriff mein Vater den Türbalken und rannte zum vor uns liegenden Einstiegsschacht. Mit den zur Öffnung benötigten Seilen in der Hand lief ich ihm hinterher. Mein Vater platzierte den Türbalken über den Kanaldeckel. Aufgeregt begann ich die Seile, durch die Schlitze des Kanaldeckels zu ziehen. Nun kam es darauf an – jetzt durfte ich keinesfalls versagen.

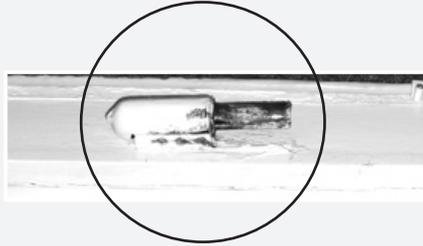
Meine Hände zitterten. Ich konzentrierte mich mühsam darauf, die Seile in einem der Schlitze einzuführen, und aus einem danebenliegenden Schlitz, wieder herauszufingern. Das musste ich an zwei Stellen des Kanaldeckels schnellstens hinbekommen. Die feuchten, etwas starren Seile ließen sich überraschend gut durch die Schlitze der Kanalabdeckung hindurchstecken. Mein Vater wickelte die langen Seilenden mehrmals um den Türbalken.

Die Arbeit am Kanalschacht beschäftigte mich dermaßen, dass ich keinen Blick auf meine Umgebung verschwendete. Dass wir beim Hantieren auf der Straße gesehen werden könnten, blendete ich einfach aus. Für mich zählte nur: Machen, nur nicht anhalten! Der Kanaldeckel war jetzt durch die Seile mit dem Türbalken verbunden. Ein Ende des langen Holzstücks ruhte auf der Straßenfläche, das andere Ende hoben wir beide gleichzeitig an. Ich kniete mich auf die Straße und hielt die umwickelten Seilstücke fest; sie durften nicht vom Holzbalken abrollen. Am rechten Hosenbein, in Kniehöhe des Schutzanzuges, riss ein Teil der verklebten Naht auf – die Spannung war zu groß. Der Deckel lag tatsächlich nur lose in seiner Fassung und ließ sich problemlos hochheben. Wir schoben ihn neben dem Einstiegsloch zur Seite. Mein Vater ließ ihn ein kleines Stück über die Einfassung ragen. Er musste zum Verschließen des Kanals, den Deckel von unten heraus, mit den Händen in seine Halterung zurückziehen.

Mein Vater gab Tante Susie ein Handzeichen, sie sollte zum Einstieg kommen. Gleichzeitig versuchten wir, die Seile vom Hebebalken abzulösen. Dicke Knoten an nur einem Ende der Seile, sollten ein Abrutschen der Hände verhindern. Bisher lief die Aktion ohne Komplikationen ab, nun kam sie ins Stocken: Ein Seil hatte sich mit seinem Knoten, in der angebrachten Türeinhängung, einer Fische, verklemmt. Wertvolle Sekunden vergingen. Mein Vater versuchte verzweifelt das festhängende Seilstück herauszubekommen. Es ließ sich nicht abwickeln oder herausziehen. Verdreht und sehr unglücklich verklemmt hing es am Türbalken und Kanaldeckel fest – eine Katastrophe!

### **Ein dicker Eisenstift wurde zum Problem.**

*Zwischen Eisenstift (Fitsche) und Holzbalken verklemmte sich das Seil.*



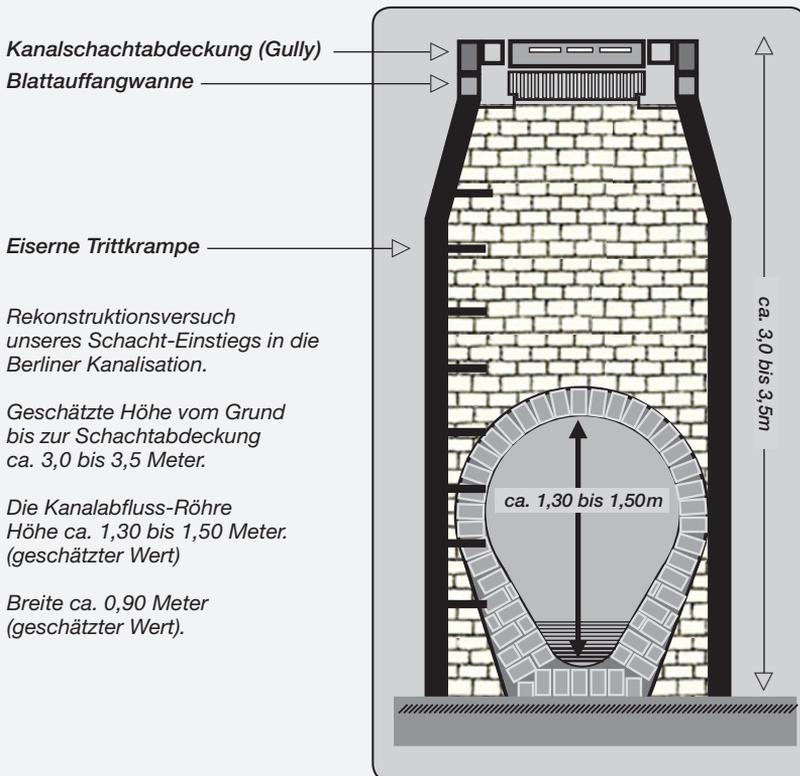
Bildquelle: Autorenfotografien ca. 2009.

Tante Susie sah sein Handzeichen und machte sich auf den Weg zum Einstieg. Mit unserem Dokumentenbeutel traf sie am geöffneten, immer noch vom Holzbalken blockiertem Einstiegsschacht ein. Sie sah uns am Kanaldeckel herumhantieren, ahnte jedoch nicht wie verzweifelt wir versuchten das Problem zu lösen. Der am Kanaldeckel festgezurrte Türbalken drohte auch diesen Fluchtversuch scheitern zu lassen. Er musste weg vom Deckel – der Einstiegsschacht ließ sich sonst von innen heraus nicht wieder verlassen. Ein heller, langer Holzbalken, mitten auf der Straße, über einem Kanaldeckel liegend, hätte sehr schnell nötige Rückschlüsse ziehen lassen. In der fatalen Lage, in der wir uns befanden, war Tante Susie ohne es zu wollen, zu früh bei uns eingetroffen. Nun knieten wir, auf der Fahrbahn unübersehbar um den Einstiegsschacht herum, ohne hinabsteigen zu können. Schlimmer konnte es nicht kommen! Selbst von der entfernten Friedrichstraße müssten Autofahrer oder Passanten uns sehen, so auffällig verhielten wir uns. Jetzt noch besondere Vorsicht walten lassen, die Umgebung beobachten? Alles nutzlos: Das Problem musste schnellstens gelöst werden. Der geöffnete Kanal lag vor uns, wir hatten jetzt nur ein Ziel: Bloß von der sicherlich weithin einsehbaren Straßenoberfläche wegzukommen!

Mein Vater schimpfte wütend, leise vor sich hin. Mit beiden Händen hielt ich mit aller Kraft den Holzbalken fest. Mein Vater zog und zerrte an den Seilen, bis sich der Knoten aus der Fitsche herauslöste. Mit dem Balken und Seilen in der Hand rannte er zum Ruinengrundstück. Dort warf er die bis dahin so wichtigen, nun nutzlos gewordenen Hilfsmittel, unkontrolliert in die Dunkelheit des Trümmergeländes. Aktentasche und Rucksack lagen immer noch an der Stelle, wo wir hinter den Unkrautbüschen verborgen, auf dem Boden lagen. Im letzten Moment bemerkte er das fehlende Fluchtgepäck, drehte sich um und lief nochmals zurück es zu holen. Nach wenigen Schritten war er wieder bei uns. Noch mit den Sachen in der Hand zischte mein Vater mich an: »Rein und Licht!« Mehr brauchte er nicht zu sagen. Meine Aufgaben hatten wir perfekt abgesprochen. Mit der

Taschenlampe leuchte ich in den Kanalschacht hinein. Zu meiner Freude sah ich: Auf dem Grund der Abflussröhre floss nur wenig Abwasser. Wir drei schauten von oben, erwartungsvoll, für einige Sekunden hinab in den Schacht. Die kurze Zeit reichte aus, einen groben Überblick zu erhalten, über das, was uns da unten erwartet. Ich erkannte eiserne, verrostete Trittkrampen an der Schachtwand, und die über dem Boden eiförmig gemauerte, nach rechts und links abgehende Abwasserkanalröhre. Wie viel Meter wir bis zum Kanalboden hinuntersteigen müssten, ließ sich nicht gut abschätzen.

### ***Einstiegsschacht in die Kanalisation.***



Bildquelle: Autorenzeichnung 2012

**Ein langer Weg lag vor uns – hier mussten wir durch!**



Bildquelle: Autorenfotografie November 2009.  
Objekt: Gemauertes Kanalstück / Anschauungsobjekt.  
Standort: Museum im Wasserwerk, Müggelseedamm 307, 12587 Berlin

Auf den vorhandenen Trittkramen kletterte ich bis auf den Kanalgrund hinunter. Mit der Taschenlampe in der Hand stieg ich, etwas unbeholfen in den Schacht. Das Licht erleichterte den Abstieg – sonst sah man nur ein tiefes schwarzes Loch, ohne das Ende des Schachtes zu erkennen. Unten angelangt stand ich gleich im knöcheltief fließenden Abwasser. Die gut gemeinte Abdichtung der Hosenbeine war durchlässig, eigentlich nutzlos. Das Abwasser floss in meine Schuhe und ich bekam sofort nasse Füße. Der abgerundete Kanalboden machte es unmöglich sie dicht nebeneinanderzustellen, die Fußknöchel stießen gegeneinander. Für weitere Erkundungen blieb keine Zeit. Ohne Vorwarnung wurde mir von oben herab, die Aktentasche, der Rucksack und schließlich der Dokumentenbeutel hinuntergereicht. Dort wo ich stand, gab es keine geeignete trockene Stelle, an der ich die Sachen abstellen konnte. Ich legte die Aktentasche ins seichte Abwasser auf den Boden des Kanals, obendrauf stapelte ich den Rest. Der Einstiegsschacht war so eng, dass ich mich rückwärts, leicht gebückt in ein seitliches Kanalrohr zurückzog, um ihn für Tante Susie freizugeben. Im Licht der Taschenlampe konnte ich die nach links und rechts abgehende Kanalröhre betrachten. Die Höhe reichte aus, gebeugt darin zu stehen oder zu laufen. Nach einigen, endlos vorkommenden Sekunden, kletterte Tante Susie hinunter. Ihr den steilen Abstieg zu erleichtern und den Einstiegsschacht ein wenig aufzuhellen, ließ ich die Lampe eingeschaltet, doch leuchtete ich nur auf den Kanalboden. Kein Lichtschein durfte nach oben auf die Straße dringen. Für sie eine große Hilfe, im schummerigen Licht, die Trittkramen zu sehen. Es blieb ihr erspart in ein dunkles, unbekanntes Loch zu steigen. Der Schacht bot gerade mal Platz für eine Person. Mehrere, zwei, oder drei, konnten nicht nebeneinanderstehen. Vorsorglich hatte ich mich in eine Seite der Kanalröhre zurückgezogen, damit sie mir während des Abstiegs, nicht auf den Kopf trat. Erstaunlich schnell erreichte sie den Kanalgrund und stand dicht neben mir. Mein Vater musste, den über uns offenen Kanalschacht wieder verschließen. Tante Susie begab sich, in die mir gegenüberliegende Seite der Kanalröhre. So erhielt mein Vater den nötigen Platz, auf dem er nach seinem Abstieg, stehen konnte. Mit der Taschenlampe leuchtete ich kurz zu ihr hinüber. Sie sah müde und abgespannt aus. In unseren groben Schutzanzügen ähnelten wir in dieser unwirklichen Umgebung, Außerirdische eines fremden Planeten. In der Kanalisation hielt sich der Gestank unerwartet in Grenzen. Die Kanalwände waren mit eigentümlich grau-brauner, fast schwarzer Farbe überzogen. Von zeitweilig höherem Stand des Abwassers zeugten dreckige, schichtartige Ablagerungen an den Wänden. Es roch muffig, etwas stickig, nicht so penetrant, wie ich es erwartete. Durch den noch geöffneten Einstiegsschacht drang frische Luft hinein, und verdünnte die vorhandenen Gase und üblen Gerüche auf ein erträgliches Maß.

Über mir auf den Krampen stehend, versuchte mein Vater den Einstiegsschacht zu verschließen. Ich hörte, wie der schwere Kanaldeckel kratzend und schabend in die eiserne Umrandung der Straßeneinfassung hineinrutschte. Mein Vater ächzte und keuchte verhalten schimpfend vor sich hin. Auf den schmalen Trittkrampen stehend, versuchte er mit aller Kraft, den Deckel endgültig in seine Halterung zu ziehen. Mit metallischem Geräusch verschloss der Deckel den Schacht. Ich hörte, wie mein Vater sich bemühte, den in seiner Halterung leicht verkanteten Kanaldeckel, auf eine Höhe der Straßenfläche zu bringen: »Mist, der ist verklemmt!«, »Ich bekomme den einfach nicht gerade rein!« Mit seiner Schulter hob er den Deckel nochmals an, und hoffte dieser würde unverkantet zurückfallen. Es gelang ihm nicht; weitere Versuche unterließ er. Große Bedenken, auf der Straße befänden sich Passanten oder Grenzposten, welche die ungewöhnlichen Deckelbewegungen bemerken konnten, hielten ihn davon ab. Der Kanaldeckel hing leicht schräg fest – mein Vater gab entnervt auf.

***Der Schachtdeckel ließ sich nicht richtig verschließen.***



Bildquelle: Antje Odebrecht, Düsseldorf – Oktober 2012

Bei seinem verzweifelten Versuch den Kanalschacht wieder zu verschließen, konnten wir ihm leider nicht behilflich sein. Bis er zu uns hinunterstieg, nahm ich mir die Zeit, die fremde Umgebung in der ich mich befand, eingehend zu betrachten. Ich ließ die Taschenlampe eingeschaltet und sah mich neugierig um. Mein Blick fiel auf das nur schwach fließende Abwasser, in dem ich bis zu den Knöcheln stand. Es machte keinen sonderlich dreckigen Eindruck, lediglich die abgerundete Abflusssrinne, gefüllt mit gelblicher, schleimig und glitschiger Ablagerung, ließ die Qualität des durchfließenden Abwassers vermuten. Das in meinen Schuhen eingedrungene Wasser empfand ich sehr störend. Ein ungewohntes Gefühl in völlig nassen und durchweichten Lederschuhen zu stehen – für mich eine unangenehme Erfahrung. Zur jetzigen Zeit, Ende Oktober, war es noch nicht sonderlich kalt, die nächtlichen Temperaturen näherten sich der Winterzeit; um so mehr erstaunte mich, die in der Kanalisation vorherrschende, unerwartet lauwarmer Temperatur.

In der neuen »Unterwelt« fühlte ich mich jetzt sogar sicherer als oberhalb auf der Straße; hier glaubte ich vor Grenzsoldaten, Polizei, Stasi-Mitarbeiter sicher zu sein. Wenn ich sie nicht sah, konnten sie mich auch nicht sehen! Mein erster Gedanke: »Jetzt sind wir endlich drin – weg von der Straße, auf der man uns bisher hätte entdecken können!« Hier unten würde uns niemand vermuten, wir können uns auf den Weg machen! Plötzlich, eine für mich schreckliche Feststellung: Das Abwasser floss in eine andere, als von uns vermutete Richtung. Nicht zur Friedrichstraße hin, sondern in Gegenrichtung, gefühlsmäßig nach Osten!

Immer noch unzufrieden mit dem Ergebnis seiner Arbeit am Kanaldeckel, stand mein Vater mit uns im engen Schachteinstieg – aufrecht stand er vor uns und rieb sich an seiner Schulter. Tante Susie und ich, wir konnten uns nur nach vorne gebeugt in der Kanalröhre aufhalten. Eine unangenehme Vorstellung: Den gesamten Fluchtweg müssten wir in dieser beschwerlichen Haltung zurücklegen.

Die alte Taschenlampe flackerte nochmals auf, um kurz darauf endgültig zu verlöschen. Weder Rütteln, noch heftiges Schütteln brachte sie wieder zum Leuchten. In unserem Versteck auf der Markgrafenstraße lernten wir, mit der uns umgebenden Dunkelheit umzugehen. Wenigstens etwas Licht drang, begrenzt durch den Eingang, den schmalen Ritzen zwischen den Brettern, durch das vernagelte Schaufenster in den Raum. Hier unten war es anders; stockdunkle Finsternis umgab uns. Nicht der kleinste Lichtschein, egal wo ich hinblickte – um mich herum nur tiefes Schwarz. Ob mit geöffneten oder geschlossenen Augen – kein Unterschied! Angst fühlte ich nicht, eher den unwiderstehlichen Drang endlich loszulaufen – aber in welche Richtung? Nach rechts oder links? Auch meinem Vater war aufgefallen: Der berechnete Fluchtweg, die Wegrichtung stimmte nicht. Er entschied sich, die von Hartmut erwähnte westliche Fließrichtung als

Wegweiser zu nutzen. Eine Alternative gab es nicht. Die Taschenlampe flackerte nochmals kurz auf, um dann endgültig zu versagen; ich warf sie fort. Auf den ersten Blick nicht so dramatisch; auf unserem Fluchtweg wollten wir dauerhaft keine Taschenlampe einsetzen. Selbst ein kleiner verdächtiger Lichtschein, welcher nach oben durch den Kanalschacht drang, hätte uns möglicherweise verraten können. Als mein Vater den Einstiegsschacht über mir verschloss, fühlte ich mich, so unglaublich es klingt in Sicherheit, und von der Angst erlöst, auch diese Flucht könnte wiederum scheitern. Weg von oben, weg von der Straße, nicht das permanente Gefühl unsere Aktivitäten hätte jemand beobachtet.

Die Verständigung untereinander unterschied sich nicht vom bisherigen Verfahren im Ladenlokalversteck. Um mich herum, tief unten in der Kanalröhre, herrschte dumpfe Ruhe; lediglich unterbrochen von leichtem Gurgeln des abfließenden Abwassers. Die Röhrenform des Kanals verstärkte jedes entstandene Geräusch. Sie erzeugte einen unglaublichen akustischen Raumklang. Kein Echo sondern gewaltigen Nachhall, der in großen Kirchen häufig anzutreffen ist. Diesen Effekt bekam ich zu hören, als mein Vater den Schacht verschloss: Das Scharren des Kanaldeckels auf dem Straßenbelag und dem Metallrand der Kanaldeckeleinfassung wurde laut verstärkt. Noch gewaltiger klang es, als er in seine Fassung zurückfiel. Uns alle erschrak, der laut metallisch klingende »Rumms«. Damit hatten wir nicht gerechnet – so entschlossen wir uns, auf dem vor uns liegenden Weg nur leise miteinander zu flüstern. Die Bedenken, verstärkte Wortfetzen könnten durch den Einstiegsschacht nach außen dringen, ließ nur diese Art der Verständigung zu. Eine unglaubliche Akustik hatte uns fest im Griff.

Ich zog mir die Kapuze über den Kopf, anschließend nahm ich die Taschenuhr, unseren provisorischen Wegweiser aus der Manteltasche. Egal wie ich mich in der Dunkelheit verhielt, immer stieß ich mit den Armen irgendwo gegen Mauerwerk. Bewegungen führte ich deshalb nur langsam und sehr vorsichtig aus. Absolut nichts sehen zu können verunsicherte mich, ich hatte ernsthafte Bedenken, mich an der unglaublich verschmutzten Umgebung zu verletzen.

Nach einer kurzen Ruhepause wollten wir aufbrechen. Wie abgesprochen stand ich als Erster der Gruppe in Richtung des hoffentlich nach Westen fließenden Abwassers. Sehen konnte ich es nicht, aber fühlen, wie es über meine Schuhe floss. Mein Vater hatte Tante Susie aus ihrer Kanalröhrenseite, langsam und vorsichtig in meine Richtung geleitet. Jetzt stand sie direkt hinter mir und hielt sich mit ihrer Hand an der Rückseite meines Mantels fest. Mein Vater taste sich an meinen Arm und drückte mir den Rucksack an die Hand. Als ich ihn umhing, stieß ich mit der Stirn gegen die Kanalröhrendecke. Die neue, ungewohnte, unbekanntere Umgebung benötigte Zeit zur Eingewöhnung. Verständigung untereinander, ohne Sichtkontakt, war nur über Körperkontakt möglich. Der Gesprächspartner

musste erst gefunden, und körperlich zu spüren sein, um ihm anschließend etwas sehr leise in sein Ohr zu flüstern.

Endlich war es soweit! – Wir machten uns auf den Weg! Tante Susie klopfte mir mehrmals mit ihrer Hand auf meinen Rücken: Das war das Zeichen zum Aufbruch: »Wir gehen los!« Hinter mir bekam ich mit, wie mein Vater die Aktentasche umhing. In der Stille des Abwasserkanals war selbst leises Klappern von Werkzeugen aus der Tasche zu vernehmen. In der rechten Hand hielt ich die Taschenuhr neben meinem Ohr über die Schulter. Weiter nach oben ließ sich die Uhr nicht hochhalten, die niedrige Kanaldecke verhinderte es. Das grüne Licht des Ziffernblatts leuchtete gut sichtbar nach hinten und bewährte sich hervorragend als Orientierungslicht in der Kanalröhre. Tante Susie und mein Vater gingen hinter mir her, und konnten sich am Licht der Taschenuhr etwas orientieren.

Als Kleinster der Fluchtgruppe lief ich in gebückter Haltung etwas zügiger als die im mühsamen Kriechgang folgenden Erwachsenen. Laufen ist der falsche Ausdruck für die schleichende Fortbewegung in der Kanalröhre. Die Rundung im Boden des Kanals verhinderte schnelles Vorankommen. Beim Laufen knickten die Füße nach innen und verhinderte so den sicheren Halt auf dem glitschigen Kanalboden. So schlurfte ich halbe Fußlänge, für halbe Fußlänge, im flachen Abwasser vorsichtig vorwärts.



Gehen, Laufen – Schritt für Schritt, die Füße anheben, so wie man sich üblicherweise fortbewegt, dies wagten wir uns nicht. Die gleichmäßigen Fließgeräusche in der Kanalröhre würden durch schrittweises Eintauchen unserer Schuhe ins Abwasser, hörbar unterbrochen. Die entstandenen Geräusche nähmen einen veränderten Klang an; rhythmisch und lauter als das leise fließende Abwasser. Befänden wir uns im Grenzbereich, bestand die große Gefahr, zufällig auf der Straße befindliche Grenzposten könnten aus einem Kanaleinstiegsschacht die

ungewöhnliche Geräuschänderung mitbekommen. In nächtlicher Ruhe hätten die wenigen Umgebungsgeräusche, den nach oben aufsteigenden Lärm, bedingt durch unsere Gehweise nicht überdecken können, und uns verraten. Das Risiko ließ sich nur vermeiden, wenn wir uns absolut leise verhielten. Eine kurze Wegstrecke lag hinter mir. Ich wünschte, den ersten Schachteingang zu erreichen, um darin aufrecht stehend, von verkrümmter Körperhaltung befreit, eine Pause einzulegen. Erstaunlich schnell verlor ich mein Zeitgefühl, bald darauf auch die Orientierung. In der vorherrschenden Finsternis ließ sich der zu bewältigende Weg nur mühsam ertasten. In welche Richtung ich mich vorwärts bewegte, ob nach rechts, links, oder geradeaus, nicht nachvollziehbar. Wie ein Blinder, mit äußerster Vorsicht, tastete ich mich durch die Kanalröhre. Mit der linken Hand, in Zentimeterabständen an der Kanalwand entlangführend, bewegte ich mich Stück um Stück vorwärts. Meine rechte Hand diente als Schutzhand über meinem Kopf, um zu verhindern gegen ein unerwartetes Hindernis an der Kanaldecke zu stoßen. Der alte rundgemauerte, aus Vorkriegszeiten bestehende Abwasserkanal bestand aus gebrannten Ziegelsteinen. Ich war nur darauf bedacht mich nicht am Kopf zu verletzen. Wir bewegten uns in einer Kanalisationsanlage, in der sich Abwasser und Regenwasser vermischten, um dann zur Kläranlage zu fließen. Mit herabhängenden Bruchstücken von Ziegelsteinen, eingemauerten Abwasserrohren und Regenabflüssen der über uns befindlichen Straße – mit diesen Hindernissen mussten wir rechnen.

Die vorhandenen Einleitungsrohre für Abwässer aus Küchen, Toilettenspülungen und Waschelegenheiten aus den anliegenden Wohnhäusern, bildeten eine zusätzliche Gefahrenquelle.

Ob wir uns tatsächlich auf dem richtigen Weg in Richtung West-Berlin befanden, diese Unsicherheit machte mir zu schaffen. Wir liefen einen anderen Weg, welcher von unserer Vorplanung eindeutig abwich. An der geschätzten Zahl von mindestens achtzehn zurückzuliegenden Kanalschächten, hielten wir trotzdem fest – eher würden wir als zusätzliche Reserve, einige dazurechnen. Mit der rechten Hand konnte ich entweder meinen Kopf schützen, oder Lichtzeichen geben. Die Uhr steckte in der Brusttasche meines Mantels. Ich blieb stehen, fingerte aus meinem Mantel die Uhr hervor und hielt sie dicht neben meinem Kopf nach hinten gerichtet hoch. Aus einiger Entfernung zischte mein Vater: »Nicht so schnell!« Ich hatte es nicht bemerkt und war ein sehr weites Stück vorausgelaufen. Ich lief nicht weiter, wartete auf sie. Einige Minuten dauerte es, bis Tante Susie mich im Rücken leicht anstieß. Beide konnten sich nur mehr kriechend als laufend vorwärtsbewegen. Meine geringere Körpergröße, der niedrige Abwasserstand, erlaubte es mir schneller voranzukommen. Darüber dachte ich nicht weiter nach

und lief so schnell, wie ich mit den Händen um mich herum abtasten konnte, weiter, und weiter. Dass die Erwachsenen tief gebückt, mir nur sehr viel langsamer folgen konnten, das hatte ich nicht bedacht. Meine Euphorie trieb mich unaufhaltsam vorwärts. Von jetzt an beherrschte ich mich und bremste mein Tempo. Nach einem weiteren Stück des Weges, tastete meine rechte Hand, über meinem Kopf ins Leere.

Ich erreichte tatsächlich den ersten Kanalschacht! Endlich die Gelegenheit mich aufzurichten! Angestrengt lauschte ich in den Schacht hinein, blickte instinktiv nach oben. Dort war es genau so dunkel wie in der Kanalaröhre selbst. Kein Unterschied bis auf die Tatsache aufrecht stehen zu können. Die Arme hielt ich wie ein Blinder tastend, meistens ausgestreckt vor mir her. Fühlte ich kein Mauerwerk, griff ich zur besseren Orientierung mit der linken Hand an die Kanalwand. Mich einmal richtig ausstrecken ließ die Kapuzenjacke in ihrer sperrigen Ausführung nicht zu. Die engen Ärmel und Schultern drohten auszureißen.

Unheimlich der Gedanke, der Kanalverlauf könne sich wie ein »Y« verzweigen – ich lief dem linken Kanalverlauf nach, die Nachfolgenden einem rechten folgen, ohne es zu bemerken. Meinen Vater und Tante Susie sah ich hinter mir nicht laufen, vorn jedoch gaben grüne Lichtsignale eine Wegführung, deren Richtung leider keinen gesicherten Weg nach West-Berlin garantierte.

Wieder diese eigentümliche Stille – weder von oben noch von unten waren auffällige Geräusche zu vernehmen. An dieser Stelle mussten wir uns sehr leise verhalten! Mit der Taschenuhr gab ich Leuchtzeichen nach hinten. Diesen ersten Kanalschacht zu erreichen, machte mich überglücklich – es geht ja! Mein Vater war dicht aufgerückt, ganz leise flüsterte er mir ins Ohr: »Micha, einen haben wir schon geschafft!« Ich musste seinen Kopf mit den Händen ertasten, um ihm aus nächster Nähe in sein Ohr zu flüstern: »Ich laufe vor und bleibe in jedem neu erreichten Kanalschacht stehen und warte dort auf euch.«

Die defekte Taschenlampe vermisste ich. Einige Meter vor oder hinter dem Schachteinstieg hätten wir sie womöglich kurz einschalten können, ohne von Personen auf Straße über uns, bemerkt zu werden. Der Wunsch: Einmal das Innere der Kanalaröhre sehen, wie sie gebaut ist, über unseren Köpfen aussieht, und welche Gefahren dort auf uns lauerten, blieb unerfüllt.

Nach einer kurzen Verschnaufpause setzten wir unseren Weg fort. Für mich galt: »Weiter – bloß weiter gehen!« So tasteten wir uns langsam von Kanalschacht zu Kanalschacht. Auf die Idee, verbrauchte Zeit zwischen auseinanderliegende Kanalschächte festzuhalten, kamen wir nicht. Immer stärkerer Fäulnisgeruch setzte sich in meiner Nase fest. In einem der zurückliegenden Schächte aß ich mit Baldrian beträufelten Würfelzucker. Ein Versuch den vorhandenen, beißenden Geschmack von der Zunge zu verdrängen. Die Wirkung war unbefriedigend, erst ein

Pfefferminz zeigte den gewünschten Effekt. Einige Male hörte ich weit entfernt, mal vor, mal hinter mir, ein unheimlich klingendes Geräusch. Lautes Grummeln, Rumpeln, anschwellendes Rauschen, wie von fließendem Wasser verursacht, kam auf mich zu. Die Hallverstärkung der Kanalröhre ließ weder Entfernung noch deren Ursache einschätzen. Drohend, immer aufbrausender. Augenblicklich blieb ich verunsichert stehen; fand keine Erklärung, was diesen Lärm verursachte. Nach wenigen Sekunden löste sich das Rätsel: Ein Schwall Abwasser ergoss sich völlig überraschend, direkt vor mir in die Kanalröhre. Ich sah ihn nicht ankommen, hörte jedoch, wie er laut klatschend auf dem Kanalgrund aufschlug. Nun verstand ich die Zusammenhänge: Irgendein Hausbewohner zog vermutlich an der Kette des Toilettenspülkastens. Mit kräftigem Schwung rauschten die Fäkalien und das Spülwasser, unsichtbar, direkt vor mir in die Kanalisation. Daher rührte das Geräusch eines sich aufbauenden Wasserschwalls, das sich zu allem Überfluss in der Kanalröhre erheblich verstärkte.

Nach unserem Einstieg, gegen halb vier Uhr morgens, ging wohl niemand zwischenzeitlich auf die Toilette. Jetzt, einige Stunden später standen offensichtlich einige Hausbewohner auf und verrichteten ihre Morgentoilette. Nun erst lernte ich den Wert meines Schutzanzugs, zu schätzen. Ausgerechnet die starre, etwas hinderliche Kapuze würde mich davor schützen, vom Dreck aus den Hausanschlüssen am Kopf oder Oberkörper getroffen zu werden.

Ich nahm die Taschenuhr zur Hand, um nachzusehen, wie lange wir schon unterwegs sind. Zu meinem Erstaunen lief sie schon seit vier Uhr nicht mehr – sie war stehen geblieben. Meine Armbanduhr besaß kein Leuchtzifferblatt, in der Dunkelheit konnte ich sie nicht ablesen. Der Wasserpegel stieg fast unmerklich an. Ich nahm die Veränderung erst wahr, als mir das Abwasser schon bis an die Knie reichte. Die Geruchsbelästigung nahm jetzt drastisch zu. Penetrant roch der Kanal, wie ein von Verstopfung befreiter, immer noch verdreckter Küchenabfluss. Das Abwasser war nicht sonderlich kalt. Ein völlig verrückter Umstand: Bisher hatte ich das Abwasser in größerer Menge noch nicht ansehen können. Als wir einstiegen, ließ das flache Rinnsal keinen Schluss auf die tatsächliche Verschmutzung zu. In der erheblich angewachsenen Wassermenge, und dem zusätzlich einfließenden Abwasser, hatte sich die Abwasserqualität deutlich verschlechtert. Ich konnte es riechen, fühlen, hatte jedoch keine Vorstellung, in was für einer schmutzigen Brühe ich herumwatete. Erneut griff ich zum Würfelzucker, hielt ein Stück in der Hand und betropfte es mit Baldrian. Was ich nicht bedachte: Durch die fortdauernde Berührung der mit Fäkalen verdreckten Kanalwände sahen meine Hände dementsprechend aus.

Wie ich das Zuckerstück im Mund zerbiss, schmeckte der darauf angesammelte Schmutz meiner Finger stärker durch, als der Geschmack vom aufgetropften

Baldrian. Wieder grummelte und rauschte es – irgendwo ergoss sich erneut ein Schwall Abwasser in den Kanal. Immer wenn ich dieses Geräusch hörte, blieb ich stehen, und wartete so lange ab, bis kein Abwasser mehr aus den zugehörigen Hausanschlüssen in den Kanal einströmte.

Nach erneuter Pause in einem Einstiegsschacht lief ich ein Stück weiter, um aus dem Schachtbereich herauszukommen. Zwischen zwei auseinanderliegenden Schächten konnten wir sehr leise miteinander sprechen. Ich wedelte mit der Taschenuhr wie ein Blinklicht, als Haltezeichen zu einem »Treff«. Tante Susie blieb dicht bei mir. Als wir beieinanderstanden, sprach mein Vater mir und Tante Susie Mut zu, was nur im Flüsterton möglich war. Mein Vater sorgte sich um mein Durchhaltevermögen – wie es mir nach dem bisher zurückgelegten Weg wohl ginge. Mir dauerte alles zu lange. Von mir aus sollten wir schneller vorankommen, was jedoch unter den Umständen unmöglich war.

Das Abwasser stieg immer schneller. Laufen im Kanal konnten wir unsere Fortbewegung nicht mehr bezeichnen, eher ein langsames, anstrengendes Durchwaten. Mein rechtes Hosenbein, schon seit dem Einstieg leicht aufgerissen, war vom Oberschenkel bis zum Fußknöchel aufgeplatzt, und hinderlich wie ein geöffnetes Segel. Bei jedem Schritt blockierte ein breiter Streifen Plastikfolie die Bewegungen im jetzt schon erheblich angestiegenem Abwasser. Ein starker, kraftraubender Gegendruck behinderte jeden kleinen Schritt. Der erhöhte Wasserstand hatte auch seinen Vorteil. Die engen Schritte verursachten keine verätherischen Geräusche, wenn ich die Füße im Wasser voreinander stellte. »Die nutzlose Hose vom Schutzanzug müsste ich unbedingt ausziehen«, kündigte ich vorsorglich an. Ein neues Problem machte uns zu schaffen: Mein Vater konnte schon längere Zeit die Aktentasche nicht über den Wasserspiegel halten. Mehrfach tauchte sie mitsamt Inhalt gänzlich unter. Er machte sich Gedanken über die zwei verpackten Fotoapparate. Das eingepackte Werkzeug und das Silberbesteck konnte ohne Schaden zu nehmen feucht werden; doch die empfindlichen Apparate würden den Wassereinbruch garantiert nicht überstehen. Der Rucksack ließ sich noch knapp oberhalb des Wasserspiegels tragen, ohne darin einzutauchen. Den offensichtlich luftdicht verpackten Dokumentenbeutel hatte Tante Susie sicher im Griff, aber der schwamm neben, oder vor ihr her. Die Luftfüllung ließ in nicht unter Wasser tauchen.

Im nächsten Einstiegsschacht sollte ich meine Hose ausziehen und einige Sachen aus der Aktentasche, würden wir in den Rucksack umpacken.

Endlich trafen wir erneut auf einen Einstiegsschacht. Ich gab meinen Rucksack an meinen Vater weiter. Er stellte sich in die Schachtmitte und suchte zur Befestigung der Aktentasche eine Trittkrampe. Sie war mehrmals komplett untergetaucht und voll Wasser. Mein Vater verstaute die durchnässte Verpackung

mit den Fotoapparaten in meinem Rucksack und befestigte diesen an einer der Trittkrampen. In unglaublicher Enge zog ich meine Hose aus – ohne zusätzliche Hilfe war dies unmöglich. Im Abwasserkanal begann ein komplizierter Vorgang. Im Einstiegsschacht stehend hielt ich mich an einer höher gelegenen Krampe fest und zog meinen Unterleib, soweit ich konnte, aus dem Wasser. Mein Vater fummelte unter Wasser an meinen Schuhen herum, um die nutzlosen Hosenbeinverschlüsse zu öffnen. Mit Mühe gelang es ihm, meine Schutzanzughose langsam auszuziehen.

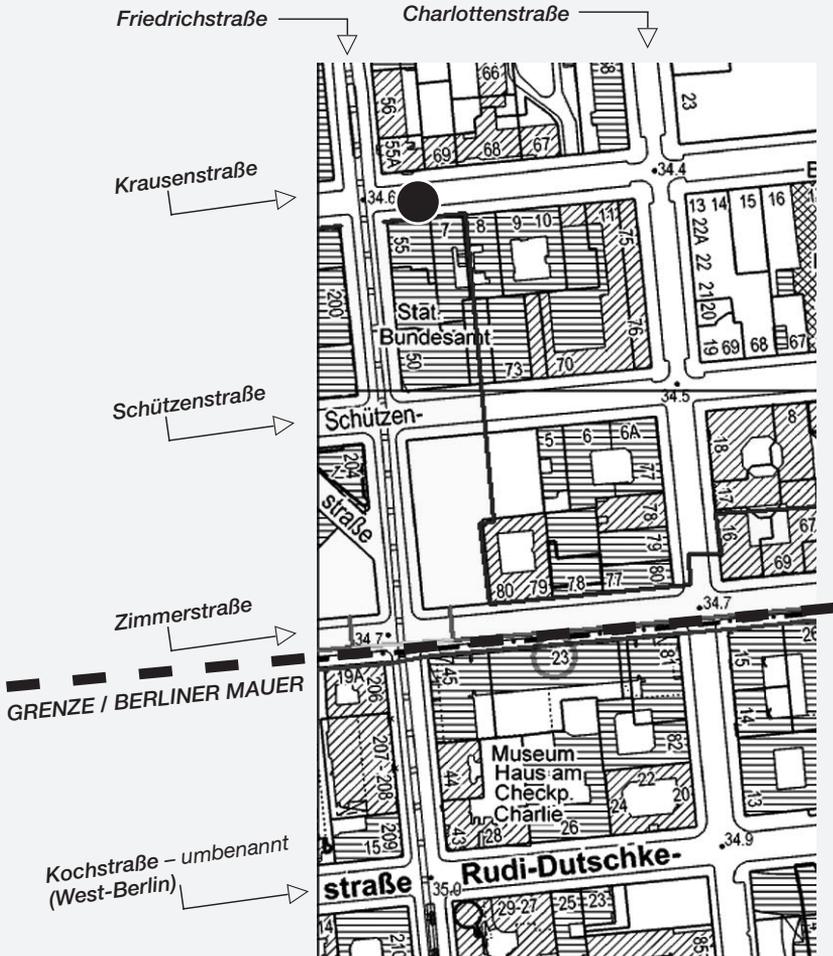
Wir ahnten nicht, an welcher Stelle der Grenzanlage sich der Kanalschacht, in dem wir uns gerade aufhielten, befand. Waren wir schon im weiträumig überwachten Sperrbereich? Wir verhielten wir uns so leise es ging, kein Geräusch sollte nach oben aus dem Schacht dringen. Ohne etwas zu sehen, dauerte diese Aktion eine gefühlte Ewigkeit. Erleichtert setzte ich meinen Weg, ohne störenden Gegendruck an den Beinen fort.

Meine Füße begannen zu schmerzen. Die unnatürliche Fußstellung auf dem abgerundeten Kanalboden drückte bei jedem Schritt auf die Fußgelenke. Auf dem schmierigen Belag am Grund des Kanals drohte ich auszurutschen. Das ständig ansteigende Abwasser stand mir fast bis zum Bauchnabel. Zunehmend erlahmten meine Arme. Immer schwerer fiel es mir, meine umhertastenden Hände, in Kopfhöhe und weit nach vorn ausgestreckt, hochzuhalten. Die Geräusche von einfließenden Abwässern vermehrten sich. Zwischen den Fließgeräuschen vernahm ich noch ein weiteres bisher unbeachtetes Geräusch. Um direkt an den Steinen der Kanalwand zu lauschen, klappte ich meine Kapuze nach hinten und presste mein linkes Ohr fest an die Kanalwand. Kaum zu glauben: »Das war die U-Bahn!« – ich hörte die unter der Friedrichstraße durchfahrende U-Bahn. Ihr Fahrgeräusch entfernte sich von uns gehört nach links. Je weiter ich im Kanal voran kamen, wurden die U-Bahn immer deutlicher und lauter.

Wir bewegten uns auf jeden Fall in Richtung der Friedrichstraße. Ein weiterer Hinweis gab uns zusätzliche Sicherheit: Der Kanal musste eindeutig nach West-Berlin führen – das Abwasser floss mit dem Gefälle immer schneller. Zweifellos – wir befanden uns auf dem richtigen Weg! Die sehr leise, entfernt zu vernehmende U-Bahn, entwickelte sich zum hoffnungsvollen Wegweiser.

Über meinem Kopf betätigte ein Hausbewohner die Toilettenspülung, das herankommende Abwasser meldete sich lautstark an. Den Abwasserschwall erwartete ich ganz in meiner Nähe. Wieder wartete ich verunsichert ab. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis mich seitlich an Kopf und Schulter die von oben herunterfallenden Fäkalien trafen. Ich spürte, wie ein weicher Fäkalienklumpen meine Schulter traf, und war froh, die Schutzjacke mit der Kapuze zu tragen. Neben mir platschte Toilettenspülwasser in die Kanalisation.

**Nach einigen Stunden im Abwasserkanal glaubten wir uns hier zu befinden.**



Quelle: Vektorbestand der Berliner Wasser Betriebe (BWB) Stand Januar 2012).  
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, Abteilung Geoinformation  
Zusätzliche Genehmigung: Berliner Forum für Geschichte und Gegenwart e.V.

Ich drehte mich instinktiv zur entgegengesetzten Seite des aufspritzenden Abwassers. Ich hatte Glück und wurde von menschlichen Exkrementen nicht an Kopf, Gesicht oder Hals getroffen. Der Gedanke daran ekelte mich an.

Als wir den nächsten Kanalschacht erreichten, glaubte ich ein wenig Licht von oben her, durch die kleinen Öffnungen des Abschlussdeckels zu sehen. Bis zu uns nach unten in den Kanal hinein reichte der Lichtschein nicht. Über uns muss ein neuer Tag angebrochen sein. Der stetige Anstieg des Abwassers, für mich ein weiterer Hinweis. Ich war überzeugt: Der Fluchtweg von der Krausenstraße bis zur Friedrichstraße und dann unter dem »Checkpoint Charlie« hindurch nach West-Berlin, ist richtig gewählt. Etwas irritierte mich: Wir hatten mehr als fünf Kanalschächte zurückgelegt. Wir müssten doch längst auf die unter der Friedrichstraße liegende Kanalisation gestoßen sein. Dort vermuteten wir eine erheblich größere Kanalröhre als auf der Krausenstraße.

Die bisher zurückgelegte Wegstrecke erschien mir zu lang, doch die U-Bahn-Geräusche zerstreuten meine Bedenken. Wir glaubten unserem Ziel immer näher zu kommen – einen hoffentlich größeren Abwasserkanal unter der Friedrichstraße, der uns direkt zum »Checkpoint Charlie« führte.

Unverdrossen, bis zum Bauch im Abwasser, watete ich weiter. Obwohl wir schon so lange unterwegs waren – für mich stand fest: »Bald ist es vorbei dann haben wie es geschafft!« Hinter dem Grenzübergang lag die Kochstraße, an der wir an die Oberfläche steigen würden. Weit konnte es nicht mehr sein!



Der üble Gestank in der Kanalröhre verstärkte sich unaufhaltsam. Bisher vermochte ich ihn recht gut zu ertragen, mit zunehmender Dauer wurde er immer unerträglicher. Dringend benötigte ich eine Pause. Der Rucksack hinderte mich daran aufrecht zu stehen oder an der eiförmigen Kanalwand gelehnt, meine Fußgelenke zu entlasten. Die Schritte im Wasser wurde immer beschwerlicher.

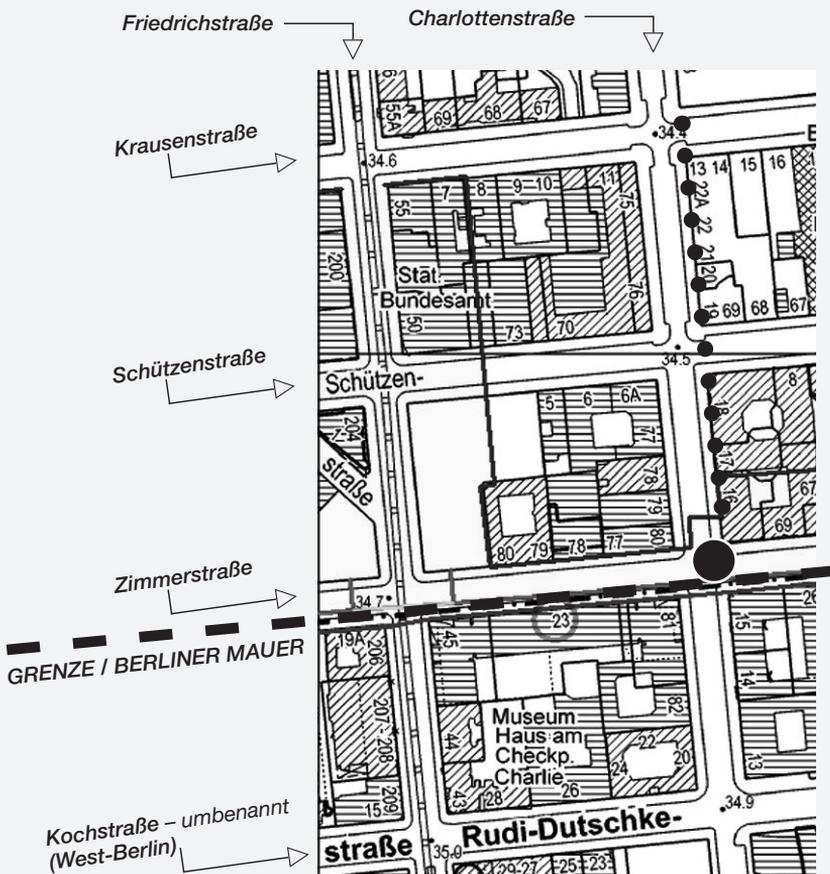
Um den brennenden Geschmack auf der Zunge zu betäuben, suchte ich nach meinen Zuckerstücken oder Pfefferminz. Den Beutel mit Würfelzucker in der Innentasche meines Mantels konnte ich nicht finden. Nur das Fläschchen mit Baldrian fühlte ich noch. Das Pfefferminz war schon aufgebraucht. Ich griff in die mittlerweile sich unter Wasser befindliche Seitentasche und fühlte den Pergamentbeutel sowie die Taschenuhr. Der Würfelzucker hatte sich in ungenießbaren, klumpigen Brei aufgelöst. Ihn, und die Lampe steckte ich, als das Wasser niedrig stand, ohne nachzudenken in die Seitentasche. Meine Richtungshinweise mit der Taschenlampe hatte ich etwas eingeschränkt, und vergaß so den Inhalt meiner Manteltasche, die sich seit geraumer Zeit unter Wasser befand. Bisher vermied ich, bewusst mit den Händen ins Abwasser zu greifen. Nach den Zuflüssen aus den Hausanschlüssen konnte ich mir vage vorstellen, wie die von Fäkalien verschmutzte Brühe, in der ich schon so lange herumliefe, beschaffen sei. Sehen konnte ich sie bisher noch nicht, doch der Geruch ließ mich Schlimmes erahnen. Ich fingerte notgedrungen im dreckigen Abwasser in meiner Manteltasche herum und holte die Taschenuhr heraus. Das inzwischen merklich verblasste Grün des Zifferblattes war selbst in der Dunkelheit nicht mehr zu erkennen. Auf die defekte Taschenuhr, deren Leuchtkraft erheblich nachließ, konnte ich problemlos verzichten, den Würfelzucker jedoch vermisste ich. Die nutzlos gewordene Uhr warf ich weg, ließ sie einfach ins Wasser fallen. Aus dem Baldrianfläschchen verteilte ich einige Tropfen auf Zeige- und Ringfinger meiner nassen Hand, und verrieb sie direkt unter meiner Nase, um den penetranten Geruch abzumildern. Dabei verschmierte ich auch Reste vom Abwasser in meinem Gesicht. Die nassen Hände konnte ich nicht reinigen, und so verteilte sich mit der Baldrianlösung auch den Dreck. Meine Kräfte ließen merklich nach. Der angestiegene Wasserstand machte es immer beschwerlicher voranzukommen.

Um eine Pause einzulegen, blieb ich stehen, drehte mich vorsichtig in Gegenrichtung, und wartete mit vorgestreckten Armen, bis mich jemand anstieß. Die bisher eingehaltene Reihenfolge führte zwangsläufig dazu, dass Tante Susie mich als Erste berührte. Immer noch wagten wir nicht im Abwasserkanal laut zu sprechen, es blieb die Angst von oben gehört zu werden.

Wir liefen weiter. Mit der linken Hand tastete ich mich Stück für Stück vor. Der Verlauf des Abwasserkanals nahm eine leichte Rechtskurve. Das Fahrgeräusch der U-Bahn verstärkte sich. Ohne mein Ohr an die Kanalwand zu pressen,

## Unser »ungeplanter« Weg im Abwasserkanal.

Wir befanden uns im östlichen Grenzbereich, im Todesstreifen, direkt unter der Ecke Charlottenstraße/Zimmerstraße, noch weit entfernt vom rettenden Abwasser-Kanalausgang in West-Berlin.  
Von dort aus sah ich hinter der Kanalbiegung unerwartet Licht.



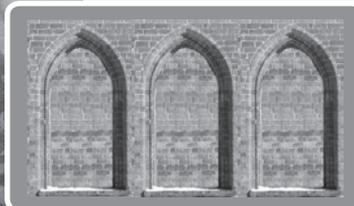
Quelle: Vektorbestand der Berliner Wasser Betriebe (BWB) Stand Januar 2012).  
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, Abteilung Geoinformation  
Zusätzliche Genehmigung: Berliner Forum für Geschichte und Gegenwart e.V.

waren sie deutlich zu hören. Die U-Bahn als Orientierungshilfe gab uns erneut den nötigen Auftrieb: Wir nähern uns dem Westen! Nach vielen Stunden Fußweg in absoluter Dunkelheit der Abwasserkanalröhre sah ich vor mir diffuses Licht, vergleichbar mit aufsteigendem Morgennebel. Die Entfernung bis dahin vermochte ich nicht einzuschätzen. Der Anblick überraschte mich – die Augen benötigten einige Zeit, sich an die ungewohnte Helligkeit zu gewöhnen. Vor mir, nun eine gänzlich unerwartet Lichtquelle: Hoffentlich ein gutes Zeichen – oder sogar das Ende unseres Fluchtwegs? War sie natürlich, oder künstlicher Herkunft? Ich musste erst einmal nachvollziehen, begreifen, dass in unserem Abwasserkanal Licht vorhanden sei. Die Möglichkeit, aus der andauernden Dunkelheit herauszukommen, wollte ich unbedingt nutzen. Den Erwachsenen lief ich wieder einmal zu schnell davon. Endlich in hellem Licht den Kanal ansehen, und wenn nur für einen kurzen Augenblick, dieser Gedanke trieb mich vorwärts. Nach und nach kam ich dem unerklärlichen Lichtschein näher. Es fehlten noch wenige Meter. Verunsichert traute ich mich nicht, noch weiter darauf zuzulaufen. Erstarrt blieb ich auf der Stelle stehen. Was ich vor mir zu sah, brachte mich fast um den Verstand: Wir haben uns im Gewirr der Kanalisation offensichtlich verlaufen! In weißlich, nebeligen Licht sah ich einen großen Raum, der durch einen breiten, etwas tiefer gelegten Kanal, geteilt wurde. Direkt dahinter stand eine hohe Beton-Mauer, verziert mit länglichen, gotisch geformten Fensterbögen. Sie erinnerten mich an diverse Einfahrten der U- oder S-Bahn in unterirdische Streckenabschnitte.

***Dinge real sehen – »die nicht vorhanden sind«.***



*Einen breiten Kanal, verziert  
mit solchen Fensterbögen  
glaubte ich zu sehen.  
Meine Augen, meine Sinne  
ließen mich im Stich.  
Meine Kraft war am Ende.*



Bildquelle: Autorenfotos ca. 2009 · Ausgang der »Panke« in die Berliner Spree.

Der Bereich aus dem das Licht in den Abwasserkanal einfiel, von dem hielt ich mich fern. Dorthin weiterzugehen, dazu fehlte mir der Mut. Mit schmutzigen, nassen Händen, fuhr ich mir ungläubig durchs Gesicht – ein untauglicher Versuch mein Entsetzen wegzuwischen. Mein erster Gedanke: »Alles ist aus, vor mir ist ein Kanal mit größere Mengen Abwasser, welches direkt in die Spree fließt!«, »da kommen wir nicht drüber – da geht's nicht mehr weiter!« Nochmals einen kurzen Rückblick, und um einiger Hoffnungen beraubt, lief ich zurück.

Wiederum war das Wasser einige Zentimeter angestiegen und erschwerte merklich den Rückweg. Mit vorgestrecktem Arm lief ich in die Dunkelheit, hin zu den Erwachsenen. Mein Vater und Tante Susie hatten ihre Plätze gewechselt. Ich traf zu erst auf ihn und berichtete von dem was ich noch vor wenigen Minuten sah. Mit tränenerstickter Stimme flüsterte ich ihm meine niederschmetternde Vermutung zu: »Da hinten ist ein Kanal!« »Wir ertrinken im Wasser der Panke, oder der Spree – wir kommen da hinten nicht mehr weiter!« Bis zum Bauch im Wasser stehend, verlor ich nun endgültig den Glauben, dass unsere Flucht ein glückliches Ende finden könne. Ein Moment, der mich schier verzweifeln ließ. Sollten wir es wagen in den breiten Kanal zu steigen – wo führte dieser eigentlich hin? Mein Vater versuchte mich zu beruhigen: »Ich geh mal nachsehen, vielleicht können wir uns mit Seilen zusammenbinden, um uns nicht zu verlieren«.

Dicht aneinandergedrängt, liefen wir zur vor uns befindlichen Lichtquelle. Wir trafen auf einen Einstiegsschacht, an dem ich vor Aufregung vorbeigelaufen war. Dankbar für jede sich bietende Stelle an der wie eine Weile aufrecht stehen durften, hielten wir an. Die lange, anstrengend krumme Körperhaltung machte uns sehr zu schaffen. An einer etwas unterhalb angebrachten Trittkrampe, befestigte mein Vater den Rucksack und die Aktentasche. Beides hing vollständig untergetaucht im Abwasser, ihr Inhalt vollkommen durchnässt.

Jetzt machte sich mein Vater auf den Weg zum unbekanntem Licht. Wir sollten im Schachtaufgang warten bis er zurückkäme; ihm auf keinen Fall folgen. Aufgewühlt stand ich dicht bei Tante Susie und hielt mich an ihrem Arm fest. Sehen konnte ich sie immer noch nicht, obwohl über uns, kleine Öffnungen im Kanaldeckel etwas Tageslicht durchließ. Es dauerte lange, bis mein Vater sich da aufhielt, wo ich noch vor Kurzem den unterirdischen Kanal sah. Seine Silhouette war im schwachen Gegenlicht deutlich zu erkennen. Auch er zögerte, lief noch ein Stück, blieb stehen, wartete kurz, ging einige Schritte zurück – um dann wieder ein kleines Stück weiter nach vorn zu laufen. Eindeutig vermied er, in den über sich einfallenden Lichtschein zu geraten. Er kämpfte mit sich, noch einige Schritte mehr nach vorn zu wagen. Erneut blieb mein Vater fast regungslos stehen, beugte sich abwechselnd vor und zurück – sah nur einen kurze Momente nach oben, zog sich jedoch dann sehr schnell wieder in den dunklen Teil der

Kanalröhre zurück. Ich verstand nicht, warum er dies so oft wiederholte. Was war da über ihm? Eindeutig versuchte er zu erkunden was sich über seinem Kopf tat, mied jedoch das einfallende Licht. Meine vorherigen Wahrnehmungen waren offensichtlich falsch, sonst würde mein Vater nicht so lange irgendetwas beobachten. Tante Susie glaubte eine Erklärung zu besitzen, für dass was dort so rätselhaft vor sich ging. Leise flüsterte sie mir ins Ohr: »Schrecklich! – da ist sicher ein Kanaldeckel offen, da ist die Mauer – die Grenze!«

Mein Vater, traf nach einer für mich endlos langen Zeit, wieder bei uns ein. Wir steckte unsere Köpfe dicht beieinander – er erzählte uns flüsternd, selbst noch sehr aufgeregt, was er dahinten entdeckte. Sein Bericht übertraf unsere schlimmsten Befürchtungen.

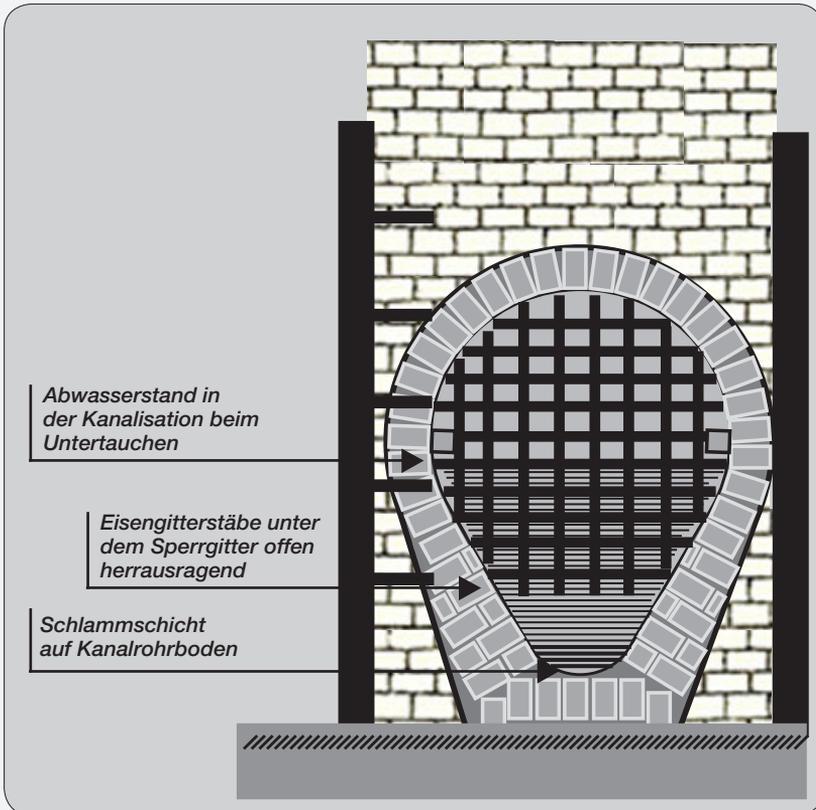
Einen weiteren Kanal gab es nicht. Die Mauer mit den gotisch geformten Bögen, alles was ich vorher deutlich vor mir zu sehen glaubte, war überhaupt nicht vorhanden! Einer rein optischen Täuschung bin ich erlegen, alles nur Trugbilder. Ob der furchtbare Gestank, die vorhandenen Gase oder nachlassende Kräfte meine Wahrnehmungen so drastisch einschränkten – ich kann es heute nicht mehr beurteilen: Es war die erste und einzige Halluzination meines Lebens. Für mich ein einschneidendes Erlebnis, eine vollkommen neue Erkenntnis: Ich sah Dinge, die real nicht vorhanden waren. Die Bauten gab es nur in meinem Kopf, in meiner Phantasie – und doch wirkten sie täuschend echt!

Meinem Vater blieb nicht verborgen, wie meine Kräfte mehr und mehr nachließen. Seit Stunden watete ich durchs Abwasser, meine Füße schmerzten, der Gestank wurde immer unerträglicher. Der unangenehm beißende Geschmack in meiner Mundhöhle ließ sich mit Baldrian nicht mehr wirkungsvoll bekämpfen. Einige Tropfen auf der Zunge reichten nicht, die ausgetrocknete Mundhöhle zu reinigen. Trinkbares hatten wir in der Planung vergessen, dass rächte sich bitter. Meine »Untergangsstimmung«, meine wirre Entdeckung, nahm er mir nicht übel. Ganz im Gegenteil: Er munterte mich auf – wie konnte er auch sonst handeln – es muss weitergehen oder wir geben auf!

Was mein Vater sah, ließ nur den Schluss zu: Unsere Flucht ist gescheitert, das Ende – hier kommen wir nicht mehr weiter. Das Licht fiel durch einen auf der Straße geöffneten Einstiegsschacht in den Abwasserkanal. Über uns war es schon taghell. Wie spät es sei, wusste mein Vater nicht. Seine Armbanduhr war durch eingedrungenes Abwasser stehengeblieben, und somit unbrauchbar.

Die furchtbarste Nachricht folgte noch: Die Kanalröhre durch die wir liefen, war genau unter dem geöffneten Einstiegsschacht mit einem schweren Eisengitter verschlossen! Unser Fluchtweg sei unüberwindbar versperrt. Die Gitterstäbe sind so eng, dass keines unsere Gepäckstücke durchpassen würde. Die Reise in die ersehnte Freiheit schien wohl zu Ende. Eine Welt brach für mich zusammen.

**Ein auf den ersten Blick unüberwindbares,  
schweres Eisengitter, wurde für uns zum Problem.  
Scheitert unser Fluchtversuch ein drittes Mal?**



*Rekonstruktionsversuch der Abwasserkanal-Sperranlage aus meiner Erinnerung.  
Das Sperrgitter bestand teilweise aus zersägten Eisenbahnschienen und  
eingeschweißten daumendicken Eisenstäben.  
Das Gitter wurde so plziert, das von oben aus die Sperranlage tief unten im  
Abwasser-Kanalschacht im Blickfeld eines Grenzbewachters lag.*

Bildquelle: Autorenzeichnung 2013

Welches Risiko sollten noch wir eingehen? Ob unser Unternehmen überhaupt noch Sinn machte, oder besser sei, aus dem offenen Kanalschacht herauszuklettern, um sich den Grenzsoldaten freiwillig zu ergeben. Auch mit Einsatz von Tränengas mussten wir rechnen. Am geöffneten Kanalschacht wurde sicher ein Grenzposten zur Überwachung der unterirdischen Sperranlage abkommandiert, der diese Absperrung Tag und Nacht kontrolliert.

Ratlos standen wir beieinander. Eine einfache Lösung dieser hoffnungslosen Situation gab es nicht. Aus dem Kanalschacht nach oben steigen, aufgeben, um das eigene Leben zu schützen, sich verhaften lassen? Ich dachte wieder an das von mir so gefürchtete Kinderheim: »Papa, hier gehe ich nicht raus!«, »ich will in den Westen, wir müssen alles versuchen!«

In unserer Aktentasche befand sich eine Reihe von Werkzeugen. Doch das massive Sperrgitter aus seiner seitlichen Befestigung herauszubrechen, oder der Versuch es zu zersägen, schloss sich aus. Die Arbeiten daran würden viel zu lange dauern, und der entstandene Arbeitslärm ist viel zu laut um ihn zu überhören. Ein Blick in den Schacht reichte aus, und wir wären den Grenzposten, unten in der Kanalisation, noch vor dem Gitter stehend, hoffnungslos ausgeliefert. Er brauchte nur einige Trittkrampe hinabsteigen, und könnte uns im geradeaus verlaufenden Kanal beschießen – wir hätten keine Möglichkeit uns vor den Gewehrkugeln zu schützen. Selbst ohne Waffengewalt: Einige eingeworfene Tränengasgranaten würden ausreichen den Fluchtversuch abzubrechen.

Mein Vater ließ sich nicht entmutigen. Wir mussten uns in der Nähe des Schachtes außerordentlich vorsichtig verhalten. Ein gefährliches Stück des Weges lag vor uns. Die Bedenken, mit ungewöhnlich veränderten Geräuschen des Abwassers uns zu verraten, wuchs mit jedem Meter, den wir dem Gitter näher kamen. Mit langsamen, vorsichtigen Schritten, um den Klang des abfließenden Wassers nicht zu verändern, liefen wir darauf zu. Das Gepäck ließen wir in dem Schacht zurück, den wir gerade noch zur Pause nutzten. Mit den Händen suchten wir an jedem kleinen Vorsprung den wir entdeckten, sicheren Halt.

Bloß nicht ausrutschen, immer an den Seiten oder an der Kanaldecke über unseren Köpfen festhalten. Unglaublich langsam und übervorsichtig bewegten wir uns auf das Sperrgitter zu. Schmerzen spürte ich keine mehr – mein Körper funktionierte einfach – große Angst trieb mich an. Einige Meter vor dem einfallenden Tageslicht blieben wir, zwangsläufig der Enge wegen, hintereinander stehen. Mein Vater stand vor uns. Minutenlang beobachteten wir, ob über unseren Köpfen, im Schachteingang sich etwas bewegte, und somit ein Schatten sichtbar wurde. Schaute jemand in den Kanal hinein, musste sich die Helligkeit im Kanalschacht verändern. Mein Vater wartete ab, ob in regelmäßigen Abständen ein Grenzposten die Kanalsperre kontrollierte. Eigentlich sollte Tante Susie im

zurückliegenden Einstiegsschacht bei den deponierten Sachen verbleiben. Sie ließ sich nicht davon abbringen, mit nach vorn zum Gitter zu laufen. Ihr Wunsch: Genau wie ich, einmal aus der Finsternis des Abwasserkanals, in einem helleren Stück der Kanalisation sich aufzuhalten. Bewundernswert, wie klaglos sie die bisherigen Strapazen meisterte. Sie stand fast genau so tief im Abwasser wie ich. Während mein Vater die Schachtöffnung beobachtete, nutzte ich die Gelegenheit mich umzusehen. Viele Stunden hatte ich in dieser unwirklichen Umgebung verbracht. Jetzt, wenn auch nur im Halbdunkeln, sah ich zum ersten Mal, in was ich – in was wir eigentlich herumliefen. Ein furchtbarer Anblick! Während mein Vater wegen des über uns geöffneten Kanaldeckels besorgt nach oben sah, nahm ich mir die Zeit, das Abwasser in dem ich bis fast zur Brust stand, eingehend zu betrachten. Die Dreckbrühe auf meinem bisherigen Weg nicht gesehen zu habe – ein glücklicher Umstand. Neben mir schwammen Stücke von menschlichen Exkrementen, sich auflösendes Toilettenpapier, Gemüsereste und nicht weiter definierbare sonstige Küchenabfälle herum. In diesem Schmutz bewegte ich mich seit Stunden. Ich sah meinen Vater an: Sein Gesicht verschmiert mit schwarzem Dreck von den Seitenwänden des Abwasserkanals, sah aus wie die Tarnung eines Soldaten im Krieg. Tante Susie stand meinem Vater im Aussehen um nichts nach. Ihr Anblick genau so furchterregend. Mit ihren Händen hatten sie den schwarzen Dreck der Kanalwand, so wie wir alle, ungewollt im Gesicht verrieben. Unsere Kapuzenjacken waren völlig verschmutzt – wir sahen unbeschreiblich, schrecklich verdreckt aus.

Dicht bei mir stand mein Vater; an ihm vorbei fiel mein Blick auf das vor uns im Kanalverlauf festgemauerte, bis in's Wasser hineinreichende Sperrgitter. Ein sehr entmutigender Anblick. Wie sollten wir da durchkommen? Mein einziger Trost war die Hoffnung: Hinter dem Hindernis musste der »Westen« sein!

Jetzt sah ich es auch: Die Lücken zwischen den Eisenstäben waren so eng bemessen, selbst unser Dokumentenbeutel würde da nicht durchpassen. An den Gitterstäben, verfangen sich in Höhe des Wasserspiegels, jede Menge abstoßender Verschmutzungen, die an den Stäben hängen blieben. Verstopft waren sie nicht, das Wasser floss ungehindert hindurch. Wir standen ratlos und unentschlossen vor dem Sperrgitter, ohne die geringste Idee, wie wir es hinter uns lassen könnten. Der penetrante Geruch in meiner Nase, der Anblick vom unglaublichen Dreck im Kanal, und Tante Susies Aussehen – ein unbändiges Würgegefühl und Ekel stiegen in mir auf. Mein Vater legte seinen vor Dreck starrenden Zeigefinger auf seine Lippen. Wir sollten auf keinen Fall sprechen. Jede Veränderung, welche sich vom Fließgeräusch des Abwassers abhob, konnte uns verraten. Wir befanden uns an einer äußerst kritischen Stelle im Grenzbereich. Bald musste eine Entscheidung fallen, die Zeit drängte. Ich war der Kleinste, und

der ansteigende Wasserspiegel machte mir zu schaffen. Mit Zeichensprache gab mein Vater zu verstehen: Wir müssten versuchen unter dem Gitter durchzutau-chen. Ob wir uns das zutrauten – ohne lange zu überlegen nickten wir zustim-mend. Wie viel Platz unterhalb des Eisengitters zur Verfügung stand, wollte er überprüfen. Die letzte Hoffnung, einen gangbaren Weg für unser Fluchtvorhaben zu finden. Wir sollten abwarten, und ihm nicht zum Sperrgitter folgen. Um sich besser bewegen zu können, zog er seine Kapuzenjacke aus und gab sie mir. Wir sollten langsam bis zum vorher verlassenen Einstiegsschacht zurückgehen. In dieser Zeit wollte eine Möglichkeit finden, das Gitter irgendwie zu überwinden.



**Kanalwächter**

8.11.61 Morgenpost

**Unsere Flucht droht zu scheitern:  
»Eisengitter als Kanalsperre«**

*Eine unterirdisch angelegte Sperranlage, bewacht von Grenzsoldaten müssen wir im Abwasserkanal überwinden.*

Lichteinfall vor dem Sperrgitter

Sperrgitter

Fluchtweg innerhalb des Kanals

Gitter unter der Erde: In der Gleimstraße an der Weddinger Sektorengrenze haben Arbeiter gestern im Ostsektor damit begonnen, auch die Kanalisationsschächte zu verbarrikadieren. Der Vopo-Bewacher darf dabei natürlich auch nicht fehlen.

GASTE IN BERLIN

Bildquelle: Autorenzeichnung 2013  
Zeitungsausschnitt: „Berliner Morgenpost“ Ausgabe vom 8. November 1961

Der Strömung entgegen, liefen wir bis zum Einstiegsschacht zurück, zu unserem an den Trittkramen befestigtem Fluchtgepäck. Das Wasser war weiterhin um einige Zentimeter angestiegen und reichte mir fast bis zur Brust. Es kostete mich sehr viel Kraft, diesen Rückweg zu bewältigen.

Nach langen Minuten stand mein Vater erneut vor dem aufgehellten Schacht. Stets darauf bedacht, nicht in das Blickfeld des Einstiegs zu geraten. Ein einziger unachtsamer Augenblick reichte aus, bemerkt zu werden. Immer wieder sah er kurz nach oben und beobachtet die Schachtöffnung. Wann ist der richtige Moment sich an das Gitter heranzuwagen? Sieht genau in diesem Augenblick ein Grenzposten in den Kanalschacht hinein? Den Entschluss bis kurz vor das Gitter vorzudringen, schob er immer wieder hinaus. Lange Zeit zögerte er sich zu entscheiden. Sorgenvoll sah ich zu, wie er mit sich kämpfte. Irgendwann musste er den hellen Bereich letztendlich betreten.

Unerwartet ertönte wieder das unheimlich grollende »Donnergeräusch«: »Wuu-ummm-wummm!«, »Wuummm-wummm!« Es wiederholte sich in unregelmäßigen, immer kürzeren Abständen. Mein Vater erschrak sich fürchterlich. Wie ein Fuchs in seinen Bau, zog er sich in den von oben nicht einsehbaren Teil des Einstiegsschachtes zurück. Plötzlich ging es sehr schnell: nochmals ein kurzer Blick hin zur Schachtöffnung – nach wenigen Schritten stand er dicht vor dem Sperrgitter. Schon einen kurzen Augenblick später kniete er sich auf den Kanalboden und tauchte mit Gesicht und Oberkörper im verdreckten Abwasser unter. Nach wenigen Sekunden kam er an die Oberfläche. Trotz hektischer Bewegungen hatte sich das Fließgeräusche nicht sonderlich verändert. Rückwärts, fast kriechend erreichte er den nicht einsehbaren Teil des Kanals. Gespannt sah er hoch zum Einstiegsschacht. Die Tauchaktion wurde nicht bemerkt. Langsam richtete er sich auf, das schmutzige Wasser lief ihm aus den Haaren übers Gesicht.

Er lehnte sich an die Seitenwand der Kanalröhre und hielt im Gegenlicht seine Hände demonstrativ über die Wasseroberfläche, um uns etwas anzuzeigen. Mit übereinandergelegten Handflächen deutete er den Abstand an, der für uns ausreichen könnte, das Sperrgitter zu untertauchen. Anders war diese Geste nicht zu verstehen. Ich war überglücklich – wir konnten weiter versuchen, wir mussten nicht aufgeben! Es bestand die Möglichkeit, unseren Weg weiterzugehen!

Mein Vater stand wieder bei uns. Leise flüsternd besprachen wir das weitere Vorgehen. Der Abstand zwischen den Enden der Gitterstäbe und dem Kanalgrund war sehr eng bemessen. Mit den angezogenen Jacken der Schutzanzüge passten wir unter dem Gitter nicht durch. Sie trugen zu sehr auf, und engten noch zusätzlich die Bewegungsfreiheit ein. Obwohl bisher bestens bewährt, mussten wir uns von ihnen trennen. Die Erwachsenen benutzten beim Ausziehen eine der Trittkrampe, um sich daran festzuhalten; bei mir ging es so einigermaßen, ihnen blieb nichts anderes übrig, als sich in das hohe Abwasser hinein zu bücken. Meinem Vater war es egal, er war sowieso schon völlig durchnässt. Ein Problem hatte Tante Susie mit dem dreckigen Abwasser, sie hatte es vorher im aufgehellten Kanalschacht gesehen und ekelte sich vor dem Gedanken, noch tiefer

darin einzutauchen – doch eine andere, bessere Lösung, gab es nicht. Schwierigkeiten bekam ich beim Ausziehen meiner Schutz-Jacke. Der Mantel, den ich darunter trug, hatte sich mit Feuchtigkeit vollgesogen. Die Ärmel ließen sich im engen Schacht nur mit unmöglichen Verrenkungen ausziehen. Um keinen Lärm zu verursachen, durften wir uns nur sehr vorsichtig bewegen, eine zeitraubende Aktion. Das in der Aktentasche vorhandene Werkzeug, und das Bündel mit dem Silberbesteck trugen sehr auf, die Tasche war einfach zu dick. Das Silber sollte zusammen mit den Fotoapparaten im Rucksack mitgenommen werden.

In der Zeit, in der mein Vater sich umzog, wollten Tante Susie und ich dies bewerkstelligen. In meinen Händen hielt ich, die gänzlich im Abwasser untergetauchte Aktentasche fest. Unter Wasser fummelte ich herum und nahm das Besteckbündel heraus, um es an Tante Susie weiterzureichen. Eine unglückliche Drehung von mir, ich rutschte hinterrücks aus. Vor Schreck entglitt mir die offene Aktentasche. Werkzeugteile fielen heraus und versanken auf den Grund des Kanals. Tante Susie fing mich gerade noch auf, ohne den Rucksack und das Silberbesteck zu verlieren. Das Wasser platschte laut auf. Ein furchtbarer Schreck durchfuhr mich: »Das Werkzeug ist weg!« Mit dem Fuß tastete ich auf dem Kanalboden nach der Tasche oder einzelnen Werkzeugen – nichts davon konnte ich in der Dreckbrühe ertasten. Hat uns oben jemand gehört? Starr, unbeweglich, blieben wir stehen und lauschten, ob sich über uns etwas veränderte. Wir mussten den Einstiegsschacht unbedingt verlassen, um nicht doch oberhalb der Kanalanlage gehört zu werden. Mein Vater war über den Verlust der Werkzeuge eher traurig als verärgert. Mir gab er keine Schuld an dem Unglück – es war ein Missgeschick.

Ich sollte mein Briefmarkenalbum zurücklassen. Das kam für mich nicht infrage! Ein erstes Mal weigerte ich mich, muckte auf. Das Album, das einzige Erinnerungsstück aus meinen, in der Wohnung zurückgelassenen Sachen – ich hatte es so lange im Abwasserkanal mitgetragen – darauf wollte ich nicht verzichten. Was mich an diese starrsinnigen Idee festhalten ließ, kann ich nicht erklären. Die gefährliche Lage in der wir uns befanden, blendete ich, um die Briefmarken mitzunehmen einfach aus. Wir entfernten uns vom Einstiegsschacht, und liefen ein Stück weitert in der Kanalröhre. Hier glaubten wir etwas gefahrloser, und leise miteinander beraten zu können. Hinter uns lag ein Schacht mit zurückgelassener Schutzkleidung, vor uns befand sich einer, mit einem vom Tageslicht beleuchteten Sperrgitter. Zwischen diesen beiden besprachen wir unseres weitere Vorgehen. Als Kleinster von uns, sollte ich als Erster unter dem Gitter durchtauchen, und auf Tante Susie warten, die mir als Nächste folgen sollte. Mein Vater käme zu letzt nach. Würde er noch vor dem Gitter entdeckt, wollte er die Grenzposten so lange wie möglich aufhalten, für uns die wir schon hinter dem Gitter waren, Zeit

zu gewinnen. Würden er und Tante Susie gemeinsam entdeckt, sollte ich allein weiter bis zum nächsten Einstiegschacht gehen, und hoffentlich im westlichen Teil Berlins einen Weg an die Oberfläche finden. Meine Tante Tilly in Berlin-Friedenau, würde mich eventuell aufnehmen, oder mir weiterhelfen, dass man mich meines alters wegen, nach Ost-Berlin zurückschickt. Wenigstens mir sollte ein Neuanfang im Westen offen stehen. Ein reiner »Hoffnungsschimmer!«

Um das Sperrgitter zu untertauchen, musste ich mich so flach wie möglich auf den Grund des Kanalbodens pressen. Mit festem Griff an meine Beine und Gesäß wollte mich mein Vater mit einem kräftigen Ruck unter dem Gitter »durchschieben«. Den Rucksack und das Briefmarkenalbum sollte ich währenddessen vor meinem Kopf herhalten. Wenn ich durch sei, würde er den Dokumentenbeutel als nächstes durchdrücken. Tante Susie wollte er genauso wie mich, flach auf dem Boden liegend, durch den Spalt schieben. Wenn er taucht benötigte er meine Mithilfe. Ich sollte an seinen Armen ziehen, falls ihm der notwendige Schwung fehlte, vollständig unter dem Gitter durchzurutschen. Das Vertrauen, welches mein Vater in mich setzte, machte mich stolz und gleichzeitig ängstlich vor dem, was er von mir erwartete. Wäre Hartmut noch bei uns, hätte er als Erwachsener diese Aufgaben übernehmen können, nun musste ich ihn ersetzen.

Da war es wieder, das unbekannte grollende Donnergeräusch: »Wuuuummm-wuummm!«, »Wuuuummm-wuummm!« Wir hatten in den Tagen zuvor russische Panzer nahe der Grenze gesehen. Tief unter der Straße, hier unten im Abwasserkanal kam der schreckliche Gedanke auf: »Über uns herrscht Krieg, die Russen und Amerikaner beschießen sich am »Checkpoint Charlie!« Es donnerte wie Abschüsse von schweren Waffen. Wir waren der festen Überzeugung über uns ist der »Kalte Krieg« in heiße Kampfhandlungen umgeschlagen. Mir fällt es schwer, diesen donnernden Lärm, welchen ich immer öfter mir anhören musste, in Worte zu kleiden. Die Aufregungen, die vielen durchgestandenen Ängste, sie vereinnahmten mich immer mehr. Es viel mir zunehmend schwerer meine Gedanken logisch zusammenzufassen. Ich war der festen Überzeugung, über uns wird geschossen. Wo befanden wir uns überhaupt? Zuverlässige Orientierung war nach so langer Zeit, die wir im dunklen Abwasserkanal zubrachten, nicht möglich. Wir hatten keine Ahnung was sich über uns auf der Straße tat, unter der wir uns befanden. Von oben drangen keine bekannten Geräusche zu uns hinunter. Weder Stimmen, noch Schritte, noch Autoverkehr – nichts zu hören, außer den aus Hausanschlüssen einfließenden Abwässern und diesen furchtbar verhallten Donnergeräuschen. Bis hierhin hatten wir es auf stundenlangem Weg geschafft und nun dieses Hindernis vor uns. Das Sperrgitter zu überwinden war der schwierigste und gefährlichste Teil unseres Fluchtweges. Dass sich dahinter in West-Berlin, befindet, alles endlich vorbei sei, mobilisierte meine Kräfte.

## **Grenzübergang »Checkpoint Charlie«**

*Amerikanische und russische Panzer stehen sich drohend gegenüber.*

*Wir laufen in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober 1961 im Abwasserkanal unter ihnen her.*

*Foto zeigt einen amerikanischen Panzerverband.*



Bildquelle: Aufnahmedatum: 1961 · Landesarchiv Berlin/Sass, Bert – F Rep. 290

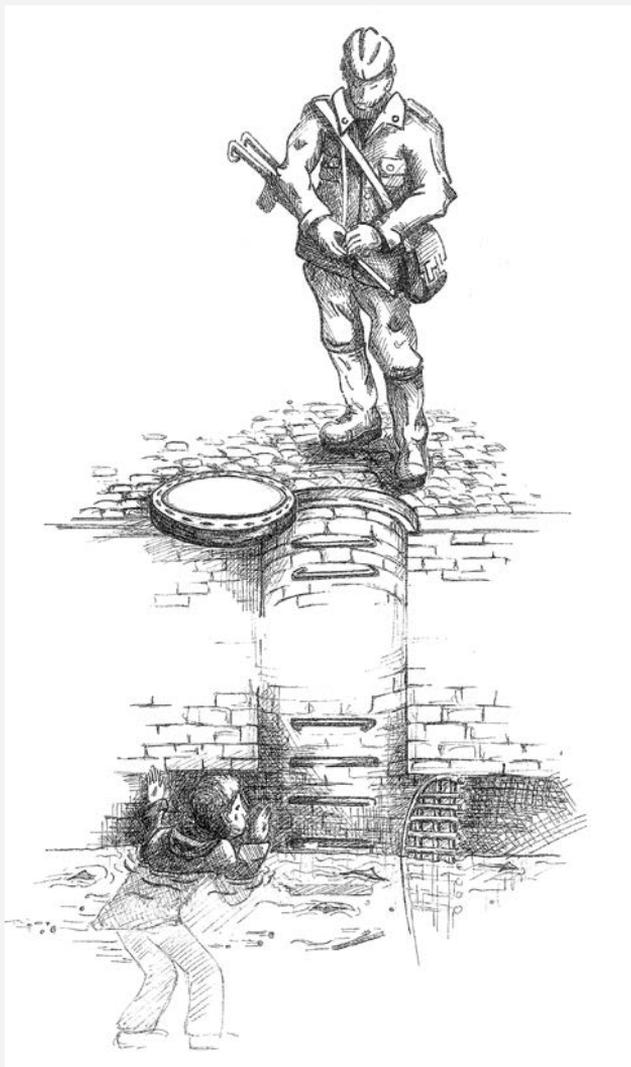
Da noch drunter her, und wir haben es geschafft! Meine Hoffnungen beruhten nur noch darauf, hinter dieses verdammte Sperrgitter zu gelangen. Ich musste mich mit dem Gedanken abfinden mehrmals wieder mit dem Kopf in das stinkende Abwasser einzutauchen. Eine kleine Pause noch, dann wollten wir es wagen. Tante Susie begann vor Aufregung, leicht zu zittern. Uns allen war endgültig bewusst: »Wir gelangen in die Freiheit oder in die Fänge der Stasi«. An diesem Gitter entschied sich alles!

Im Dunkeln des Kanals überprüfte mein Vater unsere wenigen Habseligkeiten die nur noch aus meinem Rucksack, dem Beutel mit den Dokumenten und meinem Briefmarkenalbum bestanden. Der Rucksack war gänzlich durchnässt, das Briefmarkenalbum bisher vom Abwasser verschont. Ich nahm nochmal das Baldrianfläschchen zur Hand und rieb einige Tropfen unter die Nase. Der Gestank des Abwassers steigerte sich – einatmen der stinkenden Kanalluft fiel mir immer schwerer. Um den unangenehm beißenden Geschmack auf der Zunge los zu werden, tröpfelte ich einige Tropfen direkt auf meine Lippen. Der mitgeführte Zucker hatte sich ja leider in meiner Manteltasche völlig aufgelöst, die Watte war total verschmutzt und unbrauchbar.

Langsam wateten wir zum Sperrgitter hin. Die zutreffendere Bezeichnung unserer mühseligen Fortbewegung. Mir reichte das Wasser bis zur Brust. Wie in einem Nichtschwimmerbecken eines Schwimmbades konnte ich mich nur vorsichtig vorwärtsbewegen. Gegen den Druck des fließenden Wassers in meinem Rücken musste ich ankämpfen um auf dem rundlich, glitschigen Kanalboden nicht den Halt zu verlieren. Den Rucksack trug ich um meinen Hals und seitlich über meine linke Schulter. Mit der Hand tastete ich an der Kanalwand entlang und suchte gleichzeitig etwas Halt an den rauen Ziegelsteinen oder den dazwischen befindlichen Fugen. Ein schmaler Rand, in der Stärke eines Ziegelsteins, ragte in Kopfhöhe einige Zentimeter aus dem Kanalmauerwerk heraus. Daran konnte ich mich mit den Fingerspitzen besser festhalten. Ich gewann den Eindruck, dass die Kanalröhre, je mehr wir uns dem Westen näherten, höher wurde, um die vermehrten Wassermassen besser aufzunehmen. In der rechten Hand hielt ich mein Briefmarkenalbum, hoch bis zur Kanaldecke. Immer noch war es nötig, über dem Kopf zur Kontrolle, mit den Händen nach Hindernissen zu fühlen. Einzelheiten ließen sich in der dunklen Kanalröhre noch nicht erkennen. Weit entfernt sahen wir nur einen Lichtpunkt, auf den wir zusteuerten. Vergleichbar wie der Lichteinfall am Ende einer langen Röhre. Wir hatten das Sperrgitter erreicht. Ich sah vor mir das zum Greifen nahe Gitter, mit seinen dicken, im Abwasser verschwindenden Eisenstangen. Voller Angst wagte ich meinem Kopf nur so weit vorzustrecken, bis ich durch den geöffneten Kanalschacht ganz kurz den Himmel sah.

Über mir heller Tag mit einigen Wolken. Keine Vorstellung, welche Uhrzeit wir hatten. Alle unsere Uhren waren defekt. Unschlüssig stand ich da und wartete auf einen sicheren Moment, den es nicht geben konnte, zum Durchtauchen. Zu jeder Sekunde konnte ein Grenzposten einen Blick in den Kanalschacht werfen. Hier spielte nur noch Glück eine Rolle. Ich hatte überlegt abzuwarten, bis sich ein Schatten über uns zeigt; und wenn dieser verschwindet, den Tauchgang zu wagen. Ein Posten würde sicher nicht zweimal direkt hintereinander in den Kanalschacht hineinsehen.

**Ein Grenzsoldat erfüllte »seine Friedens-Pflicht«**



Bildquelle: Antje Odebrecht, Düsseldorf – Oktober 2012

Kein Schatten zeigte sich! Mein Vater trieb mich nicht zur Eile. Ohne Zwang sollte ich selbst den Entschluss fassen, wann der richtige Zeitpunkt angebrochen sei, mich vor das Gitter zu stellen. Wieder und wieder fasste ich mir ein Herz: »Jetzt los!« um dann mutlos abzubrechen. Mein Blick fiel zum wievielten Mal auf das entsetzlich verschmutzte Gitter. Fast sanft floss das Abwasser durch die Zwischenräume der Gitterstäbe. Erneut schockierte mich dieser unwirkliche Anblick: »Da soll ich untertauchen? – was für ein schrecklicher Moment!« Regungslos betrachtete ich den unaufhörlich an mir vorbeifließenden Dreck. Der Anblick steigerte den Ekel. Länger durfte ich nicht mehr abwarten, ohne Gefahr zu laufen mich übergeben zu müssen. Die stickige Luft, der beißende Geschmack auf meiner Zunge – es wurde zu viel für mich. Jetzt – oder nie!

Ich drehte mich zu meinem Vater um, nickte kurz mit meinem Kopf als Zeichen: »Jetzt mach ich's!« Nochmals ein kurzer, prüfender Blick nach oben hin zum Schachteingang – kein Schatten zu erkennen! Mit zwei, drei Schritten erreichte ich das Gitter. Der erste auf der rechten Seite befindliche Eisenstab ließ bis zur Kanalwand einen kleinen Zwischenraum frei. Hier lief der schmale Ziegelsteinrand vorbei und sorgte so für einen schmalen Abstand bis zur Wand. Diesen Rand nutzte ich, um mein Album seitlich an den Stäben vorbeizuschieben, und darauf abzustellen. So blieb es vom Abwasser während des Tauchvorgangs verschont, musste nicht unterhalb des Gitters im Abwasser komplett versinken.

Ohne auch nur einen weiteren Gedanken zu verschwenden, holte ich tief Luft, kniete mich auf den Kanalboden. Über meinem Kopf schlug das dreckige Abwasser zusammen, ich schloss meine Augen. Meinen Rucksack hielt ich zwischen den vorgestreckten Händen. Flach auf dem Bauch liegend spürte ich, selbst durch meine Kleidung hindurch, den schleimigen Dreck. Ich steckte schon zur Hälfte unter den Gitterstäben. Meine rechte Wange presste ich seitlich auf den Kanalboden. Mit einem kräftigen Schub an Gesäß und Beinen, schob mich mein Vater das restliche Stück unter dem Gitter hindurch. Ich spürte, wie mein Gesicht durch den am Boden befindlichen Schlamm glitt. Wie auf Schmierseife rutschte ich über den Boden. Es ging sehr schnell. Zwischen meinen Fingern, mit dem ich krampfhaft den Rucksack festhielt, spürte ich den klebrigen Dreck des Kanalbodens. Als ich aus dem Abwasser auftauchte, wischte ich mit den Händen automatisch durchs Gesicht. Beim Versuch mir das Wasser abzustreifen vertrieb ich den Dreck noch mehr auf Augen und Nase. Ich versuchte vergeblich die dünne Schlammschicht, aus meinem Gesicht zu entfernen.

Ich hatte es geschafft! Jetzt stand ich auf der anderen Seite des Gitters und konnte von oberhalb durch den Schachteinstieg nicht mehr gesehen werden. Schnell entfernte ich das Briefmarkenalbum aus dem Sichtfeld des Gitters. Den Rucksack musste ich auf den Rücken nehmen, es gab keine Gelegenheit ihn an

einer Stelle der Kanalaröhre zu befestigen. Der kleine seitliche Rand war für diesen Zweck viel zu schmal und die Möglichkeit etwas an der Kanalwand anzuhängen gab es nicht. Ein seltsamer Anblick, Tante Susie und meinen Vater, durch die Zwischenräume der Eisenstäbe auf der anderen Seite des Gitters zu sehen. Sie standen mir, nur wenige Meter entfernt gegenüber – und doch trennten uns Welten. Ich fühlte mich schon im Westen und sie hatten den Tauchvorgang noch vor sich. Er hob den Dokumentenbeutel hoch, ein unabgesprochenes Zeichen: Jetzt wird er durchgeschoben! Erneut sein kurzer Blick nach oben – und schon stand er dicht vor mir am Gitter, tauchte unter, und reichte den Beutel durch. Wieder tauchte ich ab, und nahm ihn unterm Wasser entgegen.

Wohin damit, ich benötigte weiterhin freie Hände? Die Trägerschlaufen bestanden aus dünnen Bändern, die konnte ich in eine Ziegelsteinspalte notdürftig ein-klemmen. Der Beutel hing an der Kanalwand, sogar noch ein Stück über dem Wasserspiegel. Das einfallende Licht erleichterte die Situation, da ich um mich herum etwas sehen konnte.

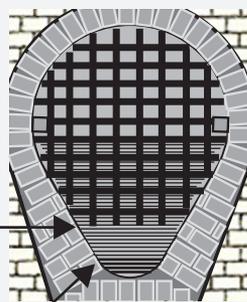
Tante Susie war nun an der Reihe. Sie und mein Vater sahen sorgenvoll nach oben. Für einen kurzen Augenblick stand Tante Susie im hellen Lichtschein, ihr Gesicht über und über mit schwarzen Dreckflecken überzogen – sie sah fürchterlich aus! Viel Zeit zum Nachdenken blieb nicht: Mit einem Mal stand sie vor dem Gitter, streckte ihre beiden Arme vor, holte tief Luft und versank im Abwasser. Mein Vater stand hinter ihr und versuchte, genauso, wie es bei mir gelang, sie mit kräftigem Schwung durchzudrücken.

Etwas stimmte nicht! Sie fuchtelte, immer noch unter Wasser, wild mit den Armen – sie kam nicht an die Wasseroberfläche. Zwischen den Enden der Eisenstäbe lag sie eingeklemmt auf dem Kanalboden. Es ging weder vor noch zurück.

### ***Tante Susie verklemmte sich hoffnungslos im Abwasser.***

*An Enden dieser ins Abwasser ragenden Gitterstäbe verhakte sich Tante Susie mit ihrem Mantelkragen.*

*Schlamm-schicht auf Kanalrohrboden*



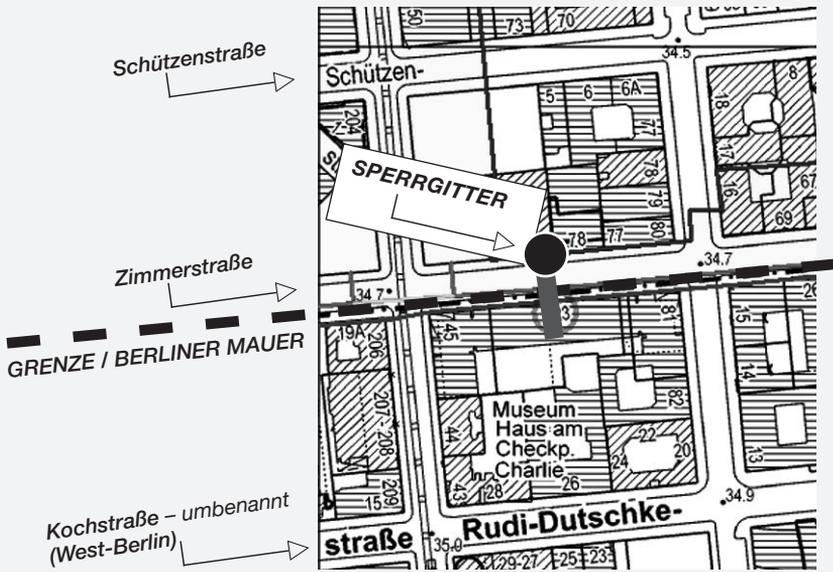
Bildquelle: Autorenzeichnung 2013

Verzweifelt, mit angstvoll verzerrtem Gesicht, bemühte sich mein Vater, sie mithilfe seiner Füße, weiter unter dem Gitter durchzudrücken. Ohne zu zögern holte ich tief Luft, kniete mich vor sie auf den Kanalboden, tauchte unter und fühlte mit geschlossenen Augen nach den unteren Enden der Gitterstäbe. Ihr Mantelkragen hatte sich hochgestellt und in den Eisenstangen verklemmten. Mein Vater presste immer fester gegen ihre Beine und erschwerte es mir ungewollt, den Kragenstoff von den Eisenstäben herunterzudrücken. Ich konnte ihn nicht lautstark auf das Problem aufmerksam machen; Grenzsoldaten könnten das über uns mitbekommen – eine vertrackte Situation. Ohne mein Gesicht aus dem Abwasser zu heben, gab ich mit meinem linken Arm aufgeregt Signale. Mein Vater verstand sofort, und der Druck ließ endlich nach. Ich bekam den Kragenstoff zu fassen und zog ihn von den Eisenstangenenden herunter. Den Kragen hielt ich mit meiner rechten Hand, und mit der linken am Gitter fest. Mit aller Kraft zog und zerzte ich – mein Vater schob von der anderen Seite nach. Mit einem Ruck rutschte sie das letzte Stück auf dem Kanalboden durch. Es dauerte nur wenige Sekunden, die mir wie endlose Minuten vorkamen, bis wir sie aus dieser misslichen Lage endlich befreiten. Wir beide tauchten fast gleichzeitig aus dem Wasser auf. Ich presste ihr meine Hand vor ihren Mund und wollte so verhindern, dass sie einen Schreckenslaut von sich gibt. Was mich zu dieser Überlegung veranlasste, kann ich heute nicht erklären – ich machte es wohl instinktiv. Sie sah mich nur mit großen weiten Augen an und begann zu weinen. Ihr Busen und der aufgerollte Mantelkragen waren Ursache dieser brenzlige Situation. Nur wenige Zentimeter spielten eine entscheidende Rolle über Gelingen oder Scheitern. Mit ihrem zurückgelassenen Schutz-Anzug wäre sie unmöglich unter dem Gitter hindurchgekommen. Nicht auszudenken, wenn sich die angenähte Kapuze zusätzlich verklemmte. Tante Susie drückte mich in der Enge der Röhre an sich, froh alles schadlos überstanden zu haben. Bei der Rettungsaktion war ich vor Aufregung mit dem Rucksack auf meinem Rücken, an den Dokumentenbeutel gestoßen. Wieder eine meiner unglücklich hervorgerufenen Katastrophen: Ich konnte gerade noch sehen wie er auf der Wasseroberfläche, gleich einem aufgeblasenen Luftballon, mit der Strömung in der dunklen Kanalröhre einfach wegschwamm. Alle unsere gemeinsamen Papiere gingen verloren. Meinem Vater waren diese Unterlagen äußerst wichtig. Unser ganzes dokumentiertes Leben, unsere Identität, alles war in diesem extra dicht verpackten Beutel abhandengekommen. Das würde mein Vater nicht so schnell verkraften. Dem Glück, Tante Susie von den Gitterstäben befreit zu haben, stand nun der nicht mehr umkehrbare Dokumentenverlust gegenüber. In diesem Moment war ich sehr traurig, untröstlich über meine Ungeschicklichkeit. Erst verlor ich die Aktentasche mit allen Werkzeugen und nun auch noch den Dokumentenbeutel.

## Unser »ungeplanter« Weg im Abwasserkanal.

Wir befanden uns immer noch im östlichen Grenzbereich, im Todesstreifen, direkt unterhalb der Zimmerstraße.

In der Nähe von Hausnummer 23 befand sich das Sperrgitter.



Quelle: Vektorbestand der Berliner Wasser Betriebe (BWB) Stand Januar 2012).  
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, Abteilung Geoinformation  
Zusätzliche Genehmigung: Berliner Forum für Geschichte und Gegenwart e.V.

Mein Vater hatte bisher den Verlust der Dokumente nicht mitbekommen. Er machte sich bereit für seinen eigenen Tauchgang. Der Kraftakt mit Tante Susie verursachte einigen Lärm. Er ließ einige Zeit verstreichen um abzuwarten ob sich über uns, am Einstieg etwas bewegte – dies war nicht der Fall. Es blieb ruhig, kein Schatten regte sich. Ein kurzes Handzeichen, und schon tauchte er unter das Gitter. Mittlerweile verlor das Abwasser seinen Schrecken. Ich gewöhnte mich daran, in dieser Brühe herumzulaufen. Erneut atmete ich die stinkige Luft tief ein und kniete mich auf den Boden. Ich bekam seinen Arm zu fassen und griff zusätzlich seinen Hosengürtel. Spielend leicht rutschte er auf dem glitschigen Schlamm Boden – wie ein Paket zog ich ihn unter dem Gitter durch. Als wir drei beieinanderstanden, fielen wir uns, so es die Enge zuließ, glücklich in die Arme.

Wir waren hinter dem Sperrgitter – wir hatten es geschafft! Wir glaubten uns endlich im Westen der Stadt zu befinden – was für ein gefährlicher Irrtum!

Meinem Vater standen Freudentränen in den vom Schlamm verschmierten Augen. Kein einziges Wort wagten wir miteinander zu reden. Wir standen beisammen hinter dem Sperrgitter auf der vermeintlich westlichen Seite der Kanalröhre. Ein Grenzposten konnte uns nicht entdecken. Er müsste bis zu uns heruntersteigen, erst dann wären wir für ihn sichtbar.

Nach der grässlichen Tauchaktion, erleichtert diesen schwierigen Teil des Weges hinter uns zu haben, benötigten wir eine Pause. Wir entfernten uns etwa zwei Meter von dem über uns geöffneten Kanalschacht und dem Sperrgitter. Ein kleines Stück des Kanals lag vor uns, von diffusem Tageslicht erhellt. An dieser Stelle durften wir auf keinen Fall, laut miteinander sprechen. Doch die Gelegenheit in einem helleren Stück des Abwasserkanals zu stehen, ließ uns dort noch einen Moment aufhalten. Im Gegenlicht gestikuliert mein Vater heftig mit seinen Händen. Auf diese Art wollte er mit uns kommunizieren. Eine entsprechende Mimik unterstrich seine »Worte«. Seine Freude, dass wir es gemeinsam schafften, das Gitter hinter uns zulassen, die wollte er uns unbedingt mitteilen. Mich lobte er für mein Verhalten, wie ich Tante Susie aus der Verklemmung befreite – und ihr spontan die Hand vor den Mund hielt. Es sah unwirklich komisch aus, die schrecklich verschmutzten Gesichtsmuskeln in seinen Gesichtszügen zu beobachten. Dazu noch die hektischen Bewegungen der Hände. In dem Dämmerlicht ein bizarr wirkendes Taubstummengespräch. Wiederum, wie zur Ermahnung, legte er seinen schwarz verdeckt, erhobenen Zeigefinger an seine überdeutlich zusammengepressten Lippen: »Keinesfalls durften wir untereinander sprechen!« Ich traute mich nicht, seine große Freude, mit der Nachricht über den Verlust des Dokumentenbeutels zu trüben. Dazu fehlte mir der nötige Mut. Eigenartig still war es in der Kanalröhre. Gleichmäßig fließendes Abwasser stieß mit der Strömung gegen die Gitterstäbe und verursachte leicht gurgelnde Geräusche.

Man konnte es zwischen den Eisenteilen hindurchfließen hören. Bei genauem Hinhören drangen einige Umweltgeräusche durch den offenen Schacht bis zu uns hinunter. Wenn ich hier unten, von oben etwas zu hören bekam, dann könnten von uns verursachte Geräusche, auch an die Oberfläche gelangen. Sie würden uns tief unter der Straßenoberfläche verraten.

In dem mir mittlerweile bis über die Brust angestiegenem Abwasser, sah ich im trüben Licht, kleine zerkleinerte Mengen von Fäkalien, Toilettenpapier und sonstigen häuslichen Hinterlassenschaften, direkt auf mich zuschwimmen. Der Dreck bewegte sich in Augenhöhe unaufhaltsam auf mich zu – ich sah keine Möglichkeit ihm auszuweichen, oder zu entrinnen. Vor mir lag nun die Kanalröhre, die uns hoffentlich so weit als möglich in den Westen hinein führt. Nur wenigen Metern

weiter verdunkelte sie sich wieder. Ein kurzer Blick zurück, zeigte lediglich einen nebelig-weißen Lichtfleck – den zurückliegenden, vom Tageslicht erhellten »Gitter-Schacht«. Das Abwasser stieg nun unaufhaltsam. Nach dem Einstieg auf der Charlottenstraße hatten wir zwölf Kanalschächte passiert. Doch befanden wir uns auf sicherem West-Berliner Territorium? Einige Kanaleinstiege müssten wir noch zurücklegen, um nach vorangegangenen Berechnungen im Westen der Stadt an die Oberfläche zu gelangen. Der steigende Wasserspiegel, und eine gefühlte Nähe zur Grenze, trieben uns unaufhaltsam vorwärts.

Nach einiger Zeit erreichten wir den ersten Einstiegsschacht, der sich hinter der Gitterabsperrung befand. Kleine Lichtpunkte strahlten durch die schmalen Ritzen der Schachtabdeckung, zusätzlich abgedunkelt von der darunter befindlichen Blattauffangwanne. Der Lichtschein war schwach und vermochte nicht, den unteren Teil des Schachtes gänzlich aufzuhellen. Meine Augen hatten sich nach langem Aufenthalt, auf die ungewohnten Lichtverhältnisse eingestellt. Selbst den kleinsten Lichtschein nahm ich wahr und konnte sogar Einzelheiten innerhalb des Kanals erkennen. Die Länge der zurückgelegten Wegstrecke zwischen dem Gitter und dem Schacht ließ sich nicht mehr einschätzen. Das hohe Wasser erschwerte mein weiteres Fortkommen. Im Rücken spürte ich Wasserdruck, der mich vorantrieb. Mit eng aneinanderliegenden, kleinen Schritten vorwärts zu gelangen erschwerte das hochstehende Wasser. Etwas schob mich, und ich bremste ab, um nicht den Halt zu verlieren.

Mein Rücken schmerzte. Der Schacht, den wir erreichten, bot mir endlich die Gelegenheit, mich wieder einmal gerade aufzurichten. Der Versuch die Arme hochzuheben scheiterte, an den mit Abwasser vollgesogenen Schulterstücken und Ärmeln, meines Herbstmantels. Die Gliedmaßen hatten sich versteift, meine Arme fühlten sich schwer wie Blei an, nur mit Mühe konnte ich sie anheben. Aus den Ärmeln tropfte mir schmutziges Abwasser in die Augen. Die Lockerungsübungen führte ich bedächtig aus; immer bedacht keinen Lärm zu verursachen. Nach mir nutzten Tante Susie und mein Vater die Gelegenheit, sich einmal richtig zu strecken. Um wie viel heftiger mussten die Gliederschmerzen bei den Erwachsenen sein? Sie bewegten sich nun schon stundenlang, weitaus tiefer als ich heruntergebeugt, durch die niedrige Kanalröhre.

In der dringend benötigten Ruhepause der Erwachsenen, achtete ich auf vorhandene Fahrgeräusche der U-Bahn. Die U-Bahn-Strecke musste sich irgendwo dicht in unserer Nähe befinden. Ohne mein Ohr an die Kanalwand zu legen, hörte ich ganz leise ihr unverwechselbares Fahrgeräusch. Ein gutes Zeichen! Wir näherten uns eindeutig der Friedrichstraße, oder liefen sogar schon unter ihr her. Das Fahrgeräusch stärkte die Zuversicht, uns auf dem richtigen Weg zu befinden. Wir bewegten uns eindeutig in westliche Richtung. Ich sah mit bangem Blicken

nach oben, in den schwach einfallenden Lichtschein, welchen der Kanaldeckel durchließ: Bewegte sich jemand über uns, wird er von einem darüberlaufenden Grenzposten unterbrochen? Hat jemand den etwas schräg in seiner Halterung liegenden Kanaldeckel auf der Charlottenstraße bemerkt? Diese Gedanken beschäftigten ich mich. Absolut nichts tat sich über uns, alles blieb ruhig. Lediglich die überaus lauten, nervenden »Donnergeräusche« hallten immer öfter und bedrohlicher klingend durch die Kanalröhre. Jetzt beichtete ich meinem Vater den Verlust unserer Dokumente. Er war sichtlich verärgert, machte mir jedoch keine Vorwürfe. Es war nicht mehr zu ändern.

Bewohner anliegender Häuser frühstückten oder bereiteten das Mittagessen vor, und verbrauchten dementsprechend mehr Frischwasser. Das in größeren Mengen entstehende Abwasser, ließ den Pegelstand im Kanal noch schneller ansteigen. Wir wateten weiter bis zum nächsten Schachteinstieg. Hier die gleichen Abläufe wie zuvor. Etwas ausruhen, der prüfende Blick nach oben zur Schachtabdeckung, zum Glück mit dem gleichen Ergebnis wie der vorherige. Das Abwasser drückte noch kräftig in meinen Rücken. Auf den Rucksack nahm ich keine Rücksicht mehr, er war ohnehin fast immer im Wasser. Das Briefmarkenalbum trug ich wie einen Schatz über meinem Kopf. Wir beschlossen, uns bei den folgenden Einstiegsschächten, nach einem günstigen für den Ausstieg aus der Kanalisation umzusehen.

Die unheimlichen »Donnergeräusche« dröhnten wieder in meinen Ohren. Der Krawall bereitete mir Angst. Schießen die aufgefahrenen Panzer über mir, die ich ja schon in den Tagen zu vor sah? Führen die Amerikaner mit den Russen am »Checkpoint Charlie« etwa Krieg? Die fahrende U-Bahn sprach dagegen, das macht keinen Sinn! Eine sinnvolle Erklärung, was dieser in kurzen Abständen aufkommende Lärm bedeutet, gab es immer noch nicht.



Nun erreichten wir einen Schacht, bei dem die sonst vorhandene Blattauffangwanne fehlte. Durch im Kanaldeckel eingefügte schmale Schlitzte drang Tageslicht in die Kanalröhre. Dieser Schacht befand sich für unsere Vorstellung immer noch zu dicht an der Grenze. Wir trauten ihm nicht: Warum fehlte dort die Blattauffangwanne? Konnte dieser ein besonders schnell zu öffnender Schachteinstieg innerhalb des Grenzgebietes sein, der den Grenzposten ermöglichte Kanalflüchtlingen den unterirdischen Weg abzuschneiden? Die Versuchung war sehr groß, aber wir wollten uns sicherheitshalber noch weiter in westliche Richtung bewegen. Wir hofften uns schon dicht an der Grenze, kurz vor, im, oder hinterm »Checkpoint Charlie« zu befinden. Sicher waren wir uns nicht.



Um jeden Zweifel auszuräumen, wollten wir noch mindestens drei Kanalschächte weiter laufen, dann glaubten wir uns auf sicherem West-Berliner Gebiet und könnten den Ausstieg aus der Kanalisation wagen. Jeder zusätzlich erreichte, weiter westlich gelegene Einstiegsschacht, bedeutete ein »Mehr« an Sicherheit für uns. Einen so weiten, langen Weg hatten wir zurückgelegt, so sollte es auf einen Kanalschacht mehr, nicht ankommen. Meine Kräfte ließen nach, jeder der kleinen Trippelschritte fiel mir immer schwerer. Dem im Rücken vorantreibenden Wasserdruck, musste ich mich fast entgegenstemmen, um nicht auf dem glitschigen Kanalgrund auszuruhen. Meine Fußgelenke schmerzten und ich verfluchte den runden Kanalgrund.



Das verdreckte Abwasser, in dem ich mich nun seit Stunden bewegte, nahm ich einfach hin. Die Dunkelheit erwies sich als Vorteil: Ich hatte den fließenden Dreck um mich herum nicht ständig im Blickfeld. Die exakte Reihenfolge, die Anzahl der nach dem Sperrgitter folgenden einzelnen Kanalschächte, kann ich nicht ganz genau benennen. Wir ließen den sechzehnten Einstiegsschacht, den ohne eingehangene Blattauffangwanne, hinter uns. Ab dem von uns untertauchten Gitter, übernahm mein Vater die Führung, um einen geeigneten Schacht für den Ausstieg aus der Kanalisation zu finden. Er bemerkte, wie schwer ich mich im hochstehenden Abwasser tat, und befürchtete ich könnte einfach fortgespült werden – er wollte mich in seinem Rücken wissen. Die Kanalaröhre wurde mit dem Gefälle immer höher, um die größere Menge an Abwasser aufzunehmen. Mit leicht gesenktem Kopf konnte ich jetzt fast aufrecht stehen.

Wir erreichten nun den siebzehnten Einstiegsschacht und mein Vater kletterte sofort nach oben bis zum Kanaldeckel hoch. Es fiel ihm nicht leicht – seine Bekleidung war völlig mit Wasser vollgesogen, sie hing schwer an seinem Körper und behinderte den Aufstieg. Ich gab meinen Rucksack an Tante Susie weiter und stellte mein Briefmarkenalbum auf den in der Kanalaröhre befindlichen, kleinen Mauervorsprung und kletterte ein Stück zu ihm nach oben. Das Abwasser aus seiner Kleidung tropfte mir in die Augen. Sein Versuch den schweren Deckel mit seinem Rücken anzuheben scheiterte. Die Blattauffangwanne und der darüber befindliche Kanaldeckel rührten sich keinen Millimeter. Der Schachtdeckel war hoffnungslos festgeklemmt und ließ sich, selbst nach mehreren Versuchen, nicht anheben.

Wir konnten nur versuchen den achtzehnten Schacht zu erreichen und hoffen, wenigstens dieser sei zu öffnen. Als wir dort ankamen, blieben ich und Tante Susie in der Kanalaröhre stehen und mein Vater stieg sogleich an den Trittkrampen hoch. Ich hörte meinen Vater über uns, hoch im Einstiegsschacht, dicht unter der Schmutzauffangwanne, laut um Hilfe rufen, in der Hoffnung jemand könnte ihn hören. Nun verstand ich, warum er riskierte, sich auf der über uns befindlichen Straße, lautstark bemerkbar zu machen. Deutlich waren unterschiedliche Straßengeräusche und Stimmen zu vernehmen. Gesprächsfetzen von Kindergruppen, Erwachsenen, fahrende Autos, stark fließender Straßenverkehr, ließen vermuten: »Wir sind unter einer Straße von West-Berlin.« Mit einem Schlag klärten sich die andauernden sehr lauten »Donnergeräusche«: Autos fuhren mit ihren Rädern über die seitlich der Straße angebrachten Abflüsse, welche in die Kanalisation mündeten. Die viereckigen eisernen Abflussgitter wackelten in ihren Halterungen und jedes einzelne darüber hinwegrollende Rad erzeugte ein lautes metallisches Doppel-Geräusch, das sich in der Kanalisation unglaublich verstärkte. Den gleichen Lärm verursachten auch die mitten auf der Fahrbahn befindlichen

Schachteinstiege mit ihren runden Kanaldeckeln. Seit einiger Zeit sprachen wir zwar leise, jedoch ohne zu flüstern. »Auch der ist verklemmt – wir kommen hier nicht raus, wir müssen noch einen anderen suchen!«, die Verzweigung meines Vaters war unüberhörbar. Er stieg zu uns nach unten in die Kanalröhre. Wieder standen wir drei zusammen auf dem Grund des Kanals. Mein Vater, gestärkt vom Gedanken über uns befände sich eine belebte West-Berliner Straße, entschloss sich, bevor er den neunzehnten Schacht aufsucht, es nochmals im Siebzehnten zu versuchen. Je tiefer wir in den Westen hineinliefen, je mehr verursachte das Gefälle des Kanals, den erhöhten Wasserdruck. So machten wir uns in Richtung Sperrgitter, wieder zurück auf den Weg bis zum siebzehnten Schachteinstieg, wo er sich schon einmal ergebnislos bemühte, den Deckel anzuheben. Er hoffte hier würde seine Hilferufe besser zu hören sein, der Ausstieg befände sich an einer günstigeren Stelle auf der Straße.

### ***Schachteinstieg in die Abwasserkanalisation***

*Solche Schachteinstiege begleiteten uns auf der gesamten unterirdisch zurückgelegten Strecke. Sie boten die einzige Möglichkeit sich in der Abwasserkanalröhre zeitweise aufzurichten.*

*Einsteigschacht von innen.  
1950 - Foto: Richard Perlia  
Inventarnr. F401\_28*



Bildquelle: Berliner Wasserbetriebe, Museum im Wasserwerk.

Nochmals versuchte er den Kanaldeckel und die zugehörige Blattauffangwanne anzuheben – vergeblich wie schon beim ersten Versuch! Auch dieser steckte unlösbar verklemmt in seiner Fassung; bewegte sich keinen Millimeter. Immer wieder drückte mein Vater mit aller Gewalt, erfolglos gegen den Schachtverschluss. Ich bemühte mich erst gar nicht zu ihm hochzuklettern und sah im wenigen Licht, welches über mir in den Einstiegsschacht drang, wie mein Vater voller Verzweiflung sich vergeblich abmühte. Vor Wut, über unsere hoffnungslose Lage, begann er sogar zu weinen. Die Blattauffangwanne schloss sehr dicht an die Schachtwand. Der sehr schmale Spalt zwischen Blech und Mauerwerk ließ noch nicht einmal zu, mit der flachen Hand daran vorbeizugreifen. Jetzt machte sich mit aller Härte der Verlust unserer Werkzeuge bemerkbar. Mit Hammer oder Zange hätten wir das Blech herausbiegen oder herausbrechen können. Ein Versuch wäre es wert, mit unserer Metallsäge die kleinen Haltebleche an der Blattauffangwanne zu zersägen, um an die schmalen Schlitzte des schweren Kanaldeckels zu gelangen. Auch wenn wir ihn nicht hochdrücken könnten, so würde ein durch die Schlitzte gesteckter Schraubendreher als Zeichengeber sicherlich irgendwann von Passanten entdeckt werden. Mit den vor dem Sperrgitter verlorenen Werkzeugen ließen sich die vorhandenen Probleme lösen – nur standen sie nicht zur Verfügung! Mich überkam ein unglaubliches Schuldgefühl – ich fühlte mich dafür verantwortlich, dass wir nicht mehr aus der Kanalisation herauskamen.

Mein Vater zog einen Ledergürtel aus seiner Hose. Mit den Fingern versuchte er, den Gürtel am flachen Blech der Blattauffangwanne vorbei, bis zu den Schlitzten des Kanaldeckels durchzustecken. Ein sich bewegender Hosengürtel, der aus dem Kanaldeckel herausragte, würde doch nicht zu übersehen sein. Der Abstand zwischen den beiden Abdeckungen war zu groß. Der nasse, flach hochgestellte Hosengürtel fiel bei jedem Versuch in sich zusammen, ohne an den Kanaldeckel heranzukommen. Eine ganze Zeit versuchte er sich an diesem Geduldsspiel und gab schließlich entnervt auf. Wir liefen weiter bis zum achtzehnten Schacht.

Mein Vater glaubte die Abstände waren in diesem Einstiegsschacht breiter als in dem vorherigen, in dem er sich gerade noch ergebnislos abmühte. Hier gingen alle seine Versuche in's Leere. Hoffnungslosigkeit breitete sich aus. Wenigstens war es in den Schächten nicht so dunkel. Die Schlitzte ließen etwas Licht durch.

Wir wussten nicht, was wir unternehmen sollten. Noch weiter zurück, in Richtung des Sperrgitters zu laufen, verbot sich von selbst. Der sechzehnte Kanaldeckel erschien uns viel zu dicht an der Grenze. Der siebzehnte und achtzehnte Schacht ließ sich beim besten Willen nicht öffnen. Wir waren auf der westlichen Seite eingesperrt. In der engen Kanalröhre konnten wir nicht beieinanderstehen. Wir mussten uns in verschiedenen Einstiegsschächten aufteilen, bis eine Lösung ge-

funden sei. Tante Susie sollte den Platz hier im siebzehnten Einstiegsschacht, wo wir uns befanden, einnehmen. Mein Vater entschied sich für den achtzehnten Schacht, wo er ausharren wollte. Dort sollte ich, in seiner Nähe bleiben.

Tante Susie wartet ab, bis mein Vater frustriert wieder herunterstieg. Sie tat sich schwer, mit der nassen Bekleidung am Körper, aus dem Abwasser heraus die erste Trittkrampe zu erreichen. Um sie zu entlasten, half ihr mein Vater beim Aufstieg. Einige Meter über dem Abwasserkanalboden, auf den verrosteten, eisernen Trittkrampen sitzend, konnte sie endlich dem tiefen Abwasser entfliehen, und trotz unbequemer Sitzhaltung sich ausruhen. Tapfer hatte sie die vielen Stunden durchgehalten. Nun saß sie auf den obersten kleinen Trittkrampen in Wartestellung, ohne Gewissheit, wann sie den Abwasserkanal verlassen könnte. Erstaunlich, mit welchem Langmut, unendlicher Geduld und Kraft sie die bisherigen Strapazen durchstand. Mein Vater lief nun mit mir erneut bis zum achtzehnten Schacht, in dem wir zusammenbleiben wollten. Tante Susie blieb sich selbst überlassen zurück.

Gerade angekommen, stieg er wieder den Schacht hinauf, um nochmals einen erneuten Versuch, mit seinem Hosengürtel zu starten. Ich blieb unter ihm stehen und bekam mit, wie er über mir fluchend und schimpfend, immer wieder erfolglos mit dem Gürtel hantierte. Es ging einfach nicht – der Gürtel knickte immer wieder um. Er ließ sich nicht bis zur Straßenoberfläche hin durchstecken. Mit lauten Hilferufen versuchte er, auf sich aufmerksam zu machen. So dicht er auch seinen Kopf an die Schmutzwanne hielt, oben auf der Straße wurden diese Rufe vom Verkehrslärm überdeckt. Den ganzen Fluchtweg über hatte sich mein Vater in der Gewalt, doch nun verlor er seine Fassung. Er tobte vor sich hin: »Was soll ich nur machen – was soll ich nur machen?«, »es geht verdammt noch mal nicht, wir kommen hier nicht raus!« Seine Stimme drückte tiefe Verzweiflung aus.

Das Wasser stand mir nun bis zu den Schultern. Ohne ihn zu fragen, machte ich mich auf den Weg, um bis zum neunzehnten Einstiegsschacht zu waten. Ich rief zu ihm hoch: »Papa, ich gehe weiter bis zum Nächsten!« Eine Antwort wartete ich nicht ab, ich wollte nur weiter, endlich einen Ausweg finden, ich fühlte mich mitschuldig, uns in diese Lage gebracht zu haben. Mein größter Wunsch: Im folgenden Schachteinstieg würde sich ein lösbarer Kanaldeckel befinden, aus dem wir endlich rauskämen. Nur einige wenige Meter konnte ich laufen. Den neunzehnten Kanalschacht erreichte ich nicht. Eine überraschende Druckwelle packte mich von hinten; sie schob mich einfach vor sich her. Ich verlor den Boden unter den Füßen, konnte mich nicht mehr halten. Auf dem schmierigen Grund rutschte ich aus und fiel rückwärts ins Abwasser. Im dunklen Teil der Kanalaröhre verlor ich unter Wasser die Orientierung wo oben oder unten ist. Vor Schreck öffnete ich meinen Mund, konnte nicht verhindern, etwas vom ekligen Abwasser

zu schlucken. Impulsiv griff ich an die Seitenwände um mich daran festzuhalten, fand jedoch keine geeignete Stelle. Ein zweites Mal rutschte ich nach hinten weg, meine Füße fanden auf dem verschlammten Grund keinen Halt. Es war unmöglich in der Dunkelheit, ohne etwas zu erkennen, mich irgendwie festzuhalten. Ein drittes Mal rutschte ich aus, und wieder schluckte ich eine Menge Abwasser. Ich spuckte den Dreck aus und schlug wild um mich. An den Seitenwänden nach einer Haltemöglichkeit greifend, bemühte ich mich im Abwasser wieder aufzurichten. Es gelang nicht. Der lange Fluchtweg zehrte meine Kräfte auf, ich kam einfach nicht richtig auf die Beine. Die Abrundung des Kanalbodens, überzogen mit den schleimigen Resten menschlicher Zurücklassungen zeigte sich als unüberwindbares Hindernis wieder aufzustehen. Das Abwasser schwemmte mich einfach weg. Beim dritten oder vierten Versuch bekam ich mit der linken Hand einen in der Seitenwand eingemauerten Ziegelstein zu fassen. Ich hielt mich am schmalen, seitlich angebrachten Rand in der Kanalwand krampfhaft mit beiden Händen fest. Meine nassen Finger rutschten ab, ein Wasserschwall riss mich wieder ein Stück weiter in die Kanalröhre hinein. Ich tauchte erneut unter Wasser, verschluckte mich und bekam einen furchtbaren Husten- und Würgeanfall. Todesangst beschlich mich – ich glaubte zu ertrinken, mich aus dieser hoffnungslosen Lage ohne fremde Hilfe nicht mehr befreien zu können.

Das Gefühl von panischer Angst lässt sich nur schwer beschreiben. Während ich damit kämpfte, aus dem Wasser wieder herauszukommen, rief ich nicht einmal um Hilfe. Die lange Zeit im Kanal, immer darauf bedacht nicht laut zu reden, hinterließ ihre Spuren, ich blieb stumm. Mit den Händen suchte ich verzweifelt den kleinen Seitenrand im Kanalmauerwerk. Mit viel Glück bekam ich ihn zu fassen und hielt mich krampfhaft daran fest.

Das verschluckte Abwasser hustete und spuckte ich voller Ekel aus. An dieser Stelle in der Kanalröhre konnte ich nicht bleiben, das Wasser stand entschieden zu hoch und stieg immer noch. Langsam, Stück für Stück, begann ich mich an der schmalen Steinkante zurückzuhangeln. Eigenartigerweise ließ der Druck des entgegenkommenden Abwassers nach. Mein Vater hatte von meinem Unglück etwas mitbekommen, die lauten, von mir verursachten Wassergeräusche, drangen bis zu ihm durch. Er war aus seinem Einstiegsschacht nach unten geklettert, kam mir entgegen und hielt mich fest. Wir beide standen zusammengedrängt in seinem Schacht und er benötigte einige Zeit mich zu beruhigen.

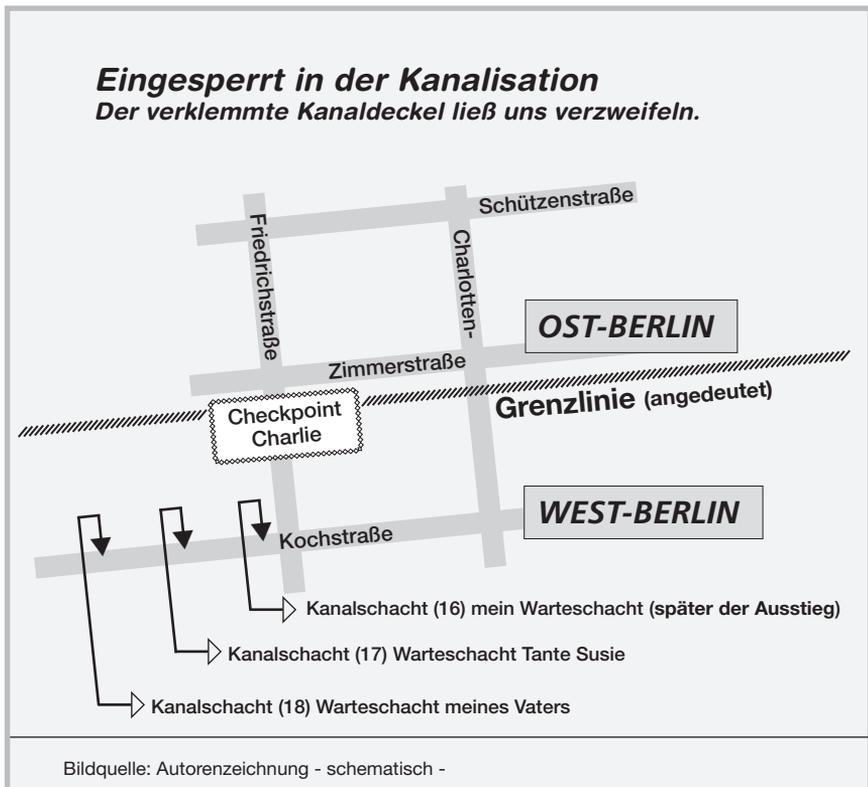
Jetzt noch weiter in der Kanalröhre bis zum neunzehnten oder zwanzigsten Schachteinstieg zu laufen, verbot der hohe Wasserstand. Selbst die Erwachsenen wären auf diesem Weg gescheitert. Tante Susie hätte mit den gleichen Problemen zu kämpfen, wie ich sie eben noch überstand. Mein Vater brachte mich zurück bis zum sechzehnten Schacht, den mit fehlender Schmutzwanne,

welchen ich schon kannte. Ohne Hilfe, schaffte ich allein die Trittkrampen hochzuklettern. Die Schmutzwanne fehlte, dort war mehr Licht, und die Schlitzeliefern erheblich mehr Frischluft in den Schacht.

Jeder von uns sollte in getrennten Einstiegsschächten abwarten, bis sich das Wasser in der Kanalröhre absenkte. Eine andere Überlegung: Warten bis in den Abend und hoffen nach abflauendem Verkehr, könnten wir uns besser bemerkbar machen. Wir saßen in der Kanalisation fest, hatten alle unsere Papiere und Werkzeuge verloren, weder etwas zum Essen noch zum Trinken. Kein vernünftiger Platz bot sich zum Ausruhen an. In den Einstiegsschächten konnten wir aufrecht stehen, soweit das tiefe Wasser es zuließ. Hinsetzen war nur auf den Trittkrampen möglich. Dazu war es nötig sich mit den Beinen in der Röhre des Einstiegsschachtes so gut es ging festzuklemmen. Auf keinen Fall durften wir auf den Trittkrampen sitzend einschlafen, das hätte einen meterhohen Sturz in die Abwasserkanalröhre zur Folge. Eine erbärmliche Lage, in der wir uns befanden. Ich hatte meinem Vater angekündigt: »Nie wieder werde ich durch das Gitter zurück in den Osten tauchen!«



Jetzt saß ich, auf den oberen Krampen, im sechzehnten Einstiegsschacht. Diesen wollte mein Vater wegen der Nähe zu den Grenzanlagen nicht als Ausstieg nutzen. Erstaunlich viel Licht drang in den Schacht und erhellte das tief unter meinen angewinkelten Beinen durchfließende Abwasser. Entfernte, leise Gesprächsfetzen drangen an mein Ohr. Es war nicht herauszuhören, ob diese aus Ost-Berlin mit dem Wind herüberwehten oder aus West-Berlin stammen. Die Luft über mir war frischer als tief unten in der Kanalanlage. Mit Baldrian verdrängte ich den furchtbaren Geschmack in meinem Mund. Zwischendurch donnerte es mal wieder in der Kanalaröhre. Da ich die Ursache kannte, berührte der Krach mich nicht mehr. Wie auf einer Perlenkette gezogen saßen wir hintereinander in den Einstiegsschächten und warteten – auf was eigentlich? Im Abwasser war mir nicht sonderlich kalt. Doch in völlig durchnässter Kleidung regungslos auf den Trittkrampen sitzend, begann ich zu frieren, es zog sogar ein wenig.



Die Einstiegsschächte, in denen wir zwangsläufig verharrten, lagen hintereinander. Ich versuchte durch verhaltenes Rufen, Kontakt zu Tante Susie herzustellen. Sie hörte mich tatsächlich und gab mir Antwort. Sie versuchte meinen Vater zu erreichen, es gelang ihr. Sprach sie ihn an, bekam ich das mit, konnte aber nicht mehr hören, wenn er ihr antwortete, er war von mir zu weit entfernt. Das Abwasser floss ohne Wellenbewegung, mit an der Oberfläche schwimmenden Dreck unter mir her. Nun verfügte ich über ausreichend Zeit, mehr noch als beim zögerlichen Warten am Sperrgitter, diese stinkende Brühe seelenruhig zu betrachten. Unglaublich, was da vorbei schwamm. Alles, was scheinbar durch einen Küchenabfluss oder die Toilette passte, wurde vom Abwasser davongetragen. Eine ganze Zeit sah ich mir diesen Dreck an.

Ich traute meinen Augen nicht: Unter mir zog, nach Stunden, wie ein aufgebläser Luftballon der Dokumentenbeutel vorbei! Er schwamm auf der Wasseroberfläche, lediglich die Trageschlaufen, hatten sich in einer ausgewaschenen Fuge zwischen den Mauersteinen verfangen und den Beutel abgebremst. Mit unglaublicher Geschwindigkeit hangelte ich mich an den Trittkramen herunter, und ließ mich den Rest bis zur Kanalaröhre einfach hinunterfallen. Bevor ich im Abwasser wieder untertauchte, bekam ich den Beutel zu greifen.

Was für ein unwahrscheinliches Glück! Es glich einem Wunder, dass er genau in dem Moment vorbei schwamm, in dem ich mir aus lauter Langeweile das durchfließende Abwasser so genau ansah. Noch unten im Wasser stehend gab ich diese »Wundermitteilung« an Tante Susie weiter, die sie sofort meinen Vater mitteilte. Den Dokumentenbeutel knotete ich an einer unteren Trittkrampe fest. Der sollte nicht nochmals verloren gehen! Wieder kletterte ich im Schacht nach oben und versuchte so gut es ging, mich hinzusetzen. Oft würde ich mit vollgesogener Kleidung nicht mehr auf und ab klettern können. Dazu fehlte mir die Kraft.

Es vergingen endlose Minuten, oder sogar Stunden? Mein Zeitgefühl war schon lange verloren. Lediglich das wenig einfallende Tageslicht ließ einen vagen Rückschluss auf die Uhrzeit zu. Aufgrund der Straßengeräusche musste Vormittag sein. Vorher hörte ich Schulkinder, die nun nicht mehr unterwegs waren.

Mir wurde immer kälter, mein Gesäß schmerzte vom Sitzen auf den Trittkramen. Mein Kreuz schmerzte durch die unmögliche, verdrehte Sitzhaltung. Die Füße verkrampften sich und die Fußgelenke schmerzten auch.

Unten im Kanal konnte ich mich nicht lange aufhalten, das Abwasser stand zu hoch. Auf den Trittkramen könnte ich es auch nicht mehr lange ausharren. Wie sollte es weitergehen, wenn ich keine Kraft mehr besäße, mich oberhalb des Wassers aufzuhalten. Wo sollte ich dann hin? Überall war das verfluchte Abwasser. Den Gestank vermochte ich bisher mit Baldrian zu übertünchen – doch auf einmal konnte ich ihn nicht mehr ertragen. Die kleine Flasche war leer. Obwohl

ich seit vielen Stunden nichts zu Trinken hatte, musste ich ganz dringend meine Blase entleeren. Ich schämte mich, von oben, auf den Krampen sitzend in den Kanal hinein zu urinieren. Die Hose unter meinem Mantel bekam ich nicht ausgezogen. In der vom Wasser total durchnässten Bekleidung klemmten die Knöpfe in den Knopflöchern fest. Die Knöchel meiner linken Hand, zerschunden vom Abtasten der Seitenwände der Kanalaröhre schmerzten zusätzlich. Mit unglaublicher Kraft hatte ich mich mit beiden Händen am schmalen Mauervorsprung den weiten Weg zurückgehangelte – meine Finger, meine Hände waren kraftlos und verkrampft. Ich kletterte wieder nach unten und stellte mich ins Abwasser und urinierte. Als die warme Körperflüssigkeit an meinen Beinen spürbar hinunter in das Abwasser, in dem ich fast bis zum Hals stand, herunterlief, gingen mir die Nerven durch. In diesem unwürdigen Moment brach ich innerlich zusammen: »Ich stehe hier im Dreck und mache mir in die Hose!« Meine Selbstachtung kam mir abhanden – ich kam mir unglaublich würdelos, schmutzig vor. Raus! Nur raus, aus diesem entsetzlichen Kanal. Ich wollte nicht mehr – ich konnte nicht mehr! Das Wasser war inzwischen ein wenig abgesunken. Wie lange sollte ich denn noch warten, um dieser Falle zu entrinnen? Mit dem Mut der Verzweiflung kletterte ich im Einstiegsschacht so hoch es ging. Ich konnte mich nicht mehr beruhigen und weinte bitterlich. Mir liefen die Tränen, vor Angst, Wut, Müdigkeit aus den verdreckten Augen. Durch die Ritzen des Deckels sah ich in den Himmel über mir. Meine Augen drückte ich so fest es ging an eine Schlitzöffnung, um mehr sehen zu können, aber ohne nennenswerten Erfolg. Der steile Blickwinkel ließ nur die Sicht nach oben zu. Beim Versuch, von der deutlich besseren Luft über mir einige Atemzüge zu genießen, glaubte ich laut lachende Kinder zu hören. Dieses Stimmengewirr konnte nicht aus Ost-Berliner Grenzgebiet stammen! Schon gar nicht vom »Checkpoint Charlie«. Da konnte Kinderlärm nicht herkommen. Der Wind hatte sich vielleicht gedreht und nun drang umgebungsnahe Straßenlärm zu uns. Dieser Schacht müsste, entgegen unserer ersten Vermutung doch von einer West-Berliner Straße herrühren.

Auf einmal war mir alles egal – ich riskierte es: Mit meinem Rücken drückte ich vorsichtig gegen den über mir befindlichen Kanaldeckel. Er bewegte sich! Ein weiterer Versuch bestätigte nochmals: Dieser Kanaldeckel ist lose und lässt sich rausheben. Nur ganz wenig hob ich ihn nochmals hoch, nur um sicher zu sein: Der sitzt nicht verklemmt in seiner Fassung. Vor Freude liefen mir hemmungslos die Tränen. So schnell ich konnte, kletterte ich wieder nach unten in die Kanalaröhre, um Tante Susie, die freudige Mitteilung zu übermitteln. Vor Aufregung und immer noch von Weinkrämpfen geschüttelt, konnte ich nur mit Mühe, ihr den Erfolg meiner Versuche zurufen. Sie übergab meinem Vater im nächsten Einstiegsschacht die Nachricht. Seine Antwort konnte ich aufgrund der Entfernung bis

zu mir, nicht hören. Tante Susie rief, es klang wie ein Befehl meines Vaters, jetzt wieder in meine Richtung: »Nicht aufmachen! – bloß nicht hochheben!« Mein Vater machte sich, wegen meiner unbeherrschten Ungeduld, große Sorge, ich könnte den Kanaldeckel gänzlich hochheben und ein Auto würde ihn in diesem Moment überfahren. Der plötzliche Druck auf Kanaldeckel und meinem Rücken hätte unweigerlich, schwere Verletzungen zur Folge. Eine noch größere Gefahr drohte: Unter dem angehobenen Deckel steckte ich beide Arme durch, um mich auf der Straßenoberfläche festzuhalten; ein Auto fährt darüber und amputiert mir, vergleichbar einer Blechstanze, Hände oder beide Arme. Das Gewicht des Autos hätte den Deckel wieder in seine ursprüngliche Fassung zurückgedrückt und meine abgetrennten Gliedmaßen lägen oberhalb des Kanaleinstiegs auf der Fahrbahn. Eine schreckliche Vorstellung, doch ohne seine unmissverständliche Warnung hätte ich nie daran gedacht, welche Folgen meine Ungeduld nach sich ziehen könnte. Dieser Gefahr war ich mir nicht bewusst.

Bis zum Hals im Abwasser stehend, wartete ich ungeduldig, bis er endlich bei mir eintraf. Tante Susie begleitete ihn. In dem Einstiegsschacht, in dem sie sich aufhielt, befand sich der Rucksack und das Briefmarkenalbum. Mein Vater vergaß in seiner Aufregung, die Sachen mitzunehmen. Mit der wiederholten Mahnung: »Bloß nicht aufmachen!« machte er sich noch mal auf den Weg zurück, um sie nachzuholen. Die Erwartung, aus dieser Falle endlich zu entkommen mobilisierte alle meine restlichen Kräfte.

Nach geraumer Zeit traf mein Vater wieder ein. Er stieg nach oben und lauschte nach den Straßengeräuschen – gab sich einen Ruck und drückte mit seinem Rücken gegen den Kanaldeckel. Er hob ihn immer nur ein kleines Stück mehrmals an. Durch Auf- und Abwärtsbewegung des Kanaldeckels entstanden wippende Winksignale auf der Straßenoberfläche; auf der Fahrbahn. Die Bedenken wir befänden uns zu dicht an der Grenze bestanden immer noch – für mich zählte nur: »Es ging weiter, eine Entscheidung wurde getroffen, ein Ende ist in Sicht.« Völlig ausgebrannt, entmutigt und unendlich müde nur die Hoffnung: »Wir sind in West-Berlin angekommen!« Ich konnte kaum erwarten, bis dieser Deckel über mir geöffnet wurde. Über unseren Köpfen ertönten Autohupen und durchdringendes Kreischen, notgebremster Fahrzeugreifen. Autofahrer hatten die von meinem Vater gegebenen Warnzeichen auf der Fahrbahn erkannt. Vorsichtig drückte er den Kanaldeckel ein Stück höher aus seiner Halterung.

Jetzt ging alles sehr schnell: Passanten griffen beherzt zu und holten den Kanaldeckel aus der Halterung. Durch die Öffnung drang mit einem Schlag volles Tageslicht zu uns nach unten. Die erstaunten Gesichter, die in den Abwasserkanal hinunter sahen, stammten nicht von uniformierten Grenzsoldaten.

Erwartungsvoll sah ich nach oben, aus der Kleidung meines Vaters tropften mir die Wasserreste ins Gesicht. Die unnötig erscheinende Frage meines Vaters: »Sind wir im Westen?!« wurde über mir umgehend beantwortet: »Na klar!, komm raus – komm raus!« Mein Vater: »Das geht nicht, ich habe noch eine Frau und mein Kind dabei!«

Er stieg wieder nach unten in die Kanalaröhre und ließ mich vor ihm aufsteigen. Ich kam die Trittkrampen nicht mehr hoch. Er schob mich förmlich nach oben. Das einfallende Licht blendete mich. Ich sah über mir erstaunte Gesichter: »Da ist ja noch ein kleiner Junge!« Um mich herum hörte ich ein Durcheinander von Stimmengewirr und Wortfetzen. Als ich meinen Kopf ein Stück über die Straßenoberfläche anhub, fiel mein Blick auf das nur wenige Zentimeter vor meinem Gesicht vorhandene Autokennzeichen. Auf weißen Untergrund, aufgedruckt mit schwarzer Schrift, sah ich das erlösende »B-«, der Buchstabe für West-Berlin direkt vor meinen Augen. Ein unglaubliches Glücksgefühl überkam mich. Ungezählte starke Hände griffen unter meine Achseln und zogen mich mit einem Ruck aus dem Einstiegsschacht. Es ging unglaublich schnell, und ich konnte das Fahrzeug, zu dem das West-Berliner Autokennzeichen gehörte, in seiner vollen Größe sehen: Direkt vor mir stand ein großer, weißer Krankenwagen!

**Meine erste Begegnung  
in West-Berlin:  
Ein Krankenwagen!**



Bildquelle: Antje Odebrecht, Düsseldorf – Oktober 2012

Wir hatten es geschafft. Ich war in West-Berlin und stand auf einer Stelle, die ich noch vor Monaten mit einem langen Spaziergang von zuhause aus, zu Fuß, oder mit der U-Bahn, ohne Anstrengung erreichen konnte. Nun war es von Nöten eine solche Tortur durchzumachen, nur um bis hierhin zu gelangen. Wir waren angekommen – nur zurück, das war nicht mehr möglich!

### ***Unser Kanalausstieg mitten auf der Straße.***

*Auf der Kreuzung Kochstraße/  
Ecke Friedrichstraße, hinter  
dem Ausländerübergang  
»Checkpoint Charlie« auf  
West-Berliner Stadtgebiet,  
befand sich der Ausstiegsschacht  
mitten auf der Fahrbahn.*



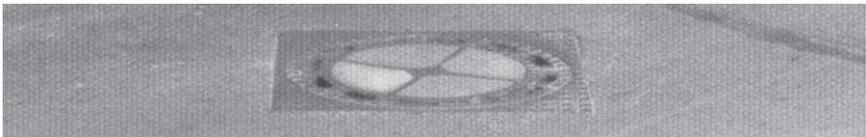
Bildquelle: Autorenfoto - nur einzige vorhandene Fotokopie von Originalaufnahme



## **5. Kapitel**

***Ein neues Leben beginnt in West-Berlin***

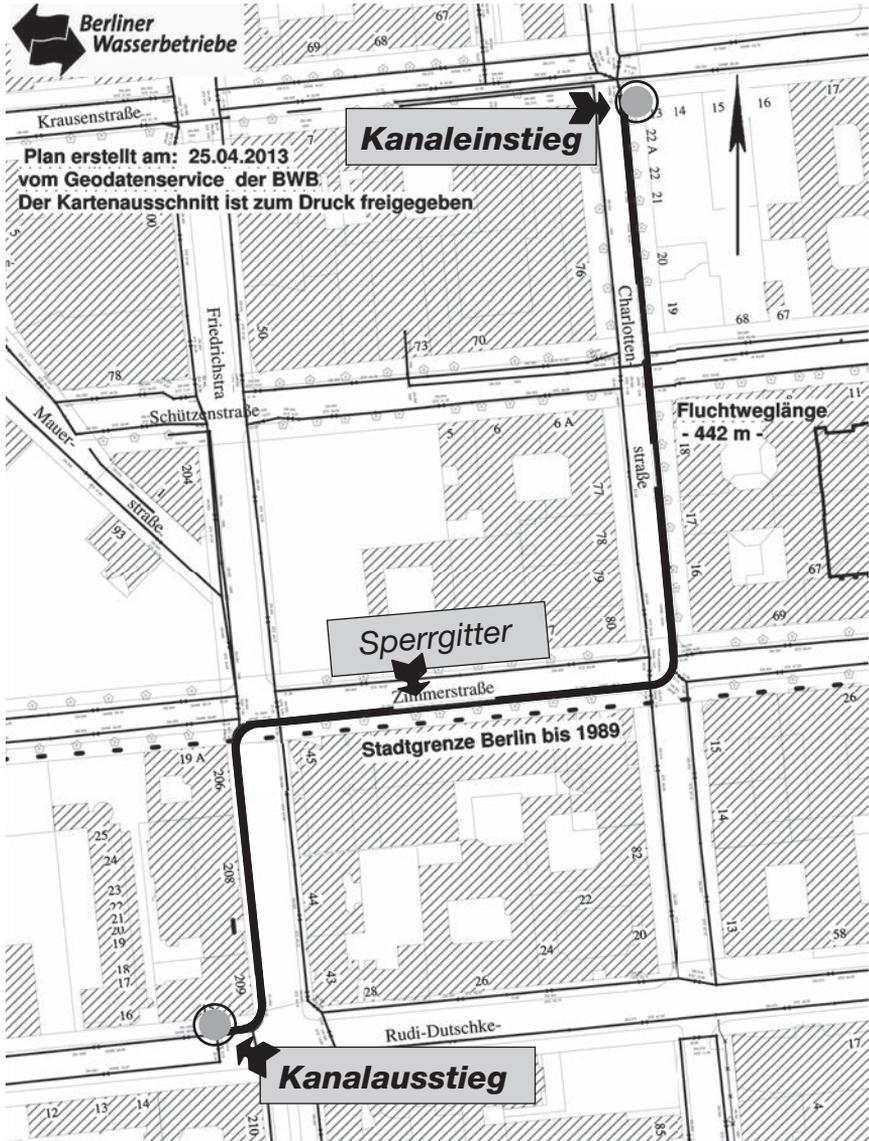
Meine ersten Schritte im »Westen«  
Im Notaufnahmelager Berlin-Marienfelde  
Ausfliegen nach West-Deutschland





# Ein neues Leben beginnt in West-Berlin

Meine ersten Schritte im »Westen«



Bildquelle/Kartenmaterial: Geodatenservice der BWB (Berliner Wasserbetriebe)

Auf schwachen Beinen stand ich nun neben dem offenen Schachteinstieg mitten auf der Kreuzung Kochstraße/Friedrichstraße. Heller Tag – frische Luft – wir hatten es geschafft! Aus meiner Kleidung tropfte das Abwasser auf die Straße und bildete einen stinkenden Wasserfleck unter meinen Füßen. Aus dem Schachteinstieg kletterte nun Tante Susie an die Oberfläche. Mein Vater musste auch ihr helfen, aus dem Kanal hochzusteigen. Ihr Gesicht von durchgestandenen Strapazen gezeichnet, vollkommen verdeckt, ihre nassen, schmutzigen Haare hingen wirr herunter; sie sah einfach grässlich aus. So muss ich auch ausgesehen haben. Erstaunte Passanten beobachteten unseren Weg aus der Kanalisation. Aus dem Kanaleinstieg reichte mir mein Vater den Dokumentenbeutel, den Rucksack und mein Briefmarkenalbum nach oben. Endlich stand er neben mir auf der Fahrbahn. Wir Drei fielen uns, über und über verdeckt, glücklich in die Arme – nun begriff ich allmählich: »Es ist vorbei – wir haben es geschafft!« Mein Vater war nicht wiederzuerkennen; mit schwarzem, schmierigen Dreck von den Kanalwänden, in seinem Gesicht verteilt, sah er mich, mit Tränen der Freude in den Augen, krampfhaft lächelnd, an. Mit Resten von Fäkalien, mit Abwasserdreck besudelt und übel stinkend, standen wir beieinander und gaben ein bemitleidenswertes Bild des Jammers ab. Auf der Straße bildeten sich unter unseren Füßen kleine Abwasserlachen.

Mir schräg gegenüber, sah ich ein freigeräumtes Trümmergrundstück. Wankend lief ich darauf zu und öffnete den Knoten meines blauen »Pionierhalstuchs« nahm es ab, und warf es mit den Worten: »Weg mit dem Scheißding!« wütend auf den Boden. Auf dem gesamten Fluchtweg hatte ich dieses Zeichen der Zugehörigkeit zur »DDR-Jugendorganisation« um meinen Hals durchs Abwasser getragen. Auf dem Weg zu unserem Fluchtversteck wollte ich als ein staatstreuer Jugendlicher wirken, nun musste ich es schnellstens wieder loswerden.

Während ich am Halstuch den nassen »Pionierknoten« mühsam öffnete, hörte ich hinter mir einen Passanten: »Da hattet ihr aber Glück – nur einen Deckel weiter zurück und ihr wärt mitten im Todesstreifen rausgekommen!« Um uns herum versammelte sich eine immer größer werdende Menschenmenge. Ob zufällig oder gezielt: mit ihren Körpern verdeckten West-Berliner Passanten die Sicht zum naheliegenden Grenzübergang. Grenzsoldaten auf Ost-Berliner Seite konnten so nicht direkt erkennen, was auf der Kochstraße vorging. Der vorhandene Krankenwagen, die Menschenmenge auf der Straße ließ einen Verkehrsunfall vermuten, sicherlich nicht das gelungene Ende einer Flucht durch den Abwasserkanal. Unsere gewählte Fluchtroute sollte nicht gleich bekannt werden. Die West-Berliner Passanten halfen dadurch, diesen Fluchtweg so lange wie möglich für andere Fluchtwillige zu erhalten. Der Kanaldeckel wurde zurück in seine Halterung geschoben. Nichts deutete auf das tatsächliche Geschehen mehr hin.

**Meine ersten Schritte nach der Flucht in West-Berlin.**



*Oben:  
Die Kreuzung  
Friedrichstraße/  
Ecke Kochstraße,  
auf der unsere Flucht ein  
glückliches Ende fand.*

*Mitte links:  
Der Kanalausstieg  
am Schluss unsere Weges.*



*Unten links:  
Teil der Zimmerstraße  
unter der wir ein langes  
Stück im Abwasserkanal  
herliefen. Dort befand sich  
das unterirdische, eiserne  
Sperrgitter.*

*Hätten wir direkt nach dem  
Sperrgitter den Kanal verlas-  
sen, liefen wir Gefahr, im  
Todesstreifen der Grenze,  
an die Oberfläche zu gelan-  
gen und dort von Grenzpos-  
ten verhaftet zu werden.*

Bildquelle: Autorenfotografie ca. 1971.

Ein leichter Schwächeanfall überkam mich. Neben mir stand ein Mitglied der Krankenwagenbesatzung und bewahrte mich davor, auf der Straße zusammenzubrechen. Er zog mich die wenigen Meter zurück zum Krankenwagen und legte mich auf eine weiße, saubere Krankentrage. Ich wollte wieder aufstehen, um die Trage mit meiner verdreckten Kleidung nicht zu beschmutzen: »So dreckig kann ich mich doch nicht da rauflegen?!« Fast gewaltsam hinderte er mich daran, aufzustehen. Ich schämte mich, so stinkend auf der Trage liegend, in den sauberen Krankenwagen geschoben zu werden. Alle meine noch restlich vorhandenen Kräfte verließen mich, mir wurde schwarz vor Augen, ich fiel in Ohnmacht.

### ***Chronologischer Zeitablauf von Anfang bis Ende unseres Fluchtunternehmens.***

***Vom Fluchtbeginn an, bis zum glücklichen Ende, war ich fast  
29 Stunden ununterbrochen auf den Beinen.***

***Das persönliche Zeitfenster der Flucht:***

*Mittwoch gegen 6.30 Uhr morgens:*

*Aufstehen, auf den Weg in die Schule begeben.*

*Schulunterricht bis zum frühen Nachmittag, furchtbarer Streit mit  
meinem Russisch-Lehrer.*

*Mittwoch gegen 19.00 Uhr:*

*letztmalig die Wohnung verlassen – dann auf dem Weg zum Fluchtversteck.  
Dort stundenlanges Abwarten bis zum Einstieg in den Abwasserkanal.*

*Donnerstag früh, morgens gegen 03.30 Uhr:*

*Einstieg in die Abwasser-Kanalisation.*

*Nach acht Stunden Aufenthalt im Abwasser, am Donnerstag,  
mittags gegen 11.30 Uhr, die Kanalisation endlich verlassen.*

*Für den Fluchtweg in der Kanalisation benötigten wir ca. acht Stunden  
vom Einstieg in Ost-Berlin, Charlottenstraße/Ecke Krausenstraße, bis zum Aus-  
stieg in West-Berlin, auf der Kochstraße/Ecke Friedrichstraße.*

*In dieser Zeit verfügte ich weder über Essen noch Trinken.*

***Die schrecklichsten Stunden meines jungen Lebens, mit erfolgreichem  
Abschluss unseres Fluchtunternehmens.***

Während ich im Krankenwagen lag, lief eine ältere Dame aus einer Kneipe oder einem Kiosk, zu uns herüber und drückte meinem Vater, mit den Worten: »Hier habt ihr etwas Geld für den Anfang«, in seine noch nassen, vollkommen verdreckten Hände, einhundert West-Mark. Unser erstes Startkapital für ein neues Leben im freien Teil Deutschlands. Mein Vater war, von dieser herzlichen Geste

überrascht, konnte es gar nicht fassen. Der Krankenwagen brachte uns direkt zu einer für die Kochstraße zuständigen Polizeistation. Von der Fahrt dorthin bekam ich nicht viel mit. Von meiner Ohnmacht erlöst, war ich nach wenigen Minuten sofort wieder eingeschlafen. Mein Vater weckte mich und wir standen vor dem Eingang einer Polizeiwache. Ich glaube, wir mussten einige Treppenstufen bis in die erste Etage des Hauses steigen. Vor dem Eingang zum Wachraum standen wir in einem größeren Flur. Die diensthabenden Polizisten sahen uns entgeistert an. Sie waren von unserer Ankunft nicht informiert, und sahen vollkommen unvorbereitet, drei grässlich verschmutzte und unglaublich übel riechende Personen vor sich. Immer noch tropfte das stinkende Abwasser aus unseren Kleidern. Aus dem Vorraum breitete sich der Geruch durch die geöffnete Tür bis in den Wachraum aus.

Selbst Beamte, welche mit dem Rücken zu uns saßen, drehten sich um, die Herkunft des Geruchs zu ergründen. Erstaunte, erschrockene Blicke trafen uns – unser Anblick hinterließ sicherlich eine bleibende Erinnerung. Ein Mitglied der Krankenwagenbesatzung sprach mit einem Polizeibeamten, wünschte uns alles Gute für die Zukunft und verließ das Polizeirevier. Die Beamten bemühten sich, freundlich und hilfsbereit, uns so gut wie möglich zu unterstützen. Unser Aussehen beim Eintreffen in der Wache ließ sie erahnen, was wir gerade hinter uns hatten. Noch auf dem Flur zogen wir uns bis auf die Unterwäsche aus. Alle unsere Kleidungsstücke wurden in einem Sack verstaut und direkt auf den Müll geworfen. Innerhalb der Wache befand sich eine Gelegenheit zum Duschen, die konnten wir glücklicherweise nutzen. Tante Susie half mir beim Waschen; allein war ich dazu nicht mehr in der Lage.

Unbekleidet, mit einer notdürftig umgehängenen Decke, stand ich im Wachraum. Ein Beamter fragte meinen Vater nach meiner Kleidergröße. Meine Körpergröße und Bekleidungsgröße für Kinder geriet durcheinander. Aus einer Kleiderkammer des »Deutschen Roten Kreuzes« erhielten wir unsere ersten sauberen Anzieh-sachen. Die augenfällig zu große Kleidung, unpassendes Schuhwerk, alles hing an mir schlappernd herunter. Ich war mehr als glücklich, wieder saubere Anzieh-sachen zu tragen. Den entsetzlichen Gestank vom Abwasser bekam ich nicht aus der Nase. Mein Vater hatte unsere wenigen Habseligkeiten in einen, uns zur Verfügung gestellten größeren Einkaufsbeutel umgepackt. Bis auf die zwei Fotoapparate, das Silberbesteck und mein Briefmarkenalbum, konnte nichts mehr verwendet werden. Die Dokumente hatten den Weg durch den Abwasserkanal halbwegs gut überstanden. Einige waren leicht durchnässt, jedoch immer noch gut lesbar, und das Papier zeigte keine Auflösungserscheinungen. Die besonders gute Verpackung hatte sich vollends bewährt. Mein über alles geliebte Briefmarkenalbum war weder feucht noch sonst beschädigt.

Ein freundlicher Beamter hatte mitbekommen, wie lange wir schon ohne Essen und Trinken unterwegs waren. Er rief mich an seinen Schreibtisch und hielt mir seine Butterbrotdose hin. Meine Müdigkeit ließ auch die Entscheidungsgeschwindigkeit drastisch zurückgehen. So richtigen Hunger verspürte ich nicht. Während der Dusche hatte ich Wasser getrunken, das reichte fürs Erste. Der Geruch von mit Wurst belegten Broten machte mir nichts aus; bevor ich noch etwas sagen konnte, zog er mich noch dichter an sich heran: »Ich hab da was noch Besseres!« Er meinte es herzensgut und bot mir ein kleines Viererpack Heringsfilet, eingelegt in durchsichtigem Aspik, an. Mit einem Ruck riss er die Folie ab und hielt mir das Paket wie eine edle Delikatesse unter mein Gesicht. Es dauerte nur einen kleinen Moment, bis sich der in meiner Nase befindliche Abwassergestank mit dem säuerlich aufsteigenden Geruch vom Fisch vermischte. Der Anblick vom fahlen Fisch im durchsichtigen Gelee erinnerte mich an Schmutzreste, die im Abwasserkanal um mich herum schwammen. Mit einer kurzen Drehung schaffte ich es gerade noch mich von seinem Schreibtisch abzuwenden – dann brach es aus mir heraus. Ich musste mich hemmungslos übergeben. Das Wenige was sich in meinem Körper befand schoss in hohem Bogen aus mir heraus und breitete sich auf dem Fußboden aus. Ich schämte mich furchtbar. Er hatte es so gut gemeint und ich verschmutzte alles; ich fing an, bitterlich zu weinen. Der Beamte nahm mich zur Beruhigung in seine Arme. Meine Nerven zeigten unübersehbar Risse. Was die Erwachsenen in dieser Zeit unternahmen, bekam ich nicht mit. Die Beamten konnten ihr Mitleid, besonders mit mir, als kleines Häufchen Elend, nicht zurückhalten. Sie versprachen mir, uns mit einem Polizeiwagen in das Flüchtlingsdurchgangslager Berlin-Marienfelde zu fahren. Zu Zeiten vor dem Mauerbau, aufgrund des größeren Flüchtlingsstroms, war dies nicht so einfach möglich; jetzt schafften nur wenige Flüchtlinge die Mauer zu überwinden, so konnte die Polizei, für uns eine Ausnahme machen.

***Zwei West-Berliner Polizeiwachen boten sich als Anlaufziel an:***

*Die Polizeidienststelle könnte das Polizeirevier 111, in der Berliner Hedemannstraße 14 sein.*

*Allerdings auch die Polizeidienststelle in der Berliner Puttkamer Straße 16-18,*

*dort saßen Teile des Einwohnermeldeamtes, das damals noch zur Polizei gehörte.*

*Beide Gebäude befanden sich in unmittelbarer Nähe zur Koch/Friedrichstraße.*

Im Polizeiwagen, auf der Fahrt zum Notaufnahmelager Berlin-Marienfelde schliefe ich ein. Mit einem Polizeiwagen durch Berlin zu fahren, sicherlich ein großes Erlebnis; doch erst am Eingang des Lagers wurde ich wach – gegen meine Müdigkeit anzukämpfen war zwecklos.

Das Durchgangslager zeigte sich nicht überfüllt. Zu Stoßzeiten der Fluchtbewegung, vor dem Bau der Grenzmauer, musste es als erste Anlaufstelle oft einen gewaltigen Andrang von Flüchtlingen bewältigen. Hier wurden uns neue persönliche Papiere ausgehändigt, für eine notwendige Übergangsunterkunft gesorgt.

### **Die neue Unterkunft für kurze Zeit – Notaufnahmelager in Berlin-Marienfelde.**



Bild oben:  
Eingangsbereich der Erinnerungsstätte  
Notaufnahmelager Berlin-Marienfelde.

Bild rechts:  
Blick in die rekonstruierte  
Flüchtlingswohnung mit  
Originalmobiliar aus den 50er Jahren.



Bildquelle: Pressefoto ©ENM – Andreas Tauber.

Um notwendige Ausweispapiere zu bekommen, erhielt mein Vater einen »Laufzettel« mit zwölf bis dreizehn Durchlaufstationen. Nach jeder Befragung im entsprechenden Büroraum wurde der Laufzettel abgestempelt. Die alliierten Westmächte, Dienststellen von West-Berlin und West-Deutschland, versuchten auf diese Weise Informationen über die »Neu-Bürger« zu erhalten. Einige der Dienststellen waren mit Stasi-Mitarbeitern durchsetzt. Mein Vater gab nur die nötigsten Auskünfte, nachweisbar durch unsere vorhandenen DDR-Dokumente und vermied es, trotz teilweise hartnäckiger Befragung, unsere Flucht in einzelnen Details zu erwähnen. Unseren Fluchtweg wollte er nicht preisgeben.

### **Bürokratie, das Notaufnahmeverfahren im – Notaufnahmелager in Berlin-Marienfelde.**

Stempelinstallation  
im Ausstellungsraum  
»Das Notaufnahmeverfahren«.



Bildquelle: Pressefoto ©ENM – Andreas Tauber.

Informationen: [www.notaufnahmелager-berlin.de](http://www.notaufnahmелager-berlin.de)

Der überwiegende Anteil unserer Verwandtschaft wohnte in West-Deutschland, vornehmlich in Nordrhein-Westfalen, in Düsseldorf, Bochum, im Sauerland und einigen anderen Städten. In diesem Bundesland suchte mein Vater mit Hilfe des Notaufnahmелagers, eine neue Bleibe.

Eine normale Ausreise aus Ost-Berlin ließ die Grenze nicht zu. Wer aus persönlichen Gründen nach Westdeutschland ziehen wollte, konnte nur mit dem Flugzeug, über die Grenze ausgeflogen werden. Hilfestellungen unterschiedlichster Art leistete das Notaufnahmелager, um den »Neu-West-Bürgern« einen Start in die gewonnene Freiheit zu ermöglichen. Vom langen Weg meines Vaters durch die Institutionen bekam ich nichts mit.

## **Die amtlich, rechtliche Begründung, im Westen Deutschlands, aufgenommen zu sein.**

### Begründung:

Der Antragsteller hat die Aufenthaltserlaubnis auf Grund eines Rechtsanspruchs gemäß § 1 Absatz 2 des Notaufnahmegesetzes (besondere Zwangslage) erhalten.

Der erwerbsgeminderte Antragsteller, von Beruf Schneider, ist zuletzt als Kontrolleur in einem Filmtheater tätig gewesen.

Nach eigenen Angaben hat er nur dem FDGB angehört.

Zu seinem Antrag vom 30.10.61 erklärte der Antragsteller, er habe das sowjetisch besetzte Gebiet am 27.10.61 aus folgenden Gründen verlassen:

Der, nach dem 13.8.61 erheblich verschärfte politische Druck sei ihm nicht länger tragbar erschienen. Um nicht einer permanenten Unterdrückung und politischer Unfreiheit ausgesetzt zu sein, habe er nach sorgfältiger Vorbereitung in der Nacht vom 26. zum 27.10.61 gemeinsam mit seinem 13 Jahre alten Sohn und einer Bekannten die Flucht nach Berlin (West) gewagt. Nach einem stundenlangen gefahrvollen Weg habe er am Vormittag des 27.10.61 Westberliner Gebiet erreicht.

Nach § 1 Absatz 2 des Notaufnahmegesetzes (NAG) darf Personen die Notaufnahme nicht verweigert werden, die aus der sowjetischen Besatzungszone oder dem sowjetischen Sektor von Berlin flüchten mußten, um sich einer von ihnen nicht zu vertretenden und durch die politischen Verhältnisse bedingten besonderen Zwangslage zu entziehen und dort nicht durch ihr Verhalten gegen die Grundsätze der Menschlichkeit und Rechtsstaatlichkeit verstoßen haben.

In einer solchen Zwangslage befand sich der Antragsteller infolge der Unrechtsmaßnahmen des Ulbricht-Systems, die nach der Grenzsperrung am 13.8.61 ein allgemein unerträgliches Maß angenommen haben. Es war ihm nicht zuzumuten, dieses Unrecht länger zu ertragen.

Es wurde daher entschieden, wie geschehen.

Die Verhandlung hat in Anwesenheit des Antragstellers stattgefunden.

Derselbige Anschrift:  
Berlin-Charlottenburg

gez. Unterschriften

Bildquelle: Autorendokument.

Rechtlich gesicherter Nachweis unserer Flucht.  
Notwendig zur Anerkennung und Einbürgerung  
in West-Deutschland.

Unausgezogen legte ich mich, völlig übermüdet, auf eines der spartanischen Betten. Über vierundzwanzig Stunden schlief ich in einem durch. Mir war die Enge im kleinen Zimmer, mit drei Personen belegt, völlig egal. Im Moment ist es mein neues »Zuhause im Westen!«

Während ich schlief, bahnte sich eine Tragödie an. Als ich nach langer Zeit wieder erwachte, saß Tante Susie, traurig und verweint auf meinem Bett. Sie wirkte am Boden zerstört. Etwas war während meines Tiefschlafs geschehen. Unendlich enttäuscht, wie sich mein Vater nur einen Tag nach unserer Flucht, ihr gegenüber verhielt. Eine Neuanschaffung der Papiere stand für Sie und meinem Vater an. Ihr Vorschlag, den notwendigen bürokratischen Vorgang durch eine versprochene Heirat zu vereinfachen, lehnte mein Vater aus unerklärlichen Gründen ab. Die wollte er auf später verschieben: »Zum jetzigen Zeitpunkt auf keinen Fall!« Der sinnvolle Vorschlag, durch die Hochzeit sich ergebende Namensänderung, schon jetzt, beim Neubeginn des Lebens, zu berücksichtigen fand bei meinem Vater kein Gehör. Ich war vor unserer Flucht fest überzeugt, eine neue »Mutter« im Westen zu erhalten. Mein Versuch, ihn umzustimmen, schlug fehl. Streit untereinander hatten sie nicht, seine Entscheidung enttäuschte mich maßlos. Er wollte sich um mich sorgen und jetzt auf keinen Fall heiraten. Die körperlichen und seelischen Strapazen lagen hinter mir – und nun dieses unmögliche, unerklärliche Verhalten meines Vaters. Sie gingen nach unserem lebensgefährlichen Fluchtunternehmen, getrennte Wege der westlichen Einbürgerung. Wiederum brach für mich eine Welt zusammen. Meinem Vater gegenüber verspürte ich einen unbändigen Zorn, Wut – ja, Abneigung. Ich konnte ihn nicht verstehen; in mir zerbrach etwas – ließ sich nicht mehr zusammenfügen.

Zwei aufregende Ereignisse standen mir bevor. Das erste Rundfunkinterview im SFB (Sender Freies Berlin) und die erste Flugreise in einem Propellerflugzeug. Die Vorfreude darauf ließen die zurückliegenden Fluchterlebnisse etwas verblasen. Eine befreundete Familie meines Vaters wohnte im West-Berliner Stadtteil Spandau. Herr Jürgen Sp. arbeitete journalistisch für den SFB und bat meinen Vater um Erlaubnis, mit mir ein Radio-Interview zu führen. Dafür war ich natürlich Feuer und Flamme. Nur wenige Tage nach unserer gelungenen Flucht besuchte ich mit Herrn Jürgen Sp. aus Berlin-Spandau, ein Ton-Studio im Keller eines Hauses in der Nähe des Berliner Funkturms. In einem mit vergilbten Eierkartondeckel ausgekleidetem Raum stand ein wuchtiges Tonbandgerät mit großen Bandspulen. Ich glaube, mich an eine in grünem Hammerschlag eingefärbten Siemens-, oder Telefunken-Maschine zu erinnern. An einer dünnen Leine über meinem Kopf hingen wie Wäschestücke aufgereiht, abgeschnittene Tonbandstreifen herunter. So etwas hatte ich noch nie gesehen, dies beeindruckte mich mächtig. Einige Bandstücke durfte ich sogar an einer direkt am Gerät angebrachten Schneide-/Klebe-Einrichtung, wieder zusammenfügen. Das einige Stunden andauernde Interview sollte zum Jahresende in ganz West-Europa in einem Zusammenschnitt, in der jeweiligen Landessprache gesendet werden. Ich berichtete von unserer Flucht, ohne jedoch den genauen Fluchtort, oder das Fluchtdatum zu erwähnen. Der Gedanke unseren Fluchtweg nicht zu verraten stand immer im Vordergrund, denn diese Aussendung würde mit Sicherheit auch von der Stasi gehört..

Die wenigen Tage im Notaufnahmелager zogen an mir vorbei. Mein Vater und Tante Susie erledigten miteinander die notwendigen Behördengänge, von deren Abläufen ich nicht viel mitbekam. Beide gingen miteinander so um, wie ich es von der Reinhardtstraße in Ost-Berlin her kannte – über eine Heirat, sehr zu meinem Leidwesen, wurde nicht mehr gesprochen. Als nächster, für eine unbestimmte Übergangszeit gewählter Wohnort, diente die niederrheinische Stadt Wesel. Dort befand sich ein Hauptdurchgangslager für das Bundesland Nordrhein-Westfalen. Diese Zwischenstation diente als Drehscheibe zur Verteilung auf andere Städte in NRW, bis in einer gewünschten endgültigen Wohnstadt passender Wohnraum frei wurde. Bis dahin war Geduld angesagt.

Den durch Mauer und Stacheldraht eingesperrten westlichen Stadtteil konnten wir, ohne durch Ost-Berlin, oder die DDR reisen zu müssen, nicht verlassen. So blieb uns, wie vielen anderen Flüchtlingen, nur die Ausreise mit dem Flugzeug zum Flughafen Hannover, als einzige gefahrlose Reiseroute übrig. Der Gedanke das erste Mal in meinem Leben mit einem Flugzeug zu fliegen – ich konnte vor Aufregung nicht mehr schlafen, so freute ich mich auf den Tag, an dem wir vom Flughafen »Zentralflughafen Tempelhof« die Reise antreten würden.

Im Flughafengebäude tat sich für mich eine neue, unbekannte Welt auf. Das Treiben der Fluggäste, die Vielzahl von hektisch getriebenen Menschen – für mich ein ungewohntes Bild. Mit meiner viel zu großen Jacke und unpassenden Schuhen, kam ich mir fehl am Platz vor. Auf dem Flugfeld stand eine viermotorige Propellermaschine. Ob die Maschine der amerikanischen PAA (Pan American Airways) oder englischen Fluggesellschaft BEA (British European Airways) habe ich nicht mehr in Erinnerung. Beide Gesellschaften flogen damals über den russisch verwalteten Luftraum, Flüchtlinge unkontrolliert nach West-Deutschland aus. Zu Fuß liefen wir auf die ins Flugzeug führende Treppe zu. Überglücklich durfte ich mich ans Fenster, mit direktem Blick auf die Tragfläche und deren Motoren setzen. Als diese starteten, schlugen Rauch und einige Flammen aus den Propellergehäusen. Für einen kurzen Augenblick glaubte ich an ein ausbrechendes Feuer. Die Maschine rollte rumpelnd an und erhob sich in die Luft. Nach kurzer Zeit konnte ich unter mir die Grenzmauer sehen, die wir so entsetzlich schwer unterlaufen mussten. Im Flugzeug war alles so einfach und leicht. An den unter mir vorbeiziehenden Bildern konnte ich mich nicht sattsehen. Der Abschied von Berlin wurde durch mein erstes Flugerlebnis sehr erleichtert. Nach mehr als einer Stunde Flug, landeten wir in Hannover. Wunderbar!

### ***Ausfliegen nach West-Deutschland.***

*Ein letztes Foto in  
West-Berlin, kurz vor  
dem Abflug von  
Berlin-Tempelhof zum  
Flughafen Hannover.*

Bild rechts:  
In dieser Bekleidungs-Grundausrüstung  
machten wir uns auf den Weg nach  
Hannover. Meine erste Flugreise.

Foto: Autorenarchiv 1961.

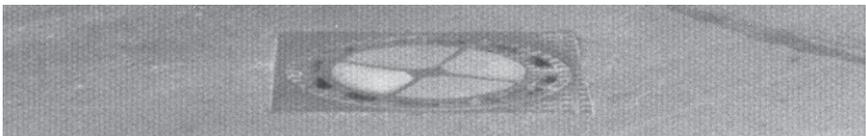




## **6. Kapitel**

### ***Ost- und West-Episoden***

Das »System« gestaltete mein Kinderleben  
Der »DDR-Staat« stahl unsere Erdbeeren  
August 1961 – so erlebte ich den »Mauer-Bau«  
Meine persönlichen Fluchtgründe  
Die Hilfen zum »Vergessen«.





## **Ost- und West-Episoden**

Das »System« gestaltete mein Kinderleben

**Berlin-Biografie und Episoden: von 1948 an bis Ende unserer Flucht 1961**

**Mein Leben im  
»Sozialismus«  
begann in Ost-Berlin  
auf dieser Straße.**



Bildquelle: Burkhard und Margit Ewald, Berlin · Datum: ca. 2011

An einem Sonntag, dem 10. Oktober 1948, wurde ich im Ost-Berliner Stadtteil Friedrichshain, auf der Barnimstraße 12 geboren. Das Glück eines »Sonntagskindes« hat mich bis zum heutigen Tag begleitet und mir zur Lebenseinstellung »Das Glas ist immer halb-voll – nie halb-leer!« verholfen. Rückwirkend betrachte ich unsere chaotische, glücklich überstandene Flucht, als Fügung des Schicksals – oder womöglich das Privileg eines »Sonntagskindes?«

Ab August 1950 wohnte ich zusammen mit meiner an offener Lungentuberkulose erkrankten Mutter und meinem sechs Jahre älteren Bruder Peter, in Berlin-Mitte auf der Borsigstraße 8. Mein Vater, der schon frühzeitig 1945, taubstumm aus russischer Gefangenschaft zurückkehrte, hatte eine Notwohnung, im zerbombten Berlin aufgetrieben. Als kleiner Junge, etwa mit fünf Jahren, lernte ich sehr schnell die Lautsprache und Lippenbewegungen meines Vaters zu verstehen, und wurde so zum Übersetzer für die restliche Familie. In der winzigen Wohnung im Kellergeschoss, ohne funktionierende Heizung, wohnte zur Unterstützung meiner durch Krankheit geschwächten Mutter, auch meine Tante. Mit fünf Personen lebten wir in dieser, aus einer kleinen Küche und zwei winzigen Zimmern bestehenden Keller-Unterkunft. Die Küche, in grüner Ölfarbe gestrichen, ließ im Winter eine hauchdünne Eisschicht, innen an der Küchenwand entstehen. Bei niedrigen Wintertemperaturen wurde die Wasserleitung abgestellt, damit sie nicht einfro. So gab es zeitweise weder Wasser für die Toilettenspülung noch für den normalen Hausgebrauch.

Für meine schwerkranke Mutter und meinem von Erlebnissen des 2. Weltkriegs traumatisierten Vater, ein unhaltbarer Zustand. Mein Vater kehrte als schwer

erkrankter Kriegsgefangener, in einem der ersten Rückkehrtransporte aus russischer Gefangenschaft, fast halb tot, taubstumm und verwirrt, zurück in das zerstörte Berlin. (Schilderung seiner Schwester Tilly, die ihn, einem Wunder gleichend, zufällig in einem Trümmergelände herumirrend antraf, und für einige Zeit aufnahm, versorgte und so sein Überleben sicherte.

Mein Vater konnte sich nur durch Handzeichen, überdeutlichen Lippenbewegungen, unartikulierten Lauten und oftmals unleserlichen Notizen, verständlich machen. Meine Mutter lebte in einer Umgebung, in der sich ihre Tuberkuloseerkrankung verschlechterte. Mit einer Desinfektionslösung, ich meine »Lysol« hieß das sehr streng riechende Desinfektionsmittel, wurde versucht die Ansteckungsgefahr in der engen Kellerwohnung so gut es ging zu vermindern. Für alle Beteiligten eine untragbare Lebenssituation. Wenigstens besaßen wir ein Dach über dem Kopf.

### **Lange Zeit wohnten wir in einer Kellerwohnung**



Mein Bruder Peter mit unserer Mutter vor den Kellerfenstern der Berliner Notwohnung. Kommunion-Foto.



**In dieser kleinen Kellerwohnung, Borsigstraße 8, wohnte ich bis 1955.**

Bildquelle oben: Persönliche Autoredokumente · Foto: ca. 1953/54  
Bildquelle unten: Burkhard und Margit Ewald, Berlin · Datum: ca. 2011

**Arbeiter- und Volksaufstand 1953 – Mein erstes »Abenteuer«.**

Gerade erst mal fünf Jahre alt, erlebte ich die ersten negativen Anzeichen vom »DDR-Sozialismus«. Im Juni 1953, beim ersten Aufstand der wütenden Bauarbeiter in Ost-Berlin, zog mein elfjähriger Bruder mit mir durch die von Unruhen erschütterten Straßen unserer Wohngegend. Fest an der Hand meines sechs Jahre älteren Bruders, fand ich die Ereignisse auf der Straße eher aufregend als ängstigend. Im Innenhof eines Betriebes sah ich, wie aus den Fenstern des Bürohauses, Aktenpapiere und ganze Schreibtischschubladen mit Papieren gefüllt, hinuntergeworfen wurden. Der so entstandene Haufen, von einer wütenden Menschenmenge angezündet, brannte lichterloh. Polizeikräfte trafen ein, und trieben mit Schlagstöcken die Menschenmenge auseinander.

Unglaubliche Wut auf Volkspolizei und »die russische Besatzungsmacht« brachen aus. Die Schreie der auseinandergetriebenen Menschen waren unüberhörbar – unbarmherzig wurde auf sie eingeschlagen. Wir liefen noch bis zur Ruine des vom Krieg zerstörten »Nord-Bahnhofs« und sahen, wie die Auseinandersetzungen zwischen Polizei, russischen Besatzungssoldaten und aufgebrachten Demonstranten immer gewalttätiger ausarteten. Schüsse hörten wir nicht; in unserer näheren Umgebung sollten jedoch vereinzelte gefallen sein.



***Russische Panzer  
walzten den  
Volksaufstand am  
17. Juni 1953 brutal  
nieder.***

Bildquelle: Autoren-Foto.

Gesehen im Haus der Geschichte, Bonn.

Datum: 23. Mai 2011

Aus einer Seitenstraße heraus fuhren plötzlich schwere russische Panzer, mit unglaublich laut dröhnenden Motoren, in unsere Richtung. Nun bekamen wir es mit

der Angst zu tun und liefen so schnell als möglich zurück nachhause. Zum Abend gab es polizeilich angeordnete Ausgangssperre für Ost-Berlin. Niemand durfte sich ohne Genehmigung auf den Straßen aufhalten. Meinem Bruder und mir ist während diesen turbulenten Ereignissen nichts geschehen, doch die Eindrücke aus dieser aufregenden Zeit bleiben unvergesslich. Diese rohe Gewalt auf den Straßen hatte ich vorher noch nie erlebt.

---

1955 – wir wohnten auf der Reinhardtstraße, Tod meiner Mutter.

---

Ende Januar 1955 zogen wir nach Berlin-Mitte auf die Reinhardtstraße 47. Die Krankheit meine Mutter verschlimmerte sich dramatisch. Mein Vater erhielt einen bevorzugten Wohnberechtigungsschein für den Bezug einer trockenen, beheizbaren Wohnung. Die Nähe zur Berliner Charité, nur eine Nebenstraße weiter, erleichterte die ärztliche Versorgung meiner Mutter. Genutzt hatte der Wohnungswechsel ihr nicht. Ost-Berliner Mediziner waren nicht in der Lage, die Krankheit meiner Mutter, mit denen ihnen zur Verfügung stehenden, medizinischen Mitteln erfolgreich zu bekämpfen. Für eine Behandlung in West-Berlin war es zu spät. Meine Mutter galt mit einer »Offenen TBC« als hochansteckend erkrankt. Sie verstarb nur wenige Monate später, Ende November des gleichen Jahres. Sie wurde auf dem naheliegenden Invaliden-Friedhof, dicht an der Grenze zu West-Berlin, beerdigt. Mich hatte man in der Zeit ihres medizinisch voraussehbaren Todes und der darauf folgenden Beerdigung, in ein Kindererholungsheim, einer Lungenheilstätte, nach Berlin-Michendorf gebracht. Den Tod meiner Mutter erfuhr ich erst nach der Rückkehr aus dem Heim. Ein Schock für mich!

Behandelnde Ärzte der Berliner Charité hatten Bedenken, die hochansteckende Krankheit hätte sich, auch auf mich übertragen. Zur Kontrolluntersuchung wurde mein Brustkorb häufig geröntgt oder durchleuchtet. Eine hohe Dosierung von Röntgenstrahlen ließ sich nicht vermeiden, mögliche Spätfolgen blieben unbeachtet; weitere Kontrolluntersuchungen gab es nicht.

Im gleichen Jahr, einige Wochen verspätet wurde ich eingeschult, man ließ mir einige Zeit, den Tod meiner Mutter zu verarbeiten. Ich freute mich auf die Schule und konnte kaum abwarten, bis die erste Unterrichtsstunde begann.

Die Grundschule, auf der nur einige Querstraßen von der Reinhardtstraße entfernten Albrechtstraße, befand sich direkt neben einem riesigen Luftschutzbunker aus dem 2. Weltkrieg. Der Schulunterricht in den Grundklassen wurde von den Lehrerinnen und Lehrern kreativ und abwechslungsreich gestaltet; gern besuchte ich die Schule. Politischer Einfluss hielt sich in Grenzen, obwohl versteck-

te sowjetische Ideologien sich nicht verbergen ließen. Die sowjetischen Soldaten galten als Freunde und Befreier – die westlichen alliierten Soldaten, wurden als Feinde des Sozialismus verunglimpft.

**Ich, mein Schulfreund, und die »unerkannte Fliegerbombe«.**

Andauernd herrschender Rohstoffmangel der DDR, förderte das Sammeln von Altmetall, auch als Buntmetall bezeichnet. Wer sich mit besonderem Eifer an den Sammlungen beteiligte, wurde mit bronzener, silberner oder sogar goldener Ehrennadel belohnt. Mit einem Schulfreund machte ich mich auf den Weg in den reichlich vorhandenen Ruinen von Ost-Berlin, um nach dem begehrten Metall zu suchen. Natürlich war das Herumklettern in den oftmals einsturzgefährdeten und abgesperrten Hausruinen verboten; was uns nicht sonderlich interessierte. In Treppenaufgängen von den alten Häusern begann das Treppengeländer meist mit einer mal mehr, mal wenig kunstvoll gestalteten kleinen Säule. Als Material diente Holz oder bei besonders wertvoll aussehenden Säulen; Metall in den verschiedensten Arten. Auf einem Ruinengrundstück fanden wir ein solch eisernes Monstrum, freuten uns über das hohe Gewicht der vermeintlichen Treppenaufgangssäule, und erhofften einige Ost-Mark dafür zu erhalten – oder eine Ehrennadel für unseren Fleiß!

**Sammelwut und Schutzengel.**



Bild links:  
Sammlung einiger  
Fundstücke aus dem 2. Weltkrieg.  
Entdeckt bei Erdarbeiten während  
Erneuerungen von Kanalisationsanlagen.

Bild rechts:  
Fliegerbombe aus dem 2. Weltkrieg.  
Die Flugstabilisatoren waren an  
unserem Fundstück bis zur weißen  
Linie abgebrochen.



Bildquelle: Autorenfoto - Gesehen im »Museum im Wasserwerk«

Das »Ding« war so schwer, dass wir es auf dem Weg bis zur Altmetallannahmestelle nicht lange hätten tragen können. Nach einiger Suche fanden wir einen felgenlosen, alten Autoreifen. Mit Mühe steckten wir das schwere Metallteil in das Innere der Karkasse. Wir stellten den Reifen aufrecht hin, und rollten ihn mit der

eingehangenen, vermeintlichen Treppensäule über den Bürgersteig. Mit einem rhythmischen Rollgeräusch des sich drehenden Reifens liefen wir zur Invalidenstraße, wo sich in einem Keller, die von uns gesuchte Annahmestelle befand. Nach einigen zurückgelegten Metern begegnete uns ein Volkspolizist. Erstaunt über unsere Erfindungsgabe, interessierte ihn natürlich, was wir da so fröhlich transportierten. Nach unserer Meinung hatten wir nichts gestohlen und zeigten stolz das sonderbare Metallteil. Der schon etwas ältere Volkspolizist wechselte seine Gesichtsfarbe von fast »schneeweiß« zu einem »dunkelrot«. Mit beherztem Griff nahm er uns den Reifen weg, und legte diesen betont vorsichtig seitlich auf den Bürgersteig. »Seid ihr denn total verrückt – wollt ihr alles in die Luft sprengen?«, so ähnlich schrie er uns an. Mit einem kleinen Dreikantschlüssel öffnete er an einem in der Nähe befindlichen Laternenmast eine schmale Klappe und holte zu unserem Erstaunen einen Telefonhörer heraus. »Ich habe hier zwei kleine Jungen, die mit einer scharfen Fliegerbombe, mit Zünder, durch die Stadt laufen!« Die unübersehbare Angst des Polizisten konnten wir nicht verstehen. Wir mussten in Begleitung eines Polizisten zu Fuß nach Hause laufen. Unwahrscheinliches Glück für uns alle, dass der Zünder nicht auslöste.

---

**Angst um unser Ost-Geld – die für den Westen wertlose Ost-Mark.**

---

Am 13. Oktober 1957 erlebte ich zum ersten Mal die vollständige Sperrung der »Sektorengrenze«. Der sowjetisch besetzte Sektor, Ost-Berlin, wurde von West-Berlin abgeriegelt. Die Ost-Mark wurde im Inlandswert 1:4, oder nur 1:5 bewertet. Für 5 Ost-Mark erhielt man nur 1 West-Mark. Zum Umtausch der Währungen existierten in West-Berlin »Wechselstuben«. West-Berlinern verwehrte man die Einreise nach Ost-Berlin, um die Einführung größerer Mengen Geldes aus den Wechselstuben zu verhindern. Es war ein Sonntag. Mein Vater befand sich zu dieser Zeit, ohne seinen Personalausweis dabei zu haben, bei seiner Schwester in West-Berlin. Die Volkspolizei wollte ihn ohne gültigen Ausweis, auf dem Bahnhof Friedrichstraße nicht einreisen lassen. Man unterstellte ihm, West-Berliner zu sein! Ohne Einreise keine Möglichkeit das bisher gesparte, bei uns zuhause befindliche Geld umzutauschen. Alles wäre verloren. Seine Russischkenntnisse überzeugten die Kontrolleure, und so kam er doch noch über die Grenze.

Ich glaube mich zu erinnern, dass man die Summe des einmalig getauschten Geldes, auf einer Seite vom Personalausweis meines Vaters vermerkte. Ein zweites Mal, einen weiteren Geldbetrag zu tauschen, egal, aus welchem Grund, wurde nicht gestattet. In der Spree, die auch durch West-Berliner Gebiet floss, sah ich später Unmengen wertloses Ost-Geld herumschwimmen. West-Berliner

Bürger und Besitzer von Wechselstuben warfen wütend ihre nicht umtauschbare Ost-Währung in den Fluss. Dem Betrachter bot sich ein sonderbares Bild – Geldscheine schwammen als Abfall im Wasser der Spree.

---

**Ein Rundfunkempfänger konnte »gefährlich« werden.**

---

Etwas lernte ich schon von klein auf: Radio »richtig« zu hören! In unserer Küche, in der wir einen großen Teil des Tages verbrachten, stand ein einfaches Radio. Mein Vater hatte neben der Küchentür ein schmales Brett an der Wand befestigt und es »griffbereit« daraufgestellt. Die direkte Nähe zu unserer Wohnungstür verleitet oftmals Besucher oder Gäste nicht ins Innere unserer Wohnung zu gehen, sondern zuerst die Küche aufzusuchen. Wenn die Türklingel Besuch ankündigte, wurde ein immer wiederkehrendes Ritual gepflegt: Egal wer sich in der Küche gerade aufhielt, rollte mit der Hand schwungvoll über den Sende-Einstellknopf. Der Senderwahlanzeiger rollte bis zum Ende der Skala, hin bis zum Anschlag und blieb an einer Stelle stehen, wo sich kein Sender mehr befand. Diese etwas eigenwillige Handhabung geschah natürlich nicht ohne zwingenden Anlass. Alles, was aus dem »Westen« herrührte, war unerwünscht oder oftmals verboten. Bei uns zuhause wurden eigentlich immer nur West-Berliner Radio-Sender gehört. Hauptsächlich RIAS (Radio Im Amerikanischen Sektor), SFB (Sender Freies Berlin) einige schwer zu empfangende Soldatensender der westlichen Alliierten Besatzungsmächte, wegen ihrer moderneren Musiksendungen. Eine Kultsendung, die ich nie zu verpassen gedachte: »Die Insulaner«, zu empfangen im RIAS. Das Radio, auch ausgeschaltet, war meistens auf einen der genannten Sender eingestellt. Uns war es passiert, dass ein Bewohner des Hauses, oder ein Schneiderkunde meines Vaters, auf den Apparat zuging und mit dem Hinweis »Otto, hör mal, was da gerade im Radio läuft!« und diesen einschaltete. Es folgte dann noch die anklagende Bemerkung: »Das ist ja RIAS!« Um dieser Offenbarung, bei unbekanntenen oder nicht vertrauenswürdigen Personen zu umgehen, verdrehten wir immer den Sendeknopf. Misstrauen blieb selbst in der eigenen Wohnung immer gegenwärtig.

---

**Eine besondere Kunst: Einkaufen ohne neugierige Fragen zu stellen.**

---

Ost-Berlin, angesehen als Hauptstadt der DDR, und Leipzig als Messe-Vorzeigestadt, konnten ein weitaus größeres Angebot von Waren anbieten, als der Rest der Republik. Trotzdem gab es in Ost-Berlin, einige Dinge des täglichen Lebens:

in West-Berlin ganz normal erhältlich, nicht zu kaufen. Unserem Wohnhaus gegenüber befand sich auf der Reinhardtstraße ein Lebensmittelgeschäft und diesem angeschlossen, ein kleiner Obst- und Gemüseladen.

### **»Lebensmittel-Einkaufszentrum« auf unserer Straße.**

*Das Bild wurde von meiner Frau 1991 fotografiert. Optisch hatte sich seit unserer Flucht 1961, in den vergangenen 30 Jahren, so gut wie nichts verändert.*

*Der Eckeingang führte in ein Lebensmittelgeschäft, links ist eine vermauerte Tür zu erkennen, die in das Gemüsegeschäft führte.*



Bildquelle: Autorenfotografie ca. 1991.

Durch seine privaten Näharbeiten kannte mein Vater, die im Gemüsegeschäft angestellten Verkäuferinnen gut. Über die Jahre baute sich ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis auf. Meistens ging ich einkaufen. So kam es ab und an zu einem seltsamen Dialog, wenn sich noch weitere Kunden im Geschäft aufhielten: «Michael, sag deinem Vater wir haben diesmal besonders gute Kartoffeln». Meinen Einkauf brach ich sogleich ab. Ohne weitere Fragen zu stellen, verließ ich das Geschäft, lief über die Straße zurück in die Wohnung und machte mich dann sofort mit einem großen, runden Henkelkorb wieder auf den Weg zurück ins Gemüsegeschäft. Die Verkäuferin nahm den Korb und füllte ihn hinter der Theke, unsichtbar für weitere Kundschaft, mit besagten Kartoffeln auf. Den Preis für die Ware schrieb sie auf einen kleinen Zettel, ohne die Summe zu nennen und übergab ihn mir: »Soll dein Vater nächstes Mal bezahlen!« Mit dem gefüllten Korb, ohne sofort zu zahlen, machte ich mich zurück auf den Heimweg. Gespannt sammelte mein Vater vorsichtig die oberste Schicht Kartoffeln ab. Darunter verborgen lagen dann zu unserer Freude: entweder drei Bananen oder ein paar Apfelsinen. Als absolute Besonderheit lag schon mal eine noch ungeschälte Ananas unter der ersten Kartoffelschicht, was jedoch sehr selten vorkam. Den Preis für die offiziell gekauften Kartoffeln, konnte wegen der Mehrkosten für die Südfrüchte, im Geschäft nicht für jeden vernehmlich genannt werden. Kunden, welche aus Knappheit der Ware, dieses »Sonderangebot« nicht erhielten, bemerkten so den heimlichen Handel nicht. Unter jedem Unbekannten, der sich im Geschäft aufhielt, konnte sich ein Stasi-Mitarbeiter aufhalten. Misstrauen auf Schritt und

Tritt – immer und überall. Ein solches Angebot nahmen wir an, egal welche Ware sich unter der ersten Kartoffelschicht verbarg. Bezahlt wurde später.

---

***Der Wechsel auf die Oberschule erhöhte den ideologischen Druck.***

---

Zu Beginn des 5. Schuljahres, 1959/1960 wechselte ich auf die 10. Oberschule, auf der »Hannoversche Straße« in Berlin-Mitte. Ein großes Schulgebäude, mit mehreren Schulklassen der gleichen Altersgruppe. Die 6. Klasse z. B. unterteilte sich in 6a, 6b, 6c. In meiner Erinnerung blieb die Zahl von mehreren Hundert Schülern in gemischten Klassen, erhalten. (Es konnten 960, aber auch 690 Mitschüler sein, diese Werte sind mir noch geläufig.)

Mit meinem Wechsel von Grund- zur Oberschule wuchs langsam aber stetig der Druck, mich in das herrschende SED-System einzubinden. Der Schulunterricht machte mir außerordentlich Spaß. Besonders die naturwissenschaftlichen Fächer, Chemie und Biologie, interessierten mich. Meine Leistungen fielen den jeweiligen Fachlehrern auf. Noch war ich nicht Mitglied der DDR-Organisation »Junge Pioniere«. Mein Vater wollte mich dort keinesfalls organisiert wissen. Erschwerend für mich noch, dass ich als katholisch erzogenes Kind die »Erste heilige Kommunion« empfangen hatte. Das DDR-Gegenstück dazu: Die »Jugendweihe«. Eine reine politische Gegenveranstaltung, ein schwacher Ersatz zum Kirchensakrament, daran konnte ich sehr zum Ärger des Pionierleiters unserer Schulklasse, nicht mehr teilnehmen. Ich, einer der Letzten aus der Klassengemeinschaft tanzte so aus der Reihe und verhinderte den 100%-ig gewünschten Mitgliederstand meiner Klasse. Von vielen Seiten wurde ich bedrängt, dies zu ändern. Ich sollte unbedingt »Junger Pionier« werden und endlich das besonders geknotete »Blaue Pioniertuch« tragen. Mit Besuch des für Kinder sehr attraktiven »Pionier-Zeltlagers« in den Schulferien, den Pionier-Veranstaltungen nach dem Schulunterricht, suchte man mich, eher meinen Vater, zu überzeugen. In einem persönlichen Gespräch mit meinem Vater, sogar bei uns zuhause, nahm man massiv Einfluss. Ein Druckmittel zeigte besondere Wirkung: »Ihr Sohn hat hervorragende Voraussetzungen ein Biologie-Studium zu absolvieren«, »nur ohne Mitgliedschaft in den Jugendorganisationen, können wir ihm dabei leider keinerlei Unterstützung zukommen lassen«. Mein Vater ließ sich nicht umstimmen. Nun war ich es der mit aller Macht dabei sein wollte. Nach einigen Wochen Überredungskunst wurde auch ich Mitglied – und fand in dieser Angelegenheit endlich meine Ruhe. Die Mitgliedschaft brachte einige angenehme Vorteile. Gruppentreffen, gemeinsame Pioniernachmittage unter der Leitung eines Pionierleiters ließen in der restlichen verbliebenen Zeit nach dem Schulunterricht,

an den Nachmittagen, keine Langeweile aufkommen. Die subtil in den Unternehmungen verborgenen Lenkungsmechanismen bereiteten mir keine Probleme, sie zeigten sich unauffällig und ohne spürbaren Druck. Lediglich der andauernd in den Vordergrund gestellte Kampf gegen westlichen Kapitalismus, Militarismus und Imperialismus störte mich. Meine gesamte in West-Berlin lebende Verwandtschaft zeigte ein gänzlich anderes Menschenbild, als dass mir immer und immer wieder in der Schule eingetrichtert wurde. Der Unterschied zwischen Gesagtem und von mir im Westen persönlich Erlebtem, verunsicherten mich, ohne jedoch sonderlich zu belasten.

---

***Kampfgeist wurde in mir geweckt – und auch erwartet.***

---

Im Pionierlager, einem Zeltlager nahe Ost-Berlin, gab es nichts Schöneres als Geländespiele. Aufgeteilt in zwei Gruppen, den »Westlichen Agenten und imperialistischen Aggressoren« sowie den Kämpfern, die diese aufzuhalten gedachten. Ich wurde den Kämpfern zugeteilt und hatte mit meiner Gruppe, welche den Namen eines russischen Freiheitskämpfers erhielt, gegen »Feindliche Agenten des Frontsenders RIAS-Berlin« anzukämpfen. Meine Kampfgruppe, die ich gerade mal mit 11/12 Jahren anführte, hieß »Kampfgruppe Makarenko«, einem aus Russland stammenden Freiheitskämpfer. Nach Kartenmaterial und Kompass mit vorgegebenen »Marschzahlen« suchten wir nach einem verborgenen »Agenten-Waffenlager«. Wie man eine Landkarte »Einnordet«, sich nach natürlichen Hinweisen orientiert, dies alles lernte ich spielerisch. Mit Abenteuerlust und Geschick fanden wir selbstverständlich die vergrabenen Gegenstände in Form einer Dose, gefüllt mit Erbsensuppe, die wir auf offenem Feuer unter Aufsicht des begleitenden Pioniergruppenleiters anwärmten, und stolz afaßen. Gelobt für unseren Erfolg »im Kampf gegen die Aggressoren«, machten wir uns auf den Heimweg. Ich durfte von nun an beim allmorgendlichen Fahnenappell, die Fahnen der DDR, dem sowjetischen Bruderstaat und der »FDJ« (Freien Deutsch Jugend), mit einem Trommelwirbel lautstark begleiten, wenn sie hochgezogen wurden. Zu erwähnen sind aufregende Nachtwanderungen: Mit einigen, auf sich allein gestellten Kindern, geisterte man durch dunkle Waldgehende. Wer diese Prüfungen hinter sich brachte, durfte als Belohnung in späteren Nächten, einige Stunden das Zeltlager »bewachen«, dies wurde jedoch freigestellt, und nur wer wollte, durfte mitmachen. Nach wenigen Stunden konnte er sich ablösen lassen und im angestammten Zelt, wie die restlichen fünfzehn Zeltmitbewohner, schlafen. Ich galt als guter, in die Klassengemeinschaft eingefügter »Junger Pionier«. Mein Klassenlehrer, die Pionierleitung, zeigte sich zufrieden mit meinem Engagement.

Die Leistungen in der Schule und mein sonstiges Verhalten in der Pioniergemeinschaft erhielten einen unerwarteten Sonderpreis: Ich durfte mit einigen weiteren Mitschülern aus unserer Schule, in einem DEFA-Kinofilm als Statist mitspielen. Das war schon eine ganz besondere Auszeichnung. In dem im Jahr 1959 gedrehten Spielfilm »Das Leben beginnt«, u. a. mit Ruth-Maria Kubitschek, durfte ich an zwei Dreh-Nächten, als kleiner Junger innerhalb einer Kindergruppe mitspielen. Am Berliner Alexanderplatz, vor einem großen HO-Warenhaus, sollten wir uns die Nase an einer Schaufensterscheibe platt drücken, hinter der uns eine aufgebaute, im Kreis fahrende Modelleisenbahn staunen ließ.

Alle diese kleinen Privilegien funktionierten nur – weil ich nun Mitglied in der Pionierorganisation war. Die Mitarbeit in der Pioniergruppe ließ mein Selbstbewusstsein wachsen, aber auch langsam eine anti-westliche Stimmung aufkommen. Die ewigen Hinweise in der Schule, sich gegen den Feind aus dem Westen schützen zu müssen, verunsicherte mich immer mehr. Ich wusste oftmals nicht, wem ich glauben sollte, trotzdem war ich mit meinem Dasein recht zufrieden. Bis auf viele Dinge, die nur im Westen der Stadt zu erhalten waren, hatte ich mit meinem Kinderleben im Ostteil von Berlin kein grundlegendes Problem. Doch bald kamen die ersten massiven Zweifel an meiner »heilen« Welt auf.

---

*Eine Schulveranstaltung brachte mich in große Schwierigkeiten.*

---

Etwas auf einer Bühne zu veranstalten – vor einer großen Anzahl von Zuschauern etwas darzubieten, das reizte mich schon als Kind. So kam ich auf die Idee mit Mitschülern aus meiner Klasse einen »Bunten Nachmittag« mit einem Überraschungsprogramm, zu veranstalten. Kurze Theater-Aufführungen, sportliche Darbietungen, eine Tombola, vorgetragene Gedichte und musikalische Darbietungen sollten das lockere Programm abrunden.

Unsere Schule verfügte über eine sehr geräumige Aula, mit großer und erhöhter Bühne. Über Wochen probten wir in aller Heimlichkeit. Ich selbst moderierte in meinem noch gut erhaltenen, von meinem Vater genähten Kommunionanzug.

Bis auf den letzten Platz waren alle Stuhlreihen der Aula besetzt. Viele Schüler aus anderen Klassen, begleitet von ihren Eltern – fast alle Lehrer unserer Schule hatten sich eingefunden, und warteten gespannt, was wir aufzuführen gedachten. Zwei meiner Mitschüler bekamen so starkes Lampenfieber, dass sie sich nicht trauten weiter mitzumachen. Der Rest der Mannschaft wollte nicht aufgeben. Im Sportunterricht fand ich großes Vergnügen, mit einem Rhönrad zu turnen. Eingehangen in diesem großen, runden Rohr-Gestell konnte ich mich

vorwärts und

rückwärts, teilweise kopfüber in alle Richtungen fortbewegen. Dummerweise konnte ich mich nicht umkleiden und turnte so in meinem Anzug, in dem Turngerät hängend, über die Bühne. Ein Mitschüler zur Bildung einer »Menschenpyramide« war ausgefallen. Jetzt sprang ich nochmals ein; wiederum nicht sportlich gekleidet, und sah zwischen den passend, in Turnkleidung gehüllten Mitschülern, etwas befremdlich aus. Von den vielen Besuchern, die sich in der Aula einfanden, bekamen wir riesigen Beifall. Bis dahin ein voller Erfolg!

Leider hatte ich die drohenden, politischen Zeichen der Zeit nicht verstanden. Zum Ende unserer Veranstaltung erlaubte ich mir einige unverzeihliche Fehler. Der erste Fehler unterlief mir schon bei meiner Tombola-Veranstaltung, mit den als Gewinn vorgesehenen, bisher ungenannten »Überraschungspreisen«.

Von einer Tante aus West-Berlin bekam ich als Geschenk für diesen Zweck eine 250g-Packung (westlichen) Bohnenkaffee. Dieses Paket Kaffee stiftete ich als ersten Preis für die Tombola als absoluten Hauptgewinn.

(Anzumerken: In Ost-Berlin wurde Bohnenkaffee wie »braunes Gold« in kleinen 25- und 50-Gramm-Tüten verkauft.)

Etwas ganz Besonderes wollte ich als ersten Preis abliefern. Unglücklicherweise gewann diesen Hauptpreis einer unserer Lehrer. Natürlich freute er sich seinen Gewinn auf der Bühne in Empfang zu nehmen, ohne zu ahnen, dass er vor allen Zuschauern ein 250g-Paket West-Kaffee in die Hand gedrückt bekam.

Er zuckte förmlich zusammen, ließ sich jedoch seinen Unmut nicht gleich anmerken. Sehr schnell verschwand er von der Bühne, ich übergab die von Mitschülern in Eigenarbeit selbst gefertigten, verbliebenen restlichen Preise.

Um das Desaster noch zu vervollständigen, hatte ich für das Ende unserer Veranstaltung extra ein Abschiedslied einstudiert. Ein Lieblingslied von mir, im Original gesungen von: Louis Daniel »Satchmo« Armstrong, einem bekannten amerikanischen Jazztrompeter und Sänger. Ohne Musikbegleitung sang ich ganz allein auf der Bühne, zum Ende des »Bunten Nachmittags«, eines seiner schönsten Lieder: »Lulalulalei – Uncle Sychmo's Lullaby. Für das DDD-Staatssystem eine klassenfeindliche textliche Katastrophe!

**Hier ein kleiner Textauszug:**

*Louis: lulalulalu – lulalulalei*

*uncle sachmo's lullaby*

*Kinderstimme: ich sag gute Nacht*

*Louis: and i say good night*

*Kinderstimme: schon leuchtet ein Stern*

*Louis: yes i see the light*

*Kinderstimme: die Sonne geht schlafen – der Tag ist vorbei ...*

Schon während meines Beitrags breitete sich eine eisige Stimmung unter den Anwesenden aus. Einige sahen verlegen zu ihren Sitznachbarn, um dessen Reaktion auf dass, was oben auf der Bühne geschah, einzuschätzen. Beifall spenden, oder nicht? Die erstaunten, fast ungläubigen Blicke einiger der vielen Zuschauer irritierten mich; doch bis zum Ende des Liedes hielt ich durch. Nur sehr verhaltener Höflichkeitsapplaus belohnte meinen Gesangsbeitrag. Der Pionierleiter zeigte wütend mit der Hand zur Tür; wollte mich unbedingt sprechen. Seine Handbewegung ließ keinen Widerspruch zu. Einen »Bunten Nachmittag«, zum ersten Mal von mir organisiert – natürlich war ich unheimlich aufgeregt, verstand im ersten Moment überhaupt nicht, was um mich herum geschah.

Die unerwartete Reaktion, auf die bisher gut verlaufene Veranstaltung, erschien mir rätselhaft: Welch grober Fehler war mir unterlaufen, was hatte ich falsch gemacht? Eine simple Lösung des Rätsels: Ich hatte es gewagt, ein westliches Lied, mit stellenweise englischem Text, in der Schulaula vor allen Schülern und vielen eingeladenen Eltern zu singen. Der Lehrer brüllte mich im Lehrerzimmer lautstark zusammen. »Wie ich das wagen konnte?!«, »dem Ansehen der Mitschüler meiner gesamten Klasse hätte ich damit geschadet«, »mir als »Jungen Pionier« müsste es klar sein, welchen Schaden ich damit anrichten würde«. Von da an durften Veranstaltungen ohne Rücksprache mit Schulleitung oder Pionierleiter nicht mehr stattfinden. Mit der unbedachten Liedauswahl gefährdete ich unbewusst auch meinen Vater. Der Vorwurf: Der Sohn hört westliche Musik, verfügt über westliche Produkte – die vom Klassenfeind der DDR, stammten – ein unverzeihlicher Erziehungsmangel. Daran konnten nur viele unerwünschte Westkontakte mitschuldig sein.

---

***Die Schule fordert auf die eigene Familie zu denunzieren.***

---

Anfang 1961, noch vor endgültiger Grenzschießung, erhielten wir Schüler, während des Schulunterrichts eine Aufgabe der besonderen Art. Auf einem Zettel sollte jeder Schüler unserer Klasse einen nachfolgenden Text aufschreiben.

(Gedächtnisprotokoll, inhaltlich nachempfunden):

Ich, als Schüler und »Junger Pionier« Michael Synowzik, verpflichte mich, meine Eltern, Geschwister und Verwandten darauf hinzuweisen, dass das Hören von allen westlichen »Front- und Hetz-Sendern«, wie RIAS, SFB, usw., verboten sei. Gleiches gilt auch für den Empfang des westlichen Fernsehens. Würden z.B. meine Eltern, oder Geschwister, meinem Hinweis nicht Folge leisten, könnte ich zur Unterstützung meinen zuständigen Pionierleiter informieren. Ihn sollte ich

dann um seine Mithilfe bitten. (Unterschrift und Datum). – Die von uns geschriebenen Zettel wurden vom Lehrer eingesammelt.

– Natürlich war ein Schreiben dieser Art nicht rechtsverbindlich, doch ein unverhohlener Aufruf die eigenen Eltern, oder sonstige Mitbürger zu denunzieren. Fassungslos schrieb auch ich diese unsinnige Vereinbarung; der Versuch sich zu verweigern wäre mehr aufgefallen, als dem Wunsch der Schulleitung nachzukommen. Ich beschloss, mich selbstverständlich nicht daran zu halten. Ob diese Aktion nur für die höheren Schulklassen vorgesehen war, ist mir entfallen. Der Hinweis als »Junger Pionier« aufgefordert zu sein die eigene Familie zu verraten, ließ mich vollends an den Zielen der Jugendorganisation zweifeln. Jetzt fühlte ich mich als Kind bedrängt meinen eigenen Vater anzuschwärzen – konnte niemanden befragen, um Rat oder Hilfe bitten, wie ich mich verhalten muss. Als ich meinem Vater von dieser Zettelaktion berichtete, kommentierte er lakonisch: »Es wird immer schlimmer!«

---

#### *Der Umgang mit westlichen Zeitschriften, mit beliebten Comic-Heftchen.*

---

Westliche Comic-Heftchen aller Art waren unter uns Schulkindern sehr beliebt. Für mich zählten Micky-Maus-Hefte, dazu die praktischen schmalen Ausgaben (Piccolo-Heftchen) von »Sigurd« mit Rittergeschichten, »Tarzan« aus dem Urwald, »Nick« mit seinen Weltraumabenteuern, zum beliebten Lesestoff nach meinen Schulbüchern. Untereinander wurde, natürlich nur heimlich, rege getauscht. Durch meine große Verwandtschaft in West-Berlin, deren Kinder selbst sehr gern solche Heftchen lasen, bekam ich die ausgelesenen Hefte oft geschenkt. Schon der Transport aus West-Berlin, manchmal versteckt zwischen meinen Schulsachen im Tornister, erzeugte ein ungutes Gefühl – mir war bewusst: Was ich da machte, war nicht erlaubt. Dass ich in solchen Heften las, verheimlichte ich meinem Vater so gut es ging – denn wenn er die nach DDR-Sprachgebrauch »Westliche Schundliteratur« bei mir fand, nahm er mir diese sofort weg. Seine großen Bedenken: Sie könnten in unserer Wohnung entdeckt werden. Eine Tauschgemeinschaft untereinander bestand aus meinem Bruder Peter, Winfried und meinem Schulfreund Burkhard und weiteren Jungen, die ich nicht näher kannte. Mein Bruder gab mir keine seiner Hefte mehr, nachdem mein Vater ohne Rücksicht auf den jeweiligen Besitzer, alle die er zu fassen bekam, rigoros vernichtete. Er warf sie nicht in eine Mülltonne, sondern verbrannte sie, damit bloß keine zerrissenen Heftreste aufzufinden waren.

Ein letzter Tausch, besser gesagt, Übergabe meiner restlichen Comic-Hefte,

kurz vor unserem ersten Fluchtversuch, ließen meinen Schulfreund aufhorchen. Obwohl er von unseren Fluchtplänen nicht das Geringste ahnte, spürte er, wie ich mich veränderte, fand dafür jedoch keinen erkennbaren Grund. Die von mir sonst so gehüteten »West-Schätze« übergab ich ihm leihweise, mit der Bemerkung: »Die kannst du so lange lesen, wie du willst – ach! Eigentlich kannst du sie ruhig behalten. Er hatte den Eindruck, dass ich die Hefte nicht mehr zurückhaben, sie ihm überlassen wollte. (Dieser von mir fast nebenher geäußerte Satz, gab ihm dermaßen zu denken dass er noch Jahrzehnte in seiner Erinnerung blieb.) So schnell konnte eine unbedachte Äußerung, zumindest Argwohn oder ungewünschte Aufmerksamkeit erregen! Bei Burkhard kein Grund zur Sorge, ein Fremder hätte sich darüber eventuell andere Gedanken gemacht.

---

**Zerfall macht sich bemerkbar – ein Trainer schmeißt alles hin.**

---

In unserem Vorderhaus, gleich neben dem Haupteingang, eröffnete ein Fecht-Studio. Hier war es möglich unter einem in West-Berlin wohnenden Fecht-Lehrer, die Kunst des Fechtens zu erlernen. Ein gebürtiger Schweizer baute die dort vorhandene große Wohnung für diesen Zweck um. Florett-, Degen-, und Säbel-fechten, in dieser Reihenfolge, je nach fortgeschrittenem Lernerfolg, bot er seine Kurse an. Ein sehr ruhiger und freundlicher Mensch. Ohne Bezahlung durfte ich einige Stunden mir den ganzen Fechtbetrieb ansehen, ja sogar probenhalber mitmachen. Mein Vater erlaubte mir an einem Florett-Kurs teilzunehmen, und bezahlte auch die anfallenden, recht preiswerten Kursgebühren. Zwei Mitschüler aus meiner Klasse trainierten mit mir zusammen, Claudia S. und ein Junge, dessen Name ich vergessen habe. Die ersten Wochen zeigten sich sehr anstrengend. Auf den ersten Blick öde, und langweilig erscheinende Grundstellungsübungen musste ich beherrschen, um dann erst die nachfolgenden und sich immer schwieriger gestaltenden Übungen zu bewältigen. Das Eingangstraining zeigte dem Trainer zugleich das Durchhaltevermögen des Neulings; ob es tatsächlich Sinn machte, ihn noch weiter zu trainieren. Ein überaus faires Angebot, der Trainer gab sich mit den lernwilligen Fechtneulingen sehr viel Mühe. Mir machte diese Sportart außerordentlich großen Spaß. Die entsprechenden Fecht-Anweisungen wurden nur in französischer Sprache erteilt. Das imponierte mir besonders! In den ersten Übungsstunden erhielt ich ein Leih-Florett und die benötigte Gesichtsschutzmaske.

Nach einiger Zeit kaufte mir mein Vater eine gebrauchte Ausrüstung für die weiteren Trainingsstunden. Vor Beginn der anstehenden Sommerferien, wollte ich vor dem Aufenthalt im Pionierlager, einige Trainingsstunden mehr als sonst ab-

solvieren. Der elegante Fechtsport hatte mich fest im Griff, ich freute mich auf jede Übungsstunde. Um so größer mein Erstaunen, als an einem Trainingstag die Fechtschule geschlossen blieb. Auch der nächste Trainingsunterricht viel ohne Ankündigung aus. Niemand konnte mir erklären, warum das Studio geschlossen blieb. Es dauerte eine geraume Zeit, bis hinter der vorgehaltenen Hand das Gerücht aufkam: »Der hatte die Schnauze voll – der ist endgültig in den Westen abgehauen!«

Der Besitzer der Fechtschule spürte wohl schon frühzeitig die schleichende Veränderung seiner politischen Umgebung. Alles, was er vorher mit viel Eigenleistung in der alten Wohnung renovierte und investierte, ließ er zurück. Jetzt stand ich mit meiner nutzlos gewordenen Ausrüstung da, ohne weiter trainieren zu können. Eine naheliegende Ausweichmöglichkeit zur Fortsetzung des Trainings gab es leider nicht.

Erdbeeren waren der berühmte Tropfen, welcher bei mir (damals 11 Jahre alt) das Fass zum Überlaufen brachte - schon lange vor dem Bau der Berliner Mauer im August des Jahres 1961.



Mit dem Geld, das mein Vater in Ost-Berlin verdiente, konnte man zur Not leben, wurde satt, doch Sonderwünsche waren nicht drin. Zudem glich das Einkauf in der DDR oft einem Glücksspiel, bei dem man oft verlor: Hatte man Geld, waren die Regale meist leer – oder es gab etwas zu kaufen, aber das Geld war gerade knapp. So hielten wir unser Ost-Geld zusammen und versuchten, auf Erfüllung besonderer Wünsche zu sparen. Ein kleiner Lottogewinn, etwa 4.000 Mark, in der Ost-Berliner Staatslotterie brachte uns eine Summe ein, mit der wir uns ein Gartengrundstück in Bernau pachteten. Dort lebte, in einem kleinen ziemlich verwohnten Einfamilienhaus, ein älteres Ehepaar, welches dort bis an ihr Lebensende wohnen bleiben sollte. Sie mochten meinen Vater und nach ihrem Ableben würde es an ihn übereignet.

Wir kauften zudem ein weiteres Grundstück, ganz in der Nähe, in einem kleinen Vorort von Bernau, in Zepernick. Unser Wunsch war es, hier einmal ein kleines neues Haus zu bauen, um aus der Großstadt aufs Land zu ziehen. Mit dem Verkauf eines der Grundstücke sollte dieses Vorhaben finanziert werden. Ob Modernisierung oder Neubau; eine Entscheidung stand offen.

Wir konnten ein kleines Grundstück am Stadtrand von Berlin, in Berlin-Blankenfelde pachten und nach eigenen Vorstellungen herrichten. Auf dem Grundstück standen einige tragfähige Obstbäume. Außerdem bauten wir an den Wochenenden dort Bohnen und anderes Gemüse an, um uns so mit vielen Lebensmitteln selbst zu versorgen. Die Gartenarbeit an den Wochenenden, zeigte sich ziemlich anstrengend und kräfteaubend. Gleichzeitig war es sehr schön, über eine Möglichkeit zu verfügen eigene Produkte anzubauen.

In Blankenfelde haben wir hauptsächlich Erdbeeren geerntet. Erdbeeren deswegen, weil wir Verbindungen zu einem West-Berliner Café hatten – das Haus ist sehr renommiert und existiert noch heute »Café Kranzler« -, dass uns die frischen Früchte sehr gerne abkaufte.

Die Ost-Mark war damals als Währung in den westlichen Gebieten, in denen es alle erstrebenswerten Waren zu kaufen gab, absolut verpönt und offensichtlich fast wertlos. Besaß man Westgeld, wurde es im Verhältnis 1 zu 4 manchmal 1 zu 5 umgetauscht. 10 Pfennig West brachten bis zu 50 Pfennig Ost. Was lag also näher, als unsere Erdbeerernte gewinnbringend im Westen zu verkaufen? Die Ernte hatten wir mühselig erarbeitet, sie war schließlich unser Eigentum.

Auf unserem Gartengrundstück gab es weder fließendes Wasser, noch elektrischen Strom. Eine Grundwasser-Handpumpe förderte das benötigte Gießwasser aus dem Boden, in ein in die Erde eingelassenes, altes großes Ölfass. Ich durfte, musste, von Hand das Gießwasser pumpen, pumpen, pumpen. Mein Vater nahm zwei große Gießkannen auf einmal und goss oftmals bis in die Dunkelheit hinein unsere vielen, vielen Erdbeerpflanzen. Ca. 300 qm wurden so mühselig bewirtschaftet. Angespornt von dem Gedanken, die Ernte verkaufen und damit auch mal selbst etwas im Westen einzukaufen, fiel mir die Arbeit etwas leichter. Die Vorstellung, eine Tafel »echte« Schokolade mit »echtem« Kakao kaufen zu können, linderte so manchen Muskelkater. Der Gedanke an zuhause nicht erhältliche Südfrüchte gab nochmals zusätzlichen Auftrieb.

Zwischen Blankenfelde und dem Bahnhof Friedrichstraße, in dessen Nähe wir wohnten, führten die S-Bahn-Linie fast gänzlich durch Ost-Berlin bzw. den Ostsektor. Eine S-Bahn-Station auf unserer Fahrstrecke, war eine Haltestelle in West-Berlin. Die Station trug und trägt heute noch den aufbauenden Namen »Gesundbrunnen«. Von hier aus stiegen wir stets auf die S-Bahn-Linie um, welche zum Café-Betrieb im West-Berliner Zoovierteil fuhr. Natürlich war diese Haltestelle dem DDR-Regime bekannt, und ein Dorn im Auge, dass auf diesem Weg Ware aus ihrer Sicht, unerlaubt aus- und eingeführt wurde. Daher richteten sie in den jeweils letzten S-Bahnstationen vor dem Westen einfach eine Zollstation ein. An dieser Zollstation innerhalb Deutschlands kontrollierten »Deutsche nun Deutsche« und erkundigten sich, ob etwas von Deutschland nach Deutschland transportiert werde. Diese Zollgrenze gehört zu den Gegebenheiten, die mein Denken und Fühlen in Bezug auf meine Heimat und den DDR-Staat, in dem ich als Erwachsener leben sollte, nachhaltig veränderten. Eine Heimfahrt am Sonntag stand an: Da hatten wir nun in zwei großen Henkelkörben unsere mühevoll gezogenen, gepflegten und geernteten Erdbeeren. Weil die Körbe so schwer waren, hingen wir sie an unsere alten rostigen Fahrräder und schoben sie auf dem ca. 20-minütigen Fußweg vom Garten bis zur S-Bahnstation Blankenfelde. Die Räder ließen wir verschlossen stehen. In der S-Bahn saßen wir auf alten Holzbänken, unter den Sitzen leicht nach hinten geschoben standen die zwei gefüllten Körbe. Bei der Einfahrt in den S-Bahnhof »Malow« mit seiner Zollstation überkam mich immer ein beklemmendes Gefühl. Mitten auf dem Bahnsteig war das kleine Zollhaus zu erkennen. Grau, hässlich, klein, aber übermächtig wirkend. Das Ritual war fast immer gleich. Die Türen der S-Bahn öffneten sich luftdruckgetrieben mit unnachahmlichen Zischen. Drei Personen in Uniform betraten den S-Bahnwaggon. In der Regel ein russischer Soldat und dazu zwei Ost-Deutsche Zollbeamte. Die russische Begleitung trug immer ein Maschinengewehr, eine Kalaschnikow mit unverkennbarem Tellermagazin, bei sich.

»A-Z-K-W«, tönte es aus Richtung Tür. Die bürokratische Abkürzung bedeutete: A = Amt für / Z = Zoll und / W = Waren / K = Kontrolle. »AZKW – haben Sie etwas anzugeben?!«, kam es sächsisch breit aus dem Mund des deutschen Zollbeamten. Der Russe sagte nichts, hielt sich nur an seiner Kalaschnikow fest und betrachtete das Ganze teilnahmslos. Die Frage richtete sich an alle Fahrgäste in der S-Bahn. Keiner sagte etwas – wir auch nicht! Warum auch? Wir hatten ja nur unsere eigenen Erdbeeren dabei.

Dann rief der Sachse erneut: »Ausweise zur Kontrolle bereithalten!« Ein freundliches »Bitte« gab es bei diesem Zoll-Trio nie. Wir saßen auf der zweiten Holzbankreihe in der Nähe der S-Bahntür. Nachdem die erste Reihe wortlos kontrolliert wurde, waren wir dran. Ich hatte einen Kloß im Hals. Auch der Bauch tat seltsam weh. Ich hatte meinen Pionierausweis nicht so schnell aus meiner Jackentasche und fummelte etwas nervös an meiner Jacke herum, um ihn so schnell wie möglich vorzeigen zu können.

Dabei fiel der Blick der Zöllner in die Ecke, in der wir die Körbe abgestellt hatten. Nun kam, was kommen musste: »Was haben Sie da unten in den Körben?!« Der Zöllner sah meinen Vater an. Über die Körbe hatten wir Zeitungspapier gelegt, damit die Erdbeeren nicht verschmutzen. Mein Vater sagte mit leicht zittriger Stimme: »Erdbeeren, die wollen wir nach Hause bringen.« Der Kloß in meinem Hals schien anzuschwellen. Derweil sich der Zöllner zu mir hinbeugte, und mit der rechten Hand meinen Pionier-Ausweis nahm, zog er mit der Linken das Papier vom Korb. Jetzt war wohl der Punkt erreicht, an dem er seine Macht spürte und etwas »Unrechtes« witterte. Sehr laut sagte er: »Sie wollen mir doch wohl nicht erklären, dass sie die alle alleine auffressen?!« Er sagte tatsächlich »fressen«. Mein Vater war sichtlich angespannt und wurde nun ebenfalls laut: »Ja selbstverständlich! Was denken Sie denn?!« Der Russe sagte nichts. Hielt jetzt aber sein Maschinengewehr demonstrativ in die Richtung meines Vaters, ohne es durchzuladen. Da mein Vater nach dem 2. Weltkrieg im Kriegsgefangenenlager in Russland solche Situation oft erlebte – wir uns aber im Frieden befanden – war für ihn unverständlich eine Waffe auf sich gerichtet zu sehen. Er wurde rot und gleichzeitig blass, rang nach Luft. »Ich als Bürger der DDR«, betonte er, »habe gemeinsam mit meinem Sohn im eigenem Garten Erdbeeren gezogen, die es in der Hauptstadt der DDR meistens nirgendwo zu kaufen gibt. Und jetzt kommen Sie und fragen, ob meine Familie und ich es schaffen, diese Erdbeeren allein aufzufressen.« Er betonte das Wort »fressen«. »Sind sie eigentlich bekloppt!« Da sprach der zweite deutsche Zöllner, der sich bisher nur teilnahmslos zeigte, sehr leise, was ich besonders bedrohlich empfand, meinen Vater direkt, ganz kurz an: »Mitkommen!« In dem Moment lud der Russe hörbar sein Gewehr durch. Geschossen hätte er sicher nicht, doch sollte hier die unbeugsame Macht zum

Ausdruck gebracht werden. Die Staatsmacht. »Papa – Papa, es ist gut«, ich fing fast zu weinen an. »Geb denen doch die Scheiß-Erdbeeren.« Für mich bedrückend war, dass alle anderen Mitreisenden demonstrativ wegsahen, oder sich bemühten, bloß nicht aufzufallen. Doch: Was sollten sie auch machen? Wir wurden in die Mitte genommen und zum besagten kleinen grauen Zollhaus geführt. Die Körbe mussten wir selbstverständlich selbst tragen. Mein Gefühl sagte mir: »Die Erdbeeren nehmen die uns jetzt weg!«

Mein Vater wurde plötzlich wieder ganz ruhig. Im Zollhäuschen waren wir mit den Zollbeamten allein; diskutieren oder gar um Nachsicht bitten, wäre schon im Ansatz vollkommen sinnlos; das war ihm bewusst. Jetzt hieß es in amtlichem Ton: »Die Ware wird beschlagnahmt, eine Ausfuhr wird untersagt, für die Beschlagnahme erhalten Sie eine Quittung.« »Mit der nächsten S-Bahn, ohne die von uns beschlagnahmte Ware, dürfen Sie die Fahrt fortsetzen.« »Sollten Sie gegen diese Beschlagnahme Einspruch erheben, wenden Sie sich an die dafür zuständigen Staatsorgane.« In der Zeit, als der Zollbeamte uns das Ergebnis seiner Beschlagnahme mitteilte, füllte er eine etwa postkartengroße Quittung aus. Er händigte sie uns ohne weiteren Kommentar aus: »Sie können gehen!« – damit war alles gesagt!

Traurig und bedröppelt zogen wir von dannen. Bis die nächste S-Bahn für den anstehenden Nachhauseweg eintraf, warteten wir noch ca. 30 Minuten. Über das uns widerfahrene Unrecht, noch kochend vor Wut stiegen wir ein. Der Zug fuhr an und wir näherten uns dem Zollhaus. Während der Vorbeifahrt musste ich mit ansehen, wie der sonst so teilnahmslos wirkende deutsche Zöllner, eine Handvoll Erdbeeren demonstrativ hochhielt und sie vor meinen Augen genüsslich verspeiste. Mein unglaublicher Zorn ließ sich nicht zurückhalten. Laut brüllte, schrie ich meinem Vater an: » Wasser – Gepumpt, gepumpt, gepumpt – und der frisst meine Erdbeeren!« Einige Fahrgäste sahen erschrocken, irritiert und verständnislos zu mir herüber. Sie konnten nicht ahnen, was in mir vorging. Vor unbändiger Wut schossen mir Tränen in die Augen.

Natürlich hatten vorher, bis zum Bau der Mauer, einige Körbe den Weg zum Verkauf in den Westen gefunden. Oft mit der SED-Zeitung »Neues Deutschland« getarnt, unterm Sitz, auf dem Boden stehend, verdeckt. Trotzdem endete im Zollhäuschen oftmals eine S-Bahnreise mit diesem niederschmetternden Ergebnis. Eigentum wurde in der DDR, offensichtlich grundsätzlich als Volkseigentum betrachtet, ohne Rücksicht, wer die Leistung erbrachte. Dies sollte gelebter Sozialismus sein? Doch mit 11 Jahren verstand ich nur, dass der »olle Ulbricht« uns die mühsam herangezogenen Erdbeeren stahl, einfach klaute!

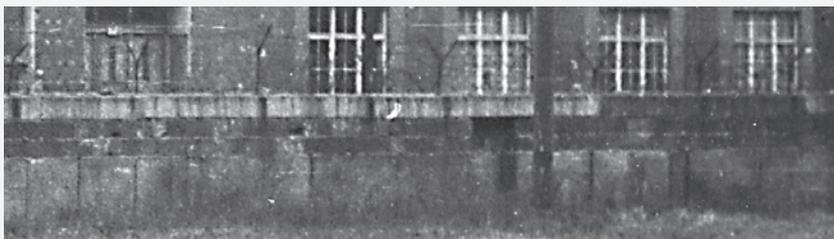
Solche Ungerechtigkeiten bedrückten mich mehr und mehr. Mein Glaube an den demokratischen Staat »DDR« zerbröckelte merklich.

1961 – Das Jahr war schon einige Monate alt. Bis dahin waren meine Besuche bei West-Berlinern Verwandten, problemlos möglich. Selbst im weiter entfernten West-Deutschland, in Bochum und Düsseldorf, hatte ich schon öfters Verwandte besuchen können. Dass wir immer wieder zurück nach Hause, nach Ost-Berlin fuhren, war für mich selbstverständlich.

Anfangs bemerkte ich nicht, welche dunklen Wolken sich zusammenzogen. Unzufriedenheit unter den Bewohnern der DDR breitete sich unaufhaltsam aus. Die Nachrichtensendungen im West-Radio oder Fernsehen berichteten über einen gewaltig ansteigenden Flüchtlingsstrom nach West-Berlin. Täglich verließen Tausende die vom Westen benannte »Sowjetzone«. Viele verließen ihre Heimat auf ganz normalen Wegen, oft ihr gesamtes Hab und Gut zurücklassend. Nur weg aus diesem hoffnungslosen System! Wer im Osten eines der seltenen Fernsehgeräte besaß, konnte selbst mit ansehen, wie Menschenmassen mit Koffern und wenigem Handgepäck an der nächstliegenden West-Berliner S- oder U-Bahn-Haltestelle ausstiegen. Politische Repressalien, Behinderungen in der beruflichen Laufbahn, ideologischer Druck an den Schulen und Universitäten, wirtschaftlicher Mangel auf allen Ebenen des täglichen Bedarfs waren die Gründe für diese Massenflucht.

Einige der Meldungen und Nachrichten hatte ich im Laufe der Zeit natürlich mitbekommen, sah jedoch darin keine Vorzeichen, dass sich mein Leben in absehbarer Zeit verändern würde.

### ***Ein schreckliches Grenzstück auf der Zimmerstraße.***



Bildquelle: Foto-Studio Kirsch, Berlin, Fotograf: Alfred Kirsch – um 1962. (extrem vergrößert)

Am 13. August 1961 änderte sich schlagartig mein – und das Leben der gesamten Familie. Die rund um Ost-Berlin bestehende Zonen-Grenze wurde über Nacht geschlossen; in kürzester Zeit hermetisch abgeriegelt. Sie trennte unüberwindlich und grausam, viele Familien. An diesem schrecklichen Tag befand ich mich nicht

zu Hause in Berlin. Es war die Zeit der großen Schulferien. Wie im vergangenen Jahr verbrachte ich einen großen Teil der Ferien wieder im Pionier-Zeltlager. Es war sehr schön mit vielen Klassenkameraden und Schülern aus anderen Schulen gemeinsam die Ferien zu verbringen. Von zu Hause entfernt, ohne ein Telefon benutzen zu können, hatte ich keine Verbindung zu meinem Vater.

Während dieser Schulferien lernte ich mit weiteren Klassenkameraden im Pionierlager, im Gleichschritt zu marschieren. Sogar wie man ein Gewehr auf Befehl präsentiert, wurde mir beigebracht. Dazu erhielt ich ein Luftgewehr, durchladbar wie ein Karabiner, ein schmales Magazin mit kleinen Rundkugeln ließ sich als Munition einstecken. (Auf einigen Kirmesplätzen sind diese alten Luftgewehre manchmal noch heute anzutreffen.) Dieser Drill war einerseits ungewöhnlich, aber nicht unbedingt störend. Im Gleichschritt ließen sich Wegstrecken bei Wanderungen durch die Natur, tatsächlich erheblich besser zurücklegen, gezwungen wurde man nicht, eher »angehalten«. Mit diesen neuen Fähigkeiten ausgestattet kam ich mir als »Junger Pionier«, so wie viele andere die mitmachten, großartig vor. Schleichend eine Vorbereitung auf den Kampf gegen den, wie so häufig erwähnten »West-Agressor«. Im Zeltlager lernte ich hervorragend mit dem Luftgewehr auf Scheiben zu schießen – meine Ergebnisse konnten sich sehen lassen. Es gab die üblichen Nachtwanderungen und Geländespiele. Auch freiwillige Nachtwachen ließ der Pionierleiter uns übernehmen. Die Nachtwachen machten mir unheimlich Spaß. Sich nachts im Dunkeln auf dem Pionierlagergelände aufzuhalten, war aufregend und vermittelte mir das Gefühl Verantwortung zu tragen. Mit einer Taschenlampe bewaffnet, bewachte und beobachtete ich das Ferienlager. Meine Aufgabe bestand darin, es gegen einen vermeidlichen Feind aus dem Westen, zu beschützen. Für mich als 12-Jährigen: aufregend, spannend, abenteuerlich – und angenehm weit weg von zu Hause. So die Schulferien zu verbringen, empfand ich normal.

Die sonst lockere Ferienstimmung veränderte sich auf einmal. Übliche Wanderungen oder Geländespiele außerhalb des Lagers wurden ohne vorherige Ankündigung abgesagt. Wir wurden angewiesen, trotz des schönen Wetters, uns innerhalb oder dicht bei den zugewiesenen Zelten aufzuhalten. Die einzelnen Kinder in den jeweiligen Zelt-Gruppen wurden abgezählt und in Listen eingetragen. Zwischendurch gab es sporadische Kontrollen, ob alle Kinder sich in ihren zugewiesenen Zelten aufhielten.

Man schrieb den 13. August 1961. Den Nachmittag über breiteten sich unter der Zeltlager-Leitung und der Pionierleitung, Unruhe und hektische Betriebsamkeit aus. Dieser sonderbare, für mich unerklärliche Stimmungswandel verstärkte

sich, je später es wurde. Die sonst lockeren Anweisungen erhielten den nicht unüberhörbaren »Das-muss-so-sein-Ton«. Dass der langsam ausklingende Tag nicht wie sonst ablief, spürten wir alle; spätestens als die übliche Schlafenszeit angekündigt wurde. »Niemand von euch darf sein Zelt nach 20 Uhr verlassen! Wer sich nach Einbruch der Dunkelheit noch außerhalb der zugewiesenen Zelte aufhält, kriegt ganz großen Ärger!« Nachtwachen gab es in dieser Nacht auch keine. Ich fragte meinen zuständigen FDJ-Gruppenleiter: »Ist dass denn jetzt so richtig ernst gemeint? Und wenn ich aufs Klo muss, was dann?« Die Frage war eher im Spaß gestellt. »Du wirst mir Bescheid sagen, und wenn noch jemand muss, sammelt ihr euch und ich komme mit«, antwortete er kurz. »Sonst bleibt ihr im Zelt!« Sein ruppiges Verhalten konnte ich mir nicht erklären.

Das Zeltlager verfügte über einen kleinen Fahnenappellplatz, hier sollten wir uns nun versammeln, die Anweisungen wurden nochmals unmissverständlich wiederholt: »Alle mal herhören! Uns ist bekannt, dass einige von euch Transistorradios dabei haben. Ich erwarte, das alle, ich betone ausnahmslos alle, ihre Radios gleich bei mir im Hauptgebäude vorn am Zeltlagereingang abgegeben! Das ist kein Spaß! Wer sich nicht an diese Anordnung hält, muss morgen früh sofort nach Hause, wird ins Schulklassenbuch eingetragen und bekommt richtig Ärger mit dem Pionierleiter!« Was sich hinter den Anweisungen verbarg, dafür gab es keine Erklärungen – weitere Fragen waren eindeutig unerwünscht, sie würgte man einfach ab. Der letzte Aufruf folgte: »So jetzt ab in die Zelte, aber vorher noch waschen!«, damit war der Abend für uns gelaufen.

So weit ich mich erinnern kann, wurden drei, vier kleine Transistorradios, allesamt aus westdeutscher Produktion, eingesammelt. Wer solch ein Radio besaß, war der Pionierleiter seltsamerweise bekannt. Es gab bei Ferienbeginn keine Anweisung dem Pionierleiter mitzuteilen, wer über ein Transistorradio verfügt. Die Zelt-Lagerleitung wusste es einfach! Als ich nun in meinem Feldbett lag, erfuhr ich durch Flüsterpropaganda, dass »westliche Provokateure« in Berlin, angeblich ihr Unwesen trieben. Zu unserem Schutz sollten wir unbedingt den Anweisungen der Pionierleiter folgen. Der »Klassenfeind«, wer auch immer das sei, hätte versucht auf dem Territorium der DDR, Sabotageakte durchzuführen. Mehr dürfe nicht gesagt werden. Weit nach Mitternacht wurde ich von lauten Motorengeräuschen geweckt. Ob Hubschrauber, Panzer oder andere schwere Fahrzeuge diese verursachten, konnte ich nicht raushören, doch kamen sie aus unmittelbarer Nähe unseres Zelt-Lagers. Um mich herum, über mir dröhnte es. Während ich über die Herkunft des Lärms nachdachte, flüsterte mir mein Bett Nachbar, der ein zweites kleines Radio besaß, es aber heimlich behielt: »Du glaubst es nicht, die machen die Grenze zu!« Aufgeregt raunte er mir zu: »Im Radio haben die gerade gesagt, es sind jede Menge Polizei und Soldaten an der Grenze,

die überall große Mengen von Stacheldraht verlegen. Das Brandenburger Tor ist gesperrt. Der Weg zum Westen wird dichtgemacht«. Wortfetzen unseres kurzen Gesprächs gelangten nach außen – in befehlsmäßigem Ton wurden wir aufgefordert die Nachtruhe einzuhalten. Vor Aufregung konnte ich nicht mehr einschlafen, konnte nicht glauben, was ich zu hören bekam. Welche dramatischen Folgen die Grenzsperrung mit sich bringt, erfasste ich nicht. Die Weckprozedur mit einer Trillerpfeife verlief so wie immer. Auffällig nur, dass einige Grenzsoldaten auf dem Gelände herumliefen. Der Pionierleiter ließ uns nach Wäsche und Frühstück wissen: »In Berlin werden grenzsichernde Maßnahmen ergriffen, um Provokationen von westlichen Agenten und Militaristen zu unterbinden. Deshalb werden wir jetzt die Ferien hier im Zeltlager abbrechen und ihr alle fahrt heute noch nach Hause. Mehr kann ich euch nicht sagen. Alle packen jetzt ihre Sachen – wir fahren in wenigen Stunden!«

Wieder zuhause in angekommen, empfing mich mein Vater mit Tränen in den Augen: »Micha, das kann doch alles nicht war sein!«

Ich wollte mich selbst überzeugen und lief direkt ans Ende unserer Wohnstraße. Dort war ja die Grenze nach West-Berlin – das wollte ich mir ansehen. Aufgerollter Stacheldraht versperrte den Zugang zur »Kronprinzen-Brücke« am Ende der Straße. Der Weg, auf dem ich bisher problemlos über die Spree, nach West-Berlin laufen konnte, war jetzt versperrt! Davor liefen zwei Grenzposten auf und ab. Näher an die Brücke ließen die Posten mich nicht heran, unwirsch schickten sie mich weg. Einige Straßen die an der Grenze endeten, nun auch mit Stacheldraht versehen, lief ich ungläubig ab. Überall das gleiche Bild: Stacheldrahtverhaue, Grenzposten, LKW's mit Baumaterialien – wo ich auch hinkam, Grenzposten achteten darauf, dass sich niemand den Absperrungen näherte.

Die Tragweite dessen was ich sah,erfasste ich nicht. Alles zeigte sich so unwirklich – ja, aufregend anzusehen; anfangs verdrängte das Unbekannte jeden Gedanken an die Folgen dieser Absperrung. Meine feste Überzeugung: Der Spuk ist bald vorbei – die reißen das Ganze in ein paar Tagen wieder ab. Auf Dauer würden die westlichen Alliierten niemals zulassen, dass ein paar Rollen Stacheldraht eine Stadt so zerschneiden konnte.



**Zurück zum Ausgangsartikel:**

**1.1 Berlin-Mitte im August 1961**

**Bitte gehen Sie zum 1. Buchteil – zur Seite 19 zurück.**

---

**Die Flucht meines Bruders bereitete mir Angst vor der Staatsmacht.**

---

Mein Bruder war aus Ost-Berlin verschwunden. Die im Buch ausgiebig geschilderten Umstände waren Grund genug für mich, sich für West-Berlin zu entscheiden. Ängste ließ mich bis zur geglückten Flucht nicht mehr los.

Zu sehen, wie mein Vater unter seiner ihm verhassten Arbeitstätigkeit litt, stimmte mich sehr traurig. Die ganze Atmosphäre in der Wohnung, die nicht nachlassende Anspannung und Nervosität der Erwachsenen um mich herum wurde immer unerträglicher. Alle hatten auf den folgenden Tag hingelegt und gehofft, die Staatssicherheit würde nicht »Zwecks Klärung eines Sachverhalts« auftauchen. Ich wünschte mir sehnlichst: Das Ganze hätte bald ein Ende. Mir erschien einen Fluchtversuch zu wagen, eine bessere Lösung, als unter diesen Umständen auf die Verhaftung meines Vaters zu warten. Selbst wenn die Flucht gescheitert wäre, war es den Versuch wert – wir probierten es wenigstens!

---

**Unsere Gärten ließen sich nur noch mühselig erreichen.**

---

Die neue Grenzziehung zerschnitt auch das S- und U-Bahnnetz. Linien, die wir normalerweise nach Bernau, Zepernick oder Blankenfelde befuhren, wurden weiträumig um West-Berliner S-Bahn-Haltstellen umgeleitet. Die Fahrten mit der S-Bahn zu unseren Gärten führten, vor dem Bau der Mauer, auf direktem Weg zum Ziel, jedoch über einige Stationen durch West-Berlin. Jetzt ging dies nicht mehr. Nur mit großen Umsteigeaktionen war es möglich, die in entgegengesetzter Richtung liegenden Grundstücke zu erreichen. Das zusätzlich benötigte Einkommen meines Vaters, um die erheblich verschlechterte Bezahlung seiner Arbeit im Kino auszugleichen, fiel plötzlich weg. Der Weg nach West-Berlin zum Verkauf unserer Erdbeeren blieb unbestimmte Zeit versperrt. Die Gärten, nicht nur Nutzgärten, sondern ein schöner Ort zu Entspannung und Erholung, verloren in kürzester Zeit ihren Sinn. Die Fahrt dorthin, mit der zu dieser Zeit angebotenen Umsteigemöglichkeit, dauerte einfach viel zu lange.

---

**Die Mauer trennte mich von meinen im Westen lebenden Verwandten.**

---

Besonders hart die Erkenntnis: Tanten und Onkels die ich sonst so oft in West-Berlin, wann immer ich wollte, besuchen durfte, wurden jetzt nach der Grenzschließung auf unbestimmte Zeit unerreichbar. Von der Verwandtschaft in West-Deutschland, in Bochum, Düsseldorf, oder Delmenhorst angesiedelt, ganz zu

schweigen. Zu allen bestand ein sehr herzliches Verhältnis. Eine Tante von mir lebte in Berlin-Dahlem. Als ehemalige Studienrätin half sie mir, vom ersten Schuljahr an, bei nötigen Leseübungen. Auf den Fahrten zu ihr mit der U-Bahn, lernte ich anhand der in »Fraktur-Schrift« geschriebenen Bahnhofsbeschilderungen, sie zu lesen. In unserer Schulklasse besaß nur ich die Fähigkeit, in dieser Schriftart gedruckte, alte Bücher zu lesen. Das fand ich natürlich ganz toll!

Besonders am Herzen lagen mir meine Tante Tilly und Onkel Alfred Kirsch, damals in Berlin-Friedenau ansässig. Tante Tilly war die Schwester meines Vaters und eng mit unserer Familie verbunden. Mein Onkel betrieb ein für damalige Zeiten sehr modernes Fotoatelier. Von Hochzeitsfotos vor Ort, bis zu hochwertigen Fotostudio-Aufnahmen, konnte er allen Anforderungen, mit eingebundener Labortätigkeit, gerecht werden. Die Foto-Tradition setzt sich noch heute, unter Weiterführung der Söhne fort. Vier Kinder, der Jüngste, mit mir fast gleichaltrig, kümmerten sich rührend um mich, ohne das Gefühl zu vermitteln als gut gestellte »Westler« etwas Besseres zu sein. Dort sah ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Fernsehprogramm – natürlich in schwarz-weiß, ein unvergessliches Erlebnis. Wir spielten gemeinsam, mir völlig unbekannt, in Ost-Berlin nicht erhältliche Spiele. Eines beeindruckte mich besonders: Monopoly – davon konnte ich nicht genug bekommen. Viele Familienfeste wurden zusammen gefeiert – für mich als kleinen Jungen, eine wunderschöne Zeit. So lernte ich die weitaus angenehmeren Lebensbedingungen der westlichen Welt kennen, ohne jedoch ein Neidgefühl aufkommen zu lassen.

Niemals wäre mir; und das rein auf mich persönlich bezogen, der Gedanke aufgekommen, von der Reinhardtstraße weg in den Westen zu ziehen: Mein Zuhause befand sich in Ost-Berlin, ohne Wenn und Aber. Jetzt erfolgte mit einem Schlag die unmenschliche, unerwartete Trennung von vielen Familienmitgliedern, einer großen Zahl von Freunden und vielen Bekannten meines Vaters. Ohne mich strafbar gemacht zu haben, fühlte ich mich als kleiner Junge abgeschottet, eingesperrt – ein unerträglicher Zukunftsgedanke.

---

*Der Blick aus der Wohnung zur naheliegenden Grenze, machte es noch schwerer.*

---

Die Tatsache, aus einem winzigen Fenster, ungehindert über die Grenzanlagen in den Westen sehen zu können, führte mir täglich die absurde Situation vor Augen. Einen Kühlschrank besaßen wir nicht. Zur Aufbewahrung von Lebensmitteln diente eine in Berliner Altbauwohnungen häufig eingebaute »Speise-Kammer«. Ich konnte durch das Fenster, über die an unserem Haus vorbeiführende S-Bahn-Linie hinweg, und der dahinter befindlichen Grenzbefestigungen in den West-Ber-

liner Bezirk Tiergarten sehen. Um aus dem Fenster zu schauen, musste ich auf einen Stuhl steigen. Weit aus dem Fenster gelehnt konnte ich auf die Rückseite des »Berliner Reichstages« sehen. Bis zum Mauerbau ging ich zu Fuß dahin, jetzt bedurfte es solcher Anstrengungen, nur einen Blick dahin zu werfen.

### ***Ein kleines Fenster lässt mich den »Westen« sehen.***

*Ost-Berlin, Grenzbezirk Berlin-Mitte, Reinhardtstraße.*

*Von hier mein  
Blick über die Grenze*



*Sperrbereich  
S-Bahn-Kontrolle*

*Ein winziges Speisekammer-Fenster in unserer Wohnung, gab die Sicht auf die vorbeifahrenden S-Bahnzüge frei. Über Bahnlinie und naher Grenze hinweg, sah ich die Rückseite des Reichstages, im West-Berliner Bezirk Tiergarten. Das Foto entstand mit Blick vom westlichen Spreeufer in östliche Richtung.*

Bildquelle: Autorenfotografie ca. 1971.

Von der Straße, dem Schiffbauerdamm aus, sah ich auch den aus Eisengitter bestehenden »Sicherungskäfig«, in dem Kontrollen der in Richtung West-Berlin fahrenden S-Bahnen vorgenommen wurden. Kurz vor Eintreffen der S-Bahn, öffneten Grenzposten ein vorderes Gittertor zum Käfig in Länge des gesamten S-Bahn-Zuges. Nach der Einfahrt verschloss man das hintere Tor und begann mit gründlicher Durchsuchung. Nach deren Abschluss wurde nun das vordere Tor geöffnet und die S-Bahn setzte ihre Fahrt fort. Der Vorgang ist mit einer Schiffsschleuse, oder besser mit der Sicherheitseinfahrt in einem Gefängnis vergleichbar. Nach Eintritt der Dunkelheit kamen Scheinwerfer und Taschenlampen zum Einsatz. Sonderbar: Sehr genau wurden die in den Westen fahrenden Züge kontrolliert, die aus dem Westen ankommenden, nur sehr flüchtig. Nach erfolgtem Mauerbau gab es in der Schule immer die Erklärung: Den uns bedrohenden Feind, müssten die Grenzsoldaten am »Antifaschistischen Schutzwall« daran hindern in die DDR einzudringen. Hier der gut sichtbare Widerspruch.

**Misstrauen und Hoffnungslosigkeit begleitete mich auf Schritt und Tritt.**

Im Schulunterricht sprach man von Deutsch-Sowjetischer Freundschaft, und ich erlebte, dass genau diese Menschen mich daran hinderten, meine Verwandten zu besuchen. Frieden predigten Lehrer, Pionierleiter und FDJ- (Freie Deutsche Jugend) Sekretäre. Bei Radrennen durch Ost-Berlin, sprachen die Rundfunkmoderatoren von einer »Friedensfahrt«. Am 1. Mai-Feiertag, dem »Tag der Arbeit« zogen keine fröhlich, bunt gekleideten Arbeiter über die damalige »Stalin-Allee«, sondern Panzer, Arbeiter-Kampfgruppen und Soldaten im Gleichschritt vorbei.

**Eine friedliche »1. Mai-Feier«.**



*Ein Feiertag an dem wir schulfrei bekamen, doch als »Junge Pioniere« zum Fahnen-schwenken abkommandiert wurden. Die Staatsmacht zeigte Stärke ihrer Waffen.*



Bildquelle: Autorenfotografie ca. 1960.

Eigene Zweifel ließen sich nicht mehr aufhalten, in der Schule stießen die vermittelten politischen Lernstoffe im sogenannten »Staatsbürgerkunde-Unterricht« bei mir auf inneren Widerstand. Was ich mitten in der Stadt an der Grenze hautnah mitbekam, meine persönlichen Einschränkungen – mir war es plötzlich verwehrt das Grab meiner Mutter zu besuchen – ein Teil des Friedhofs lag im Sperrbereich der Mauer; deckten sich nicht mit den vermittelten politischen Aussagen.

Nach erfolgter Grenzschließung würde sich meine Lage in absehbarer Zeit nicht mehr ändern. Alles musste ich hinter mir zurücklassen, um ein neues Leben zu führen: Den Preis dafür zu zahlen war ich von da an uneingeschränkt bereit.

---

*Erholung von meinen Fluchterlebnissen – die erste Reise ins Ausland.*

---

Schon zwei Wochen, nach unserem Ausstieg aus der Berliner Kanalisation, erhielt mein Vater seinen ersten Personalausweis. Ausgestellt am 11. November 1961, von der Stadt Wesel, am Niederrhein – von nun an konnten wir uns als Bundesbürger bezeichnen; ein Neuanfang, mit richtigen West-Papieren.

Erneut brachte man uns in einem Hauptdurchgangslager für Flüchtlinge unter. Zu dritt, mein Vater, Tante Susie und ich, bezogen ein sehr kleines Zimmer, ausgestattet mit Feldbetten und Gemeinschaftsküche für mehrere Familien. Mein Vater suchte eine Wohnung in der Nähe von Düsseldorf und es machte keinen Sinn, vor Ort eine feste Bleibe zu suchen. Sozialwohnungen standen auch zu dieser Zeit nur begrenzt zur Verfügung. Mit hilfreicher Unterstützung der Stadtverwaltung Wesel fand sich mein Vater in der neuen westlichen Welt von Behörden, Rechten und Pflichten, gut zurecht.

Die geschlossene DDR-Grenze brachte jetzt, vier Monate nach ihrer Errichtung, für unsere Belange sogar einige Vorteile: Den starken Flüchtlingsstrom, den das Durchgangslager bis August 1961 bewältigen musste, brach seit August 1961 schlagartig ab. Immer weniger Menschen suchten Unterkunft, Hilfe und Rat im Durchgangslager auf der Gerhardt-Hauptmann-Straße. Die Behörden konnten sich intensiver bemühen, Einzelschicksale wie unseres zu begleiten. Wir besaßen nur die persönlichen Gegenstände, die wir als Handgepäck auf dem Flug nach Hannover mitnahmen. Unser Leben bedurfte einer vollständigen Neuordnung.

Meine psychische und physische Verfassung merkte man mir nicht an. Die Strapazen der Flucht hatten mich doch sehr mitgenommen. Neue Eindrücke, eine andere Umgebung, wieder ein Weg in die hoffentlich bessere, jedoch ungewisse Zukunft – das musste ich erst einmal verarbeiten. Ziemlich verschlossen und ruhig überstand ich die ersten Tage in meiner veränderten Welt. Zerschlagen, aber glücklich.

Um mich vor einem möglichen, verspätet aufkommenden Trauma zu bewahren, sollte ich für einige Zeit auf Erholungsurlaub an die Nordsee nach Holland. Mir gab man so Zeit zur Regenerierung, und meinem Vater mehr Freiraum, ohne sich um seinen Sohn sorgen zu müssen, die notwendigen bürokratischen Aufgaben zu erledigen. Mit Hilfe der »Arbeiterwohlfahrt« und ihrer Bruderorganisation, dem holländischen »Internationale Hulpwerk« wurde eine Erholungsreise organisiert. Holländische Familien nahmen deutsche Flüchtlingskinder, die genau wie ich in den kleinen Zimmern der Notunterkunft leben mussten, über die Weihnachtstage auf. Drei Monate langer Aufenthalt in Den-Haag. Meine erste Reise ins westliche Ausland, noch vor wenigen Wochen unerreichbar!

Die Reiseplanung der Arbeiterwohlfahrt war schon abgeschlossen, doch erhielt ich als besonders geschädigtes Flüchtlingskind noch einen Platz innerhalb der Reisegruppe. Überglücklich machte ich mich mit noch anderen Kindern aus dem Durchgangslager, mit dem Zug auf die Reise in ein mir völlig unbekanntes Land. Eine Gastfamilie in Den Haag nahm mich bereitwillig auf. Ein Ehepaar als Pflegeeltern, zwei nur wenige Jahre ältere Söhne und ein Hund wurde jetzt, für begrenzte Zeit mein Zuhause.



Ein Foto aus späteren Jahren. Meine Pflegemutter »Tante Cor«. Bis zu ihrem Tod besuchten meine Frau und ich, sie jahrzehnte lang in jedem Jahr. Sie war uns sehr ans Herz gewachsen.

Von ihrer Wohnung aus konnte ich in nur einer Viertelstunde, mit dem in Holland unverzichtbaren Fahrrad, den Strand von Scheeveningen erreichen. Über Weihnachten und Neujahr durfte ich Gastkind in der überaus liebevollen Familie

## Gastfreundschaft kennt keine Grenzen

### 750 Flüchtlingskinder Weihnachten in Holland

Wesel/Emmerich. 750 deutsche Flüchtlingskinder, deren Eltern noch eben rechtzeitig vor dem Bau der Schandmauer in Berlin dem kommunistischen Joch entkommen konnten, feiern das Weihnachtsfest in Holland. Aus der Enge der Notunterkünfte hat das „Internationale Hulpwerk“, die Bruderorganisation der „Arbeiterwohlfahrt“, die blassen Jungen und Mädchen für drei Monate herausgeholt. Holländische Familien nahmen die Kinder, von denen 26 aus Wesel und Emmerich kommen, mit weitgeöffneten Armen auf.

„Erg lief ist het Kleintje“, lächelt die behäbige Frau de Wolf, als die 10jährige Karin Gust die Besucher aus Wesel eifrig in ihr hübsches Zimmer zieht, um ihnen zu zeigen was der St. Nikolaus ihnen mit den Puppen in verschiedenen Gada Leckerstein, die das blondgelockte Mädchen aus Ostberlin bis dahin noch gar nicht gekannt hatte. Zwei Stunden vor dem Bau der Schandmauer flüchtete Familie Gust am 13. August in den Westen. Im Weseler Durchgangswohnheim fand sie vorläufig Unterkunft.

Frau de Wolf, die mit einem Installateur verheiratet und schon Großmutter ist, tut alles, was in ihren Kräften steht, für ihr Pflegekind. Die Eltern waren schon einmal in der Zuiderparkanlagen in den Haag zu Gast, und Weihnachten fährt Frau de Wolf mit der Kleinen nach Roermond zu einem Bruder. Im Limburgischen feiert man Weihnachten mehr nach deutscher Sitte als im eigentlichen Holland, wo „Sinter-Klaas-Dag“ das Kinderfest ist.

#### Keine Ressentiments

„Ich hätte während des Krieges Juden versteckt“, erzählt Frau de Wolf. „Eines Abends, die Juden waren gerade weg, stand die Kontrollstreife vor der Tür. Als auch das Zimmer durchsucht wurde, spürte ein Junge schlief, strich über den Kopf. Wenn es auch schlimm war, was wir damals mitgemacht haben, da hab' ich gesehen, die Deutschen sind nicht so schlecht.“



VIELE WUNSCHÉ hat die 12jährige Christine Könitzer, wenn sie vor den mit dem „Sinter Klaas“ und dem „Swarte Pit“ bunt dekorierten Schaufenstern in Den Haag steht, in denen sich die Delikatessens stapeln.

„Wir kommen aus Wesel“, diese Worte wirkten überall, wo die Weseler Kreisvorsitzende der Arbeiterwohlfahrt, Frau Bodenstedt, und die Vertreter der NRZ in Den Haag, Scheeveningen und Rijswijk bei den Pflegeeltern von Kindern aus dem Weseler Lager anklopfen, wie ein Sesam-öffne-dich. Gastfreundschaft wurde zu einem „Kopje Koffee“ und Gebäck genötigt, hilfsbereit bot man sich als Lotse durch das Straßenlabyrinth an.

#### Kinder sind dankbar

„Ich hätte auch ein russisches Kind aufgenommen“, sagt Frau Briejer in der Nieuwvessiusstraat. Sie hat dem 12jährigen Rainer Kohl ihr

#### SCHWERHÖRIGE

Wir beraten Sie gerne!  
Hörgeräteabteilung  
**M. Regner-Disselmann**  
EMMERICH - STEINSTRASSE 12

Eheschlafzimmer überlassen, damit er nach den Monaten im Lager einmal ein eigenes Zimmer hat. Rainer sparte das Taschengeld, das ihm die Pflegeeltern geben, und die 10-Cent-Stücke, die er fürs Geschirrabtrocknen erhält, damit er seinen Gastgebern morgen abend auch etwas schenken kann. Familie Briejer feiert in diesem Jahr einmal eine deutsche Weihnacht.

Wie Christine Könitzer in der Perponcherstraat, ihre Schwester Ute, diesen Pflegeeltern in den Dünen von Scheeveningen wohnen, und Claus Gust und Gerhard Junge in Rijswijk hat auch er sich nach mit seinen holländischen Mitschülern angefreundet.

#### Wie Eltern besorgt

Der Lehrer in Rijswijk stellte eine zusätzliche Bank in seine Klasse, als Maurermeister Sluifers ihn bat, trotz der Überfüllung doch die beiden streitenden Sluifers nahm sich einen halben Tag frei, um seine beiden Pflegekinder, die viel Leiden in der kinderlosen Haushaltung erdulden, vom Arzt untersuchen zu lassen. Laute für die Ranggen, die mit Vorliebe an den Grachten herumtoben, wasserdichte Stiefel und Hemden.

Mit einer Gastfreundschaft, die keine Grenzen kennt, wurden die Kinder aufgenommen. Das „Internationale Hulpwerk“, das sie betreut, wird vom „Niederlands vakverband“ und der „Partij van de Arbeid“ getragen. Gewerkschaftler nach dem Wort aus dem Matthäusevangelium: „Ich war ein Flüchtling, und ihr nehmt mich auf.“

HERBERT SEIGERS

sein. Alle Familienmitglieder sprachen sehr gutes Deutsch. Mit großem Eifer nahm ich mir vor, die holländische Sprache zu erlernen. Ich besuchte freiwillig über vier Wochen lang eine holländische Volksschule. Meine Pflegemutter sprach zu mir in ihrer Landessprache, die wenigen deutschen Worte die ihr fehlten, konnte ich wiederum ergänzen. Wir lernten gegenseitig. Im Fernsehen wurden Spielfilme nicht in holländisch synchronisiert. In vielen deutschen Filmen und Serien, lernte ich durch die »laufenden holländischen Untertitel« sehr schnell die passenden Wortzuordnungen. Nach einiger Zeit konnte ich mich schon so gut verständigen, dass der Klassenlehrer mich vor der ganzen Schulklasse, meine Fluchterlebnisse in holländischer Sprache erzählen ließ. Wenn mir einige Worte fehlten unterstützte er mich. In ganz kurzer Zeit lernte ich, dank vielen günstigen Umständen, holländisch sprechen und sogar einigermaßen zu lesen.

Obwohl Winterwetter nicht gerade einladend für einen Badestrand erschien, besuchte ich oft den Fischerhafen von Scheeveningen. Ungemein beeindruckt hatte mich die Nordsee, das bis zum Horizont reichende Wasser. In Ebbe und Flut sah ich ein Naturwunder, dessen Vorgang für mich absolut unverständlich erschien. Die vielen Eindrücke ließen meine entsetzlichen Albträume von zusammengewachsenen Zähne, und widerlichem Blutgeschmack verschwinden. Sehr lange erhalten blieb mir: Der aus meiner Nase nicht zu vertreibende Gestank von fauligem Abwasser; den wurde ich einfach nicht los. Er übertünchte sogar den von im Seehafen liegenden Fangschiffen ausgehenden Fischgeruch.

Einige Tage vor Weihnachten, an einem Wochenende, bestand meine Pflegemutter darauf, am Nachmittag zuhause zu bleiben. Sie rief über Telefon einige ihrer Bekannten an, ihrem Verhalten schenkte ich keine große Beachtung. Die ganze Familie saß etwas aufgeregt vor dem Radio im Wohnzimmer – mir kam das Ganze sehr sonderbar vor – keine Vorstellung, was da vor sich ging. Ein Moderator vom holländischen Radiosender »Hilversum I« kündigte eine »Rundsendung« für ganz West-Europa an: Nur wenige Minuten später konnte ich meine Stimme aus dem Gerät vernehmen. Mit holländischer Übersetzung versehen, übertrug der Sender im Rundfunk, mein mit dem SFB in Berlin geführtes Interview. Mehr als fünf Minuten gab man diesem Beitrag an Sendezeit, in der ich meine Fluchterlebnisse schildern durfte. Es folgten natürlich noch viele weitere ähnliche Schicksalsschilderungen anderer Flüchtlingskinder aus der DDR. Das gegebene Interview hatte ich völlig vergessen – und jetzt wurde es in ganz Europa übertragen! Meine Pflegemutter kannte den genauen Termin aus einer Programmzeitschrift und wollte ihn keinesfalls verpassen. Nach der Sendung platzte sie fast vor Freude und Stolz – ihr Pflegekind hörte man auf Radio Hilversum! In Geschäften, in denen ich fast jeden Tag unsere benötigten Lebensmittel einkauf-

te, kannte man mich gut; immer wieder sprach man mich auf dieses Thema an. Von nun an wurde ich »de kleine vluchteling uit Duitsland«, welcher bei Frau Cor Picar vorübergehend als Pflegekind wohnt. Weihnachten und das Silvesterfest 1961 auf 1962 erlebte ich in das erste Mal nicht zuhause, sondern in einem mir sehr schnell vertrautem Land. Die Sprache lag mir, die Menschen freundlich und viel ungezwungener als in Deutschland. An dieser Stelle konnte ich natürlich nur die drückende Stimmung nach dem Bau der Mauer, als Vergleich heranziehen. Diesem kurzen Lebensabschnitt messe ich deshalb so große Bedeutung zu: Es war die schönste Zeit meines vergangenen Kinderlebens. Der Tag der Rückfahrt, wieder zurück nach Wesel ins Durchgangslager, näherte sich unaufhaltsam. Ich schrieb an meinem Vater und selbstverständlich an Tante Susie, begleitet von unerschütterlicher Hoffnung, sie heirateten doch, falls wir eine endgültige Bleibe fänden. Mein größter Wunsch: Ich wollte unbedingt Holländer werden, für immer bei meiner Pflegefamilie bleiben, wenn sich mein Wunsch nach einer intakten Familie zu Hause nicht erfüllte.

---

*Bis zur bevorstehenden Einschulung noch weiter zu Kräften kommen.*

---

Vor dem nächsten Einschulungstermin lagen noch einige Wochen Wartezeit. Es wäre sinnvoller, mich zum neu beginnenden Schuljahr/Schulhalbjahr einzuschulen; nicht unbedingt zwischendurch. Die Fluchtanstrengungen glaubte ich überstanden zu haben; mein Vater war jedoch anderer Ansicht. Nochmals organisierte er mit Hilfe und Beratung der Durchgangslager-Verwaltung eine erneute Erholungsreise für mich. Sie sollte in eine Kindererholungsstätte in Wenningsstedt, auf die Insel Sylt führen. Unsere Reisegruppe bestand aus 10 bis 14 Kindern, im Alter zwischen ca. 8-13 Jahre, die sich aus unterschiedlichsten Gründen dort wieder regenerieren sollten.

Mit der Eisenbahn ging die Reise bis Niebüll. Von dort aus über den Hindenburgdamm auf die Insel Sylt. Die Nordsee kannte ich aus Holland, aber mit dem Zug »durch« die Nordsee fahren – aus dem Staunen kam ich nicht mehr heraus. Ich wurde in einer kleinen gemütlichen Kindererholungsstätte untergebracht. Ein Haus, gedeckt mit einem Reetdach, was ich bis dahin noch nie zu sehen bekam. Das Personal, soweit ich mich erinnere, war sehr nett und einfühlsam, ja kinderlieb. Die Hausgemeinschaft bildete eine große Familie, in der wir Kinder kleinere, tägliche Aufgaben im Haushalt zugewiesen bekamen. Die stundenlangen Spaziergänge in Schnee, Eisberge und kalter Winterluft an der See – eine unvergessliche Zeit. Hier verblassten mehr und mehr meine aufregenden Erinnerungen an die durchgestandene Flucht.

Meine erste Freundschaft mit einem »West-Kind« aus »West-Deutschland« schloss ich weit weg von Berlin, hier an der Nordsee. Große Kälte ließ die durch den hohen Wellengang erzeugte Gischt, in der Luft sofort gefrieren. Tropfen von Eis regnete herab und bis zu drei Meter hohe Eisberge bildeten sich entlang des Strandes. Nach einigen Tagen verschwand endlich der störende Abwasserkanalgeruch aus meiner Nase. Die Nachwirkungen der Flucht schwächten sich deutlich ab – eine neue Zukunft kündigte sich an. Wo mein weiteres Zuhause sein wird, ich wusste es nicht, dass war mir egal, aber besser wird es sicher sein!

### ***Auf Eisbergen an der Nordsee, Hoffnung auf eine glückliche Zukunft.***

*Zusammen mit meinem Freund Jürgen Kux, neben mir auf der rechten Seite sitzend, erlebte ich schöne Stunden auf der Insel Sylt.*

*Wir beide konnten nicht ahnen, dass ich später in die Stadt ziehen würde, aus der er, als mein erster West-Freund stammte: Neuss am Rhein.*



Bildquelle: Autorenfotografie 1962.

Bis Juni 1962 lebte ich in Wesel, besuchte dort eine Hauptschule und musste mich in ein vollkommen neues Schulsystem eingewöhnen. Der Schulunterricht unterschied sich wesentlich vom in der DDR übermittelten Lernstoff. Mit einem Lehrer im Fach Religion legte ich mich schon in den ersten Tagen an. Seine Angewohnheit Schüler an den Ohren von der Sitzbank zu ziehen, stieß bei mir auf Unverständnis. So totalitär das DDR-System sich auch gestaltete, aber einen Schüler körperlich berühren, ihm sogar Schmerzen zuzufügen – dies war undenkbar. Als mir eine so geartete Zurechtweisung zu teil wurde – ohne dass ich mir etwas zuschulden kommen ließ, bekam dieser ein Donnerwetter von mir zu hören, wie es meinem damaligen Russischlehrer zuteilwurde. Wieder sollte ich mich entschuldigen – standhaft weigerte ich mich unter Protest. Die vom Religionslehrer jahrelang betriebene Strafprozedur stellte er tatsächlich von da an ein!

**Die erste feste Bleibe, eine kleine Wohnung in Neuss am Rhein.**

Mitte Juni 1962 zogen wir nach Neuss am Rhein. Der Wunsch meines Vaters erfüllte sich; wir wohnten nur eine Straßenbahnfahrt entfernt von Düsseldorf. Er fand in einer Düsseldorfer Firma in seinem erlernten Beruf als Schneider, sofort eine feste Anstellung. Die Wohnung zwar wieder sehr klein, aber schön geschnitten und mit einem Balkon. Für mich, der ich nur alte, hohe Berliner Wohnkästen kannte, eine Luxusunterkunft.

Im Januar 1964 erhielten wir in einem Wohnblock der »Neuen Heimat« in Neuss, einige Straßen von unserer alten Wohnung entfernt, eine etwas größere.

Nach Abschluss der Volksschule in Neuss begann ich eine Lehre in einer Druckerei als Schriftsetzer. Den Beruf kannte ich nicht näher, aber bei einem Besuch der Neusser Innenstadt ging ich zufällig an einem Druckerei-Betrieb vorbei. Mutig äußerte ich meine Bitte, ein paar Tage in dem Betrieb, mitarbeiten zu dürfen. Dem Besitzer imponierte meine direkte Art einen Lehrbetrieb zu finden, dass ich gleich zu Beginn des gerade neu beginnenden Lehrjahres, anfangen durfte.

In der DDR begegnete ich als Kind Schritt auf Tritt Soldaten-Uniformen. Bis zum heutigen Tag kann ich mein gestörtes Verhältnis dazu nicht ablegen. Als Soldat Dienst an einer Waffe, unter Umständen je nach Auswirkung des damals herrschenden »Kalten Krieges«, auf einen Ost-Deutschen zu schießen – für mich undenkbar. Mit Freude erfuhr ich: Die Mitgliedschaft in der freiwilligen Feuerwehr Neuss befreite mich davon. So wurde ich »Jung-Feuerwehrmann« auf dem 30-Meter-Leiterwagen. Ein Traum erfüllte sich – doch nun endete meine sehr abwechslungsreiche Kindheit – jetzt befand ich mich auf dem Weg, ein Erwachsener zu sein.

**Endgültig im Westen angekommen.**

*Die Flucht mit ihren einschneidenden Begleiterscheinungen lag jetzt endgültig hinter mir. Traumatische Erinnerungen wurden durch ein neues und freies Leben aus meinen Gedanken verdrängt. Nicht mehr die Angst lässt mich vorsichtig handeln – mit großem Respekt Gefahren zu begegnen, hat mich mein Fluchtschicksal gelehrt.*



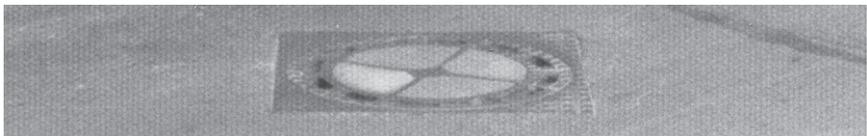
Bildquelle: Autorenfotografie 1962.



# **7. Kapitel**

## ***Hintergründe und Informationen***

Mein Vater ohne Zukunftsperspektive  
Abenteuerliches Fluchtvorhaben meines Bruders  
Unser Fluchtunternehmen im Rückblick  
Was wurde aus den beteiligten Personen  
Danke





Mein Vater hat den erlernten Schneiderberuf sehr geliebt und wünschte sich als selbstständiger Schneider-Meister, in der DDR den Lebensunterhalt verdienen zu können. Neben seiner Arbeit besuchte er über Jahre abends die Meisterschule und plante Anfang 1960 die Meisterprüfung abzulegen. Die theoretische und mündliche Prüfung hatte er bereits bestanden und war überzeugt, mit seinem Meisterstück auch die letzte Hürde überwunden zu haben.

Doch nachdem er das fertige Meisterstück ablieferte, kam der Schock! Das Urteil der Prüfungskommission lautete: »Die Prüfung konnte aufgrund mangelnder fachlicher Kenntnisse und Qualitäten nicht als bestanden gewertet werden!« Ich erinnere mich noch daran: Wir saßen am Küchentisch und mein Vater hielt mir mit Tränen in den Augen, das Schreiben mit dem Prüfungsergebnis entgegen. Fassungslosigkeit stand ihm ins Gesicht geschrieben. So enttäuscht hatte ich ihn bisher nur selten erlebt. Am folgenden Tag wollte er sich bei einem Kollegen, der ein Mitglied der Prüfungskommission persönlich kannte, erkundigen, was zu diesem unerwarteten, niederschmetternden Ergebnis führte.

Mein Vater hoffte durch Nachprüfung, oder sonstiges Verfahren das Ergebnis verändern zu können. Was ihn besonders hart traf: Nicht die Qualität seines Meisterstücks war ausschlaggebend – nein, seine politische Einstellung. Hinter vorgehaltener Hand wurde ihm mitgeteilt: »Seine politische und gesellschaftliche Mitarbeit innerhalb des Betriebes ließe zu wünschen übrig.« Um eine Meisterfunktion in einem VEB-Betrieb (Volkseigener Betrieb der DDR) ausüben zu können, um Lehrlinge auszubilden, müsste ideologische und politische Gesinnung dem sozialistischen System entsprechen und bei den ihm anvertrauten Jugendlichen gefördert werden. Dazu gehörte selbstverständlich auch Parteimitglied der SED zu sein.“ Genau das war mein Vater nicht! Schon die Zwangsmitgliedschaft im Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) war ihm zuwider. Doch ohne Mitgliedschaft war eine Beschäftigung bei seinem damaligen Arbeitgeber überhaupt nicht möglich. Mein Vater konnte sich über die, von ihm tief empfundene Ungerechtigkeit, nicht mehr zu beruhigen. Der Grund für die verpatzte Prüfung: Er war politisch ungeeignet! Was ihm innerhalb der Unterredung mit seinen Kollegen vor Wut alles herausplatzte, erzählte er mir nicht. Doch musste die Auseinandersetzung sehr kontrovers gewesen sein. Seine Situation am Arbeitsplatz spitzte sich in den nächsten Tagen und Wochen merklich zu. Mein Vater kam oft müde und niedergeschlagen nach Hause und schlief, oft ohne am Abend etwas gegessen zu haben, einfach ein. Egal ob er auf einem Stuhl saß, oder auf einem in der Küche aufgestellten Sofa lag, er setzte oder legte sich hin und schlief meistens gleich ein. Es sah aus, als ob er durch Schlafen seine überaus unglückliche Situation zu vergessen suchte. Seine berufliche Situation bedrückte ihn unheimlich. Eine Arbeitsstelle in einer anderen Schneiderei war für ihn, jetzt versehen

mit diesem politischen Makel, nicht so einfach zu finden. Er galt von nun an als politisch unzuverlässig. Wieder einige Tage später nahm sein bisheriges Berufsleben ein jähes Ende: »Jetzt haben die mir auf der Arbeit auch noch Sabotage unterstellt! Ich als Saboteur!« Die Anschuldigung war grotesk: »Angeblich soll er mehrere Lagen Kleiderstoff, mit einer elektrischen Mehrfachlagenschere mutwillig verschnitten haben! Mutwillig!« Mein Vater war außer sich. »Nicht fristlos, aber in nächster Zeit muss ich mit meiner Entlassung rechnen – aus ist es mit meinem Schneiderhandwerk!« So kam es letztendlich auch. Er wurde entlassen. Zum Glück blieb ihm in unserer Wohnung noch die Heimarbeit für seine private Kundschaft. Dieser Umstand half ihm, über seine mehr als tief empfundene Ungerechtigkeit hinwegzukommen.

### Wunschberuf meines Vaters – Konfektionsschneider



Bildkommentierung (vorgegeben) zur Foto-Veröffentlichung:  
»Hochbetrieb in den Berliner Schneiderstuben. Hier werden die neuen Zuteilungsstoffe an die Berliner Bevölkerung verarbeitet. Hier sieht man die Schneider – wie ein neues Jackett seinen letzten Schliff bekommt.



Gesellenbrief meines Vaters – 1932  
Die Vorstufe zur Meisterschule.

Bildquelle: Persönliche Autoren-Dokumente.

Mein Vater nahm als ausgelernter Schneider, eine für ihn vollkommen unterfordernde Tätigkeit in einem Ost-Berliner Kino an. Wie er an diese neue berufliche Aufgabe geriet, ob ihm diese Arbeit zugewiesen wurde, oder er sie in seiner Not selbst suchte – ich weiß es nicht. Klar war nur, dass sein neues Betätigungsfeld als »Filmumroller« in einem Ost-Berliner Kino, nichts mit seinem Schneiderberuf gemeinsam hatte. Seine Anstellung als Filmumroller, Kartenkontrolleur und gleichzeitig Platzanweiser, ziemlich anspruchslose Tätigkeiten, dies als Ersatz für seinen erlernten Beruf keine wirkliche Alternative. Für ihn eine Bestrafung.

Ein Spielfilm bestand je nach Länge aus mehreren Filmrollen. Diese Filmteile wurden ähnlich einem Theaterstück, als »Akt« bezeichnet. War ein »Akt« im Kino-Projektor abgespielt, musste diese Filmrolle auf einer simplen Umrollvorrichtung, mit einer kleinen Handkurbel manuell zurückgespult werden. Dies wurde zum neuen »Beruf« meines Vaters. Die Erniedrigung hatte er nie richtig überwunden. Nicht dass er auf diese Tätigkeit überheblich herabsah – doch als berufliche Zukunftsperspektive für sein weiteres Berufsleben in der DDR – für ihn undenkbar Vorstellung die ihn verzweifeln ließ.

Es war vorteilhaft, dass mein Vater seine Fähigkeiten in unserer Wohnung, bei seinen Privatkunden weiterhin unter Beweis stellen konnte. Seine Schneiderkunst verlernte er nicht. So arbeitete er Stunden daheim an seiner Nähmaschine zur vollen Zufriedenheit seiner Privatkundschaft. Es war geduldete Schwarzarbeit, aber was sollte er sonst machen? Von dem reduzierten Geld, welches er im Kino verdiente, war ein Auskommen fast nicht möglich. Sein früheres Einkommen als Schneider wich von dem nun ausbezahlten Gehalt erheblich ab. Obwohl die Umstände für ihn außerordentlich schwierig waren, hatte er niemals die Absicht geäußert, in den Westen überzusiedeln. Unsere Obstgärten, seine bestehende Schneiderkundschaft ließen nach und nach seinen Frust etwas verblasen.

Schon vor dem erzwungenen Berufswechsel meines Vaters war ich oft tagsüber auf mich alleine gestellt. Durch die veränderten Arbeitszeiten meines Vaters wurde ich tagsüber und zu den Abendstunden noch einsamer als vorher.

Mein Bruder wohnte nicht mehr bei uns. So lebte ich häufig allein in unserer großen Altbauwohnung. Gut, dass Tante Susi sich so gut sie es einrichten konnte, um mich kümmerte.

Um meinen Hals trug ich an einer Kordel die Schlüssel zu unserer Wohnung. Ich war, ein in Berlin zu dieser Zeit nicht ungewöhnliches »Schlüssel-Kind«. Ich musste mich oftmals selbst versorgen, und kümmerte mich von klein auf auch um unseren Haushalt, so gut meine Fähigkeiten dies zuließen.

An den Wochenenden, wenn mein Vater Dienst hatte, fuhr ich oft zu ihm ins Kino an den Stadtrand von Ost-Berlin. Oftmals wurde ich dann zum »Filmumroller« und durfte in die Vorführrkabine; als Kind war ich sogar richtig stolz darauf, von

oben, aus dem Vorführraum herab, in den Zuschauersaal, auf die Filmbesucher zu schauen. Ich fand es sehr interessant die Kinobesucher, welche mich nicht sehen konnten, zu beobachten. Im Vorführraum durfte ich schon mal die zwei Projektionsmaschinen unter Aufsicht des Filmvorführers bedienen und die »Überblendungen« der einzelnen Filmakte übernehmen. Ich lernte, die rechts oben auf der Filmleinwand sichtbaren Sonderzeichen, meist ein Kreis und ein nachfolgendes Quadrat, zur Umschaltung der jeweiligen Filmprojektoren, einzuordnen. Mein Vater konnte seinen Unmut über die für ihn so hoffnungslos erscheinende Berufsperspektive nicht gänzlich verbergen. Mit den Mitarbeitern des Kinos verstand er sich nach einiger Zeit recht gut und ließ hier und da kritische Anmerkungen über seine verfahrenre Lage fallen. Nach einiger Zeit wurde auch er zu einem wichtigen »klärenden Gespräch« mit dem »Kollektiv« geladen. Jetzt hatte man ihn auch dort als »politische unzuverlässig« abgestempelt.

### Nachweis seines erzwungenen Berufswechsels

Versicherungs		verhältnis			
Name und Sitz des Betriebes nach Versicherung selbst, Gewerbe, Inhaber, Beruf, Berufskategorie	Beginn der Tätigkeit	Ende der Tätigkeit	Einzelgehälter Sonderleistungen des Finanzamtes	Gewerbe Bezeichnung der Tätigkeit	Entgelt des Betriebes Sonderleistungen des Finanzamtes
Heinz Hartwig Damen- u. Herrenoberbekleidung Berlin C 2, Lieblinsdammstraße 14	1.1.1959	17.9.1960		Heinz Hartwig Schneiderei	31.12.1959 17.9.1960
Heinz Hartwig Damen- u. Herrenoberbekleidung Berl. C 2, Lieblinsdammstraße 14 VEB Pelles 87 55 70	1.1.1960	17.9.1960		Heinz Hartwig Schneiderei	31.12.1959 17.9.1960
VEB Berliner Filmtheater Berlin N 58, Mühlstraße 2	1.10.60			Heinz Hartwig Schneiderei	31.12.60

Der erhaltene Versicherungsnachweis dokumentiert die durchgehende Tätigkeit meines Vaters als gelernter Schneider von 1953 bis Ende September 1960.

Auf dem Bild sind an einigen Stellen des Dokuments Feuchtigkeitsflecken sichtbar, Wasserschäden entstanden bei der Flucht durch den Abwasserkanal.

Bildquelle: Persönliche Autoren-Dokumente.

Die Sensation, ein Spielfilm aus dem aus dem Westen, durfte auch in der DDR gezeigt werden: »Das Spukschloss im Spessart« mit Liselotte Pulver, Hubert von Meyerinck, Georg Thomalla und anderen bekannten Schauspielern aus West-Deutschland. Über Wochen hinaus waren die Vorstellungen ausverkauft. Sogar Nachtvorstellungen wurden zusätzlich eingeschoben. So groß war der Hunger nach Filmen aus dem Westen. 26-mal hatte ich das fragwürdige Glück, mir den Spielfilm ansehen zu können. Jede Szene, jedes Lied aus diesem Musikfilm konnte ich auf Zuruf fast fehlerfrei wiedergeben. Mein Vater freute sich, mich auf der Arbeit in seiner Nähe zu wissen. Mein Spaß an den Kinofilmen und dem ganzen Drum und Dran, ließ ihn die Arbeit leichter ertragen.

Als Schneider verdiente er vor seiner Entlassung monatlich 1.316,40 Ost-Mark. Einen Monat später nur noch 1.224,90 Ost-Mark. Durch den Zwangswechsel in den VEB-Kinobetrieb nur noch 945,- Ost-Mark.

Nicht nur ein persönlicher, beruflicher – nein auch ein finanzieller Abstieg.



**Zurück zum Ausgangsartikel:**

**1.3 Wir wollen, müssen fliehen – aber auf welchem Weg?**

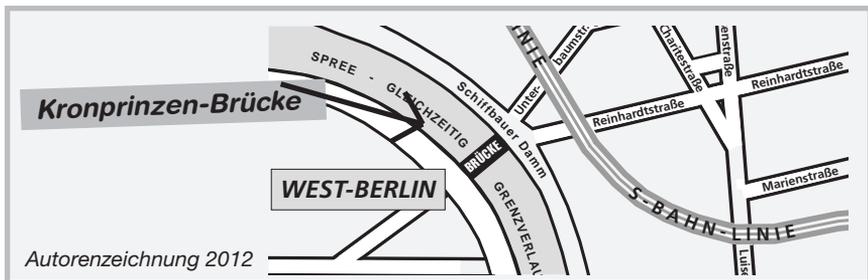
**Bitte gehen Sie zurück zum 1. Buchteil – zur Seite 26**



**Mein Bruder Peter, Hartmut und Winfried planten ihre Flucht nach West-Berlin.**

*Erinnerungsprotokoll, aufgezeichnet nach damaligen Erklärungen Beteiligten.*

Schon wenige Tage nach dem 13. August 1961, der Tag an dem die Grenze hermetisch abgeriegelt wurde, trafen sie sich um einen Fluchtweg in den Westen zu besprechen. An den errichteten Grenzsperrern hofften sie eine Stelle zu entdecken, welche noch nicht perfekt gesichert schien. Egal, in welchen Bereichen der Grenze sie sich umsahen, überall kontrollierten Grenzposten fast lückenlos den Grenzverlauf. Mit jedem weiteren vergangenen Tag wurden die Grenzanlagen effektiver gegen Fluchtversuche gesichert. Sei es durch vermehrten Stacheldraht, Erhöhungen der Mauern, aufgestellten Wachtürmen, immer größere Scheinwerferanlagen sowie ein dichtes Netz von Grenzposten. Sie hatten den Befehl, sogenannte »Grenzbrecher« durch Schusswaffengebrauch an eine Flucht in den westlichen Teil Berlins, zu hindern. Einen Grenzabschnitt, direkt am Ende der Reinhardtstraße – dort wo ich mit meinem Vater wohnte – fanden sie eine, aus ihrer Sicht, geeignete Stelle. Die Straße endete an der Berliner Spree und mündete in die nach West-Berlin führende »Kronprinzen-Brücke«. Der Flusslauf gehörte zu Ost-Berlin, das gegenüberliegende Ende der Brücke war schon West-Berliner Gebiet. Sie hofften durch ein Ablenkungsmanöver der Grenzposten, die vorhandenen Grenzsperrern während eines Überraschungsmoments, zu überwinden.



Hartmut, Peter und Winfried kamen auf die wahnsinnig anmutende Idee, in Eigenarbeit Sprengstoff – eine sehr kleine Menge Nitroglyzerin, herzustellen. Zwei, drei, kontrollierte Explosionen, sollten auf dem noch auf Ost-Berliner Gebiet befindlichen Brückenanfang, für ein heilloses Durcheinander sorgen. Die überraschenden Explosionen sollten die wachhabenden Grenzposten irritieren, sie kurzzeitig ablenken. Die aufsteigenden Staubwolken, der gewaltige Explosionslärm, würde die Bewachung in Deckung gehen lassen – diesen kurzen Moment

des Durcheinanders wollten die Drei nutzen, um auf die andere Seite des Flusses, das westliche Ufer direkt hinter der Brücke zu erreichen. Hartmut und Peter waren in einem chemischen Betrieb beschäftigt. Hier verfügten sie über Möglichkeit, die für das Vorhaben benötigten Komponenten, aus dem Werk zu besorgen.

---

***Hartmut überkam ein schrecklicher Verdacht.***

---

Hartmut sollte die nötigen Chemikalien beschaffen. Aufgrund seiner Tätigkeit würde er beim Verlassen des Werksgeländes nicht so gründlich kontrolliert, wie andere Mitarbeiter des chemischen Betriebes. Er willigte ein, schleuste nach und nach die benötigten Chemikalien heimlich vom Betriebsgelände, und übergab sie meinem Bruder. Peter verwahrte die Chemikalien in seiner Wohnung. Bei ihm sollte das Nitroglyzerin aus den vorhandenen Komponenten zusammengemischt werden. Die Chemikalien standen zur Verfügung. Mein Bruder erschien auf einmal nicht auf seiner Arbeitsstelle. Schon Tage zuvor brach die sonst übliche Kommunikation miteinander plötzlich ab. Hartmut zeigte sich äußerst beunruhigt.

---

***Hartmuts Verdacht bestätigte sich – wir alle gerieten in große Gefahr.***

---

Wir machten uns auf den Weg zu Peter. Nach wenigen Minuten Fußweg erreichten wir einige Seitenstraßen weiter seine Wohnung. Nach außen drang Licht aus dem Fenster seiner kleinen Wohnküche: Man konnte annehmen es sei zuhause. Ich klingelte, niemand öffnete. Hartmut schloss die Haustür auf – wir liefen die Flurtreppen bis zur Wohnungstür hinauf. Auch nach vorsichtigem Anklopfen an der Wohnungstür wurde uns nicht geöffnet. Hartmuts Unbehagen wuchs ständig: Hier stimmt etwas nicht! Leise, doch unüberhörbar, vernahmen wir ein monotones, sich wiederholendes Kratzgeräusch durch die geschlossene Tür. Hartmut schloss sie auf. Der Wohnungseingang führte direkt in die Wohnküche. Als er durch den geöffneten Durchgang in die Wohnküche sah, traf ihn fast der Schlag! Hartmut zog mich mit festem Griff am Arm in die Wohnung und schloss hinter uns schnellstens die Tür. Bloß kein anderer Bewohner des Hauses durfte dieses Chaos zu sehen bekommen!

Er lief vor Wut rot an – er war außer sich – hielt sich nur mit großer Mühe unter Kontrolle. Hartmut schimpfte verhalten vor sich hin: »Dieser Idiot, will der mich hinter Gitter bringen!?!« Ich sah auf dem Küchentisch eine aus Zink gefertigte alte Kinderbadewanne. Sie war fast bis zum Überlaufen mit klarem Leitungswasser gefüllt. Daneben standen auf dem Tisch etliche Utensilien, deren Sinn ich nicht

gleich erfasste. Von Luftballons stammende Gummifetzen, einige, wie Reagenzgläser aussehende Glasröhrchen lagen unordentlich verteilt um die Wanne herum. Dazwischen standen zwei Apotheker-Flaschen, gefüllt mit durchsichtiger Flüssigkeit. Die mit großen, gläsernen Stopfen verschlossenen Flaschen, fielen schon durch ihre typische Apotheken-Form auf. Das ganze Zeug befand sich, so wie Hartmut es schon ahnte, unübersehbar mitten in der Wohnung seines Freundes und Arbeitskollegen; standen dort herum. Wer die Wohnküche betrat, blickte als Erstes auf das auf dem Küchentisch vorhandene Chaos.

Die Wohnung sah einigermaßen aufgeräumt aus. Lediglich eine kleine Menge ungespültem Essgeschirr stand herum. Nichts deutete auf einen hastigen Aufbruch hin. Anzeichen ob Winfried sich bis zum Verlassen der Wohnung bei meinem Bruder aufhielt, gab es keine. Hinter uns lief ein Schallplattenspieler dessen automatische Abschaltung versagte. Hatte der Tonabnehmer das Ende der Platte erreicht, erzeugte er ein anschlagendes, kratzendes Geräusch, welches wir bis in den Hausflur hören konnten. Gut, das dieser monotone Klang von keinem weiteren Hausbewohner vernommen wurde. Hartmut, immer noch ungehalten über die von Peter zurückgelassenen Gegenstände, zog wütend den Stromstecker aus der Steckdose.

Hartmut bemerkte meinen fragenden, erstaunt und gleichermaßen ungläubigen Gesichtsausdruck. Bevor ich ihm über die sonderbaren Gegenstände, die sich da vor mir ausbreiteten, eine Frage stellen konnte, drängte er zur Eile: »Wir haben keine Zeit, das Zeug muss aus der Wohnung – wir müssen schnellsten hier raus!« Eine Erklärung sollte für alle gemeinsam in der Reinhardtstraße erfolgen. Er war fest davon überzeugt: Peter und Winfried sind geflüchtet. Ob mit Erfolg gekrönt oder einer misslungenen Flucht – die Unsicherheit über diesen Umstand trieb ihn an. Es könnte jederzeit Stasi oder Volkspolizei in der Wohnung auftauchen, falls die Flucht der Beiden gescheitert war. Was sollten wir, die wir uns in der Wohnung befanden, als Ausrede vorbringen. Für Hartmut würde die Situation noch kritischer. Er als Arbeitskollege, die vorhandenen chemischen Materialien – die DDR-Ermittlungsbeamten brauchten da nicht lange zu überlegen.

---

***Die verräterischen Chemikalien meines Bruders mussten verschwinden!***

---

Mit vereinten Kräften gossen wir das Wasser aus der Zinkwanne in den Küchenausguss. Am liebsten hätte ich die unbekanntenen Chemikalien direkt hinterher geschüttet. Hartmut war strikt dagegen: »Die Flaschen müssen wir irgendwo sicher vergraben!« Auf keinen Fall sollten die beiden Flüssigkeiten zusammenkommen. Er wickelte die Flaschen in herumliegende Zeitungen und klemmte die Glasstop-

fen mit Papier versehen, fest in die Flaschenöffnungen. Die eingewickelten Flaschen stellte er in die leere Zinkwanne und packte die restlichen Sachen vom Küchentisch dazu. Er suchte einige Wäschestücke meines Bruders zusammen, damit deckte er die Gegenstände in der Wanne ab. Der Küchentisch sah jetzt aufgeräumt aus, und nichts wies mehr auf das »abgebrochene« Vorhaben meines Bruders – die Herstellung von Sprengstoff hin. Bevor wir die Wohnung verließen, vergewisserte sich Hartmut, dass keine Dinge herumlagen, die auf ihn hinweisen würden. Diese Aktion konnten wir in etwas mehr als fünfzehn Minuten abschließen. Erleichtert verließen wir die Wohnung meines Bruders. Jeder hielt einen Henkel der Wanne in der Hand – es sah aus, als ob wir einen Berg Wäsche trugen, der darauf wartet, gewaschen zu werden. Auf dem Weg zurück zur Reinhardtstraße trafen wir niemanden an. Hartmut atmete tief durch, als wir den dunklen Innenhof unseres Hauses erreichten. Doch abgeschlossen war damit die Angelegenheit noch lange nicht.

---

***Eine zusammengefasste Erklärung der Vorgänge in unserer Wohnung.***

---

An dieser Stelle kann ich nur rückblickend über geführte Gespräche berichten. Wie der Sprengstoffplan entstand – kann ich heute nicht mehr nachvollziehen. Mir/uns wurde damals von Hartmut erklärt: Ein bestimmtes Glycerinverhältnis wurde benötigt, um daraus Sprengstoff herzustellen. Das Zusammenmischen sollte nur im unterkühlten Zustand erfolgen. Bei Überschreitung einer bestimmten Temperatur war Selbstentzündung möglich. An diese damaligen Ausführungen kann ich mich gut erinnern.

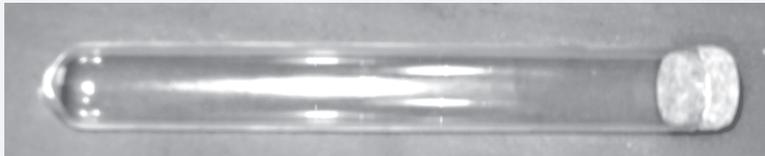
Die genaue Rezeptur oder Zusammensetzung war, und ist mir bis heute nicht bekannt. Es fiel mir auf, wie vorsichtig Hartmut die Flaschen mit deren Inhalt behandelte. Akute Explosionsgefahr bestand nicht – Hartmut achtete darauf, dass sich die Flüssigkeiten nicht vermischen konnten. Er bestand darauf, sie in einem unzugänglichen Versteck zu entsorgen.

Als wir aus der Wohnung meines Bruders zurückkamen, wollte mein Vater über die bisherigen Geschehnisse endlich aufgeklärt werden. Hartmuts dunkle Vorahnung: Die in der Wohnung meines Bruders vorgefundenen, verräterischen Chemikalien, hatten sich bestätigt – jetzt war es an der Zeit, eine zusammenfassende Erklärung der letzten Ereignisse zu geben.

Die Kinderwanne diente als Kühlbehälter. Sie wurde mit großen »Kühleisstückchen« und Leitungswasser aufgefüllt. Täglich fuhr ein Händler mit einem Pferdefuhrwerk durch die Straßen von Ost-Berlin. Darauf transportierte er große, lange

Eisstangen. Sie wurden an Lebensmittelgeschäfte, Gaststätten oder Privatleute verkauft um damit Kühlanlagen oder Kühlschränke vorzukühlen. Elektrisch betriebene Geräte waren in der DDR in dieser Zeit für den Normalbürger nicht erhältlich, oder vom Preis her unerschwinglich.

Mein Bruder hatte sich das nötige Eis verschafft, es mit Leitungswasser vermischt und offensichtlich damit begonnen das chemische Gebräu zusammenzustellen. Die Mixtur durfte während der Verarbeitung eine bestimmte, kritische Temperatur nicht überschreiten. Eiswasser in der Kinderwanne würde für die notwendige Kühlung der vermischten Chemikalie sorgen. Die zusammengemischte unterkühlte Mixtur sollte vorsichtig in Glasröhrchen eingefüllt werden. Keine Luftblase durfte, im bis zum Rand gefüllten Röhrchen, zurückbleiben. Als Verschluss dienten die zerschnittenen Luftballon-Gummifetzen. In der DDR konnte man sehr hochwertige Zigarren aus Kuba kaufen. Um das Aroma zu erhalten, wurden sie in längliche Glasbehälter luftdicht verpackt. Diese Verpackung funktionierte mein Bruder als Reagenzröhrchen um.



Autorenfoto 2012

Zigarren-Glasbehälter als Reagenzglas-Ersatz

Die so gefertigten »Sprengröhrchen« sollten für das nötige Durcheinander an der Kronprinzen-Brücke sorgen. Sie würden nach dem Werfen, auf dem Erdboden zerplatzen und so die erhoffte Explosion auslösen.

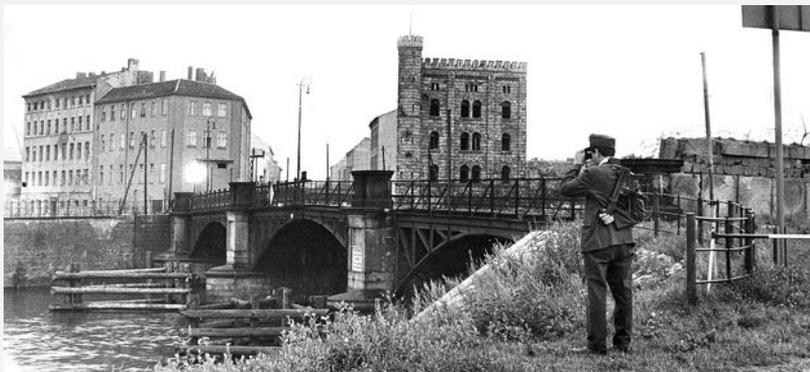
So in etwa, erklärte Hartmut uns den waghalsigen, eigentlich verrückten Plan, Nitroglyzerin als Hilfsmittel für ihren Fluchtversuch herzustellen.

Mein Bruder stellte aus unbekanntem Grund die Arbeiten an diesem Fluchtprojekt ein. Ein Ereignis muss ihn und Winfried, soweit dieser bei der abgebrochenen Vorbereitung zugegen war, veranlasst haben, die Arbeit nicht weiter fortzusetzen. In der Zinkwanne befanden sich Leitungswasser und die Wasserreste der zwischenzeitlich aufgetauten Eisstücke. Als wir das Wasser in den Ausguss schütteten, hatte es Zimmertemperatur – der Abbruch musste schon längere Zeit zurückliegen. Ob sie beim Herumhantieren mit den Chemikalien Angst bekamen oder sich eine andere, unverhoffte Fluchtmöglichkeit bot; warum sich die Beiden so verhielten, Hartmut fand keine Erklärung.

**Konnte sie diesen abenteuerliche Plan überhaupt durchführen?**

Ein Grund für die Aufgabe des Fluchtplans konnte sein: Der Fluchtplan, Fluchtweg, ist viel zu riskant. Durch die Explosionen sich selbst zu verletzen ließ sich nicht ausschließen. Auch Ost-Berliner Grenzposten könnten dabei zu Schaden kommen; nach gelungener Flucht, könnten rechtliche Probleme in West-Berlin auftreten. Einen Test auf die Wirkung des Nitroglyzerins konnten sie unmöglich durchführen – wo sollten sie diesen unbemerkt wagen? Der tollkühne Plan war von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Die Brücke war am Ende der Reinhardtstraße, mit einer durch Stacheldraht gesicherten Sichtblende versehen. Nach erfolgter Grenzsperrung stand noch kein befestigter Wachturm in diesem Grenzabschnitt. Nur einige Grenzposten patrouillierten vor der Brücke auf und ab. Auf den ersten Blick ein Fluchtweg, welcher nur schwach gesichert schien. Mehrere Explosionen sollten rechts und links neben der Brücke für Unruhe sorgen und die Grenzposten ablenken. In diesem Überraschungsmoment wollten sie die Sichtblende überklettern, und dann im Zickzack-Lauf – in wenigen Sekunden die restlichen Meter, bis zum Brückenende auf West-Berliner Gebiet, zurücklegen.

**Mit Sprengstoff wollten sie diese Brücke überwinden.**



*Kronprinzen-Brücke (noch unzerstört), fotografiert aus westlicher Richtung, mit Blick auf die gegenüberliegende Reinhardtstraße und dem Schiffbauer Damm. Es kursierte das Gerücht: Auf dem Turm des Hauses befänden sich Grenzposten, mit schwerem Maschinengewehr ausgestattet, die eventuelle Fluchtversuche über die Brücke verhindern sollten. Im Vordergrund ein West-Berliner Polizist.*

Bildquelle: ullstein-bild - Kurt Hamann · Aufnahmedatum: im Jahr 1965.

Am Ende der Reinhardtstraße, nur wenige Meter vor der Brücke, stand ein altes großes, mit einem Turm versehenes Bauwerk. Es hielt sich das Gerücht, oben auf der Turmplatte sei ein schweres Maschinengewehr in Stellung gebracht. Damit könnten Grenzposten den gesamten Brückenbereich, und auch die davor befindliche Straße unter Beschuss nehmen – der wahnwitzige Plan der drei Flüchtenden wäre im vom Turm aus abgefeuerten Kugelhagel, kläglich gescheitert; egal ob mit, oder ohne geplanter Explosion der Nitroglyzerinladungen.

### ***Die zur Grenzsicherung endgültig zerstörte Brücke.***



*Kronprinzen-Brücke nach ihrer von der Ost-Regierung angeordneten Zerstörung. Der Gebäudekomplex mit dem Turm wurde vollständig abgerissen. Die Umgebung vor der Brücke sollte übersichtlich sein. Ein ungehindertes Schussfeld für die Grenzsoldaten wurde zur Grenzüberwachung geschaffen.*

*Um Fluchtversuche in diesem Abschnitt konsequent zu unterbinden, hatte man die Reinhardtstraße unterhalb der S-Bahnbrücke hermetisch abgeriegelt. Ein übergroßes Eisentor diente nur als Durchlass für stationierte Grenzposten. Fluchtversuche an dieser Stelle der Spree waren zum Scheitern verurteilt. Der Zugang zur Spree und Kronprinzen-Brücke wurde dem Normalbürger verwehrt. Dieses Tor verhinderte zusätzlich die Sicht nach West-Berlin.*

Bildquelle: Autoren-Foto 1971.

### Nächtliche Entsorgung in einer Berliner Kirchen-Ruine.

---

Hartmut suchte einen Ort, an dem wir die Chemikalien sicher verbergen könnten. In direkter Nähe zur Reinhardtstraße gab es keine Ruinen, die sich als sicheres Versteck anboten. Die einen standen zu dicht an Schulen, die anderen waren problemlos zugänglich. Keinesfalls durften Kinder oder Passanten die versteckten Flaschen zufällig finden und sich in Gefahr bringen. Die Chemikalien sollten so schnell als möglich, jetzt auch aus unserer Wohnung entfernt werden. Bei uns bestand die Gefahr der Entdeckung, genau wie vorher in der Wohnung meines Bruders. Nicht erst am folgenden Tag, sondern noch in der gleichen Nacht wollte er los und alles wegschaffen. Ich hatte einen idealen Platz im Sinn. Eine alte Kirchen-Ruine aus dem 2. Weltkrieg, die »Kaiserin-Augusta-Kirche«, auch »Gnaden-Kirche« genannt, befand sich im Invalidenpark, einige Straßen von der Reinhardtstraße entfernt. Der Park verfügte über keine Laternen und lag in völliger Dunkelheit. Von unserer Wohnung aus, zu Fuß leicht und in kurzer Zeit erreichbar. An einem Eisenrohr musste eine fast drei Meter hohe Außenmauer überklettert werden, um in die Ruine hineinzukommen. Für den Zugang amtlicher Kontrollpersonen, Polizei, usw., gab es eine abgeschlossene, verrostete Eisentür, die sich durch einen kleinen Kniff, von innen, ohne Schlüssel öffnen ließ, um wieder aus dem Gebäude hinauszukommen. Ich war oft in der zerstörten Kirche – die Ruine hatte mich immer wieder fasziniert. Nur wenige meiner Schulfreunde kannten diesen Zugang – mit gutem Grund! Die zerbombte Kirche war äußerst marode, gefährlich, sie galt als hochgradig einsturzgefährdet.

Hartmut kannte die Kirchen-Ruine. Ich erzählte ihm vom etwas umständlichen Zugang über die Mauer, und meinen guten Kenntnissen vom Inneren des Gebäudes. Mein Vater zeigte sich sehr verärgert über meine heimlichen Besuche der Kirche. Ich hatte ihm zwar eine große Menge von wunderschönen Glassteinchen gezeigt – jedoch tunlichst verschwiegen, dass ich diese in der Kirchen-Ruine aufsammlte. Die Glassteinchen stammten von übergroßen Mosaikbildern im Altarbereich. Der Wunsch mehr von ihnen zu besitzen, zogen mich und einige meiner engsten Schulfreunde, magisch in die zerstörte Kirche – der bunten Steinchen wegen.

Mein Vater war absolut nicht davon begeistert mich nach zehn Uhr abends mit Hartmut, allein in einer Ruine herumklettern zu wissen. Bis zum nächsten Tag, um bei Tageslicht die Sachen zu entsorgen, wollten wir auf keinen Fall warten. Jetzt, so spät am Abend, sind mit Sicherheit keine Spaziergänger mehr im Park, die mich am Rohr die Kirchenmauer hochklettern sehen könnten. Tagsüber wurde die Ruine ab und an kontrolliert. Jetzt, so spät, war damit nicht mehr zu rechnen.

## ***Eine Kirchen-Ruine wird zum Endlager von Chemikalen zur Herstellung von Nitroglyzerin.***

*Selbst als Ruine zeigte sich, die sehr stark zerstörte »Gnaden-Kirche«, als stolz anmutendes Gebäude.*

*Von den DDR-Machthabern wurde die Ruine 1967 gesprengt und entgültig aus dem Invaliden-Park entfernt.*



*Dieser Teil der Kirche wurde mit sehr schönen Mosaikbildern versehen. Es existierte kein Dach mehr, welches den Innenraum vor Feuchtigkeit schützte. Der Mosaikuntergrund löste sich langsam vom Mauerwerk. Wir stellten uns in die oberen Gänge und warfen mit Steinen gegen die Bildteile. Ganze Platten der Mosaikmotive fielen auf den Fußboden. Es »regnete« förmlich buntes Glas von der Kirchendecke. Drei große Kirchenglocken lagen, oder standen teilweise zerstört in der Kirchenmitte – für mich ein sehr beeindruckendes Bild von Zerstörung. Sehr häufig suchte ich die Ruine auf, und kannte mich in ihr bestens aus.*

Bildquelle (rechts oben): ullstein bild · Aufnahmedatum: im Jahr 1957

Ruine der Gnadenkirche im Invalidenpark, Berlin

Bildquelle (links unten): Aufnahme-Nr.: KBB 6.599 Gnadenkirche im Invalidenpark,

Max Spitta, 1891-1895, Berlin-Mitte (Berlin) – ©Bildarchiv Foto Marburg

Nach zehn Uhr zogen wir zwei, wie Vater und Sohn los, um das Zeug endgültig aus dem Haus zu bekommen. Hartmut trug die zwei Flaschen, gut in Zeitungen verpackt, in der Aktentasche meines Vaters. Ich nahm lediglich meine alte Taschenlampe mit. Die Invalidenstraße, die bis zum Invalidenpark führte, blieb auf dem ganzen Weg menschenleer. Kurz bevor wir unser Ziel erreichten, trennten wir uns. Auf der Straße war es unverfänglich, doch im Park sollte ich besser nicht neben Hartmut, beladen mit den Chemikalien, herlaufen. Ständig begleitet uns die Angst von einem Volkspolizisten angehalten, und kontrolliert zu werden. Der unbeleuchtete Park, mit der darauf befindlichen Ruine, lag im Dunkeln. Wir befanden uns zwar weit ab von Grenze und Grenzposten, doch eine überraschend auftauchende Streife der Volkspolizei – denen konnten wir jederzeit begegnen. Zielstrebig näherte ich mich der Ruinenmauer, an der ich schon so oft in die Kirchenruine kletterte. An dem leicht schwankenden Rohr hangelte ich mich bis zur Mauerkrone hoch. Laut kratzte es übers Mauerwerk. An vorstehenden Mauervorsprüngen stieg ich ins Innere der Ruine. In der Dunkelheit eine unsichere Aktion. Direkt neben dem zum Abstieg genutzten inneren Mauerstück befand sich die eiserne Tür, die nach außen führte. Nach Umliegen eines kleinen Metallriegels am uralten, sehr verrosteten Schließmechanismus, ließ sich die Tür von innen öffnen. Nun standen wir beide in der zerstörten Kirche. Mit eingeschalteter Taschenlampe marschierte ich zielstrebig auf eine kleine Treppe zu, die in ein zerfallenes Kellergewölbe führte. Auf früheren Erkundungen hatte ich dieses teilweise verschüttete Gewölbe gut in Erinnerung. Ein gewaltiger Tresor befand sich darin. Trotz schwachem Licht der Taschenlampe wurde mir etwas mulmig. Selbst in Begleitung von Hartmut änderte sich nichts an meinen Empfindungen. Direkt am Treppende, in einem kleinen Vorraum, sah ich den Tresor vor mir. Die offensichtlich im Krieg aufgesprengte, noch an der Unterseite schräg festhängende Tresortür, sah bedrohlich aus. Zwischen der Tresorrückseite und einer dahinter befindlichen Kellerwand klappte eine große Lücke. Sie war mit Schutt und Ziegelsteinbrocken gefüllt, doch so geräumig, dass die Flaschen gut Platz darin fanden. Hartmut stellte sie vorsichtig in den Hohlraum und wir bedeckten sie mit herumliegenden, zerbrochenen Ziegelsteinen und Schuttresten, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Mit der Taschenlampe leuchtet ich in die Räume des Gewölbes. Im hinteren Teil sah ich nur mit Schutt versperrte Durchgänge. Im Licht betrachtet sah das Kellergewölbe noch unheimlicher als bei Tag aus. Meine Aufregung legte sich, das mulmige Gefühl verschwand. Am liebsten wäre ich noch eine ganze Weile in der Ruine herumgelaufen. Für einen kleinen Moment hatte ich tatsächlich vergessen, warum wir dieses nächtliche Abenteuer durchführten. Hartmut trieb wieder zur Eile, die Ruine, den Park, wollte er schnellstens verlassen. Vorsichtig zogen wir die Tür hinter uns zu – es war geschafft!

Wir befanden uns wieder im Parkgelände. Hartmut trug die nun leere Aktentasche. Auf der Invalidenstraße liefen wir an einer einsamen Laterne vorbei, und sahen den Dreck auf unserer Kleidung. Die Mauer zu überklettern und die Arbeit im Kellergewölbe hatten unübersehbare Spuren an unserer Kleidung hinterlassen. Wir reinigten uns so gut es ging, sahen jedoch weiterhin wie verstaubte Bauarbeiter aus.

Auf dem Rückweg begegneten uns einige Straßenpassanten, sie nahmen jedoch keinerlei Notiz von uns. Wir begegneten weder Polizeistreifen noch Fahrzeugen. Hartmut lobte meinen Mut – mein unaufgeregtes, angstfreies Verhalten während der Entsorgung hatte ihn überrascht. Ich kam mir richtig erwachsen vor!

Ein Problem war aus der Welt geschafft – weitere kamen auf uns hinzu!



**Zurück zum Ausgangsartikel:**

***Mein Bruder und sein Freund verschwanden spurlos***

***Bitte gehen Sie zurück zum 1. Buchteil – zur Seite 25***



---

**Nur großes Glück ließ unsere Flucht erfolgreich gelingen.**

---

Nach heutigen Erkenntnissen hätte unsere Flucht scheitern müssen! Unsere damalige, chaotische Planung bot keine solide Grundlage für ein so überaus riskantes Unternehmen. Zur Zeit der drei Fluchtversuche, Monate nach Errichtung der Grenzanlagen, wurde die Grenzsicherung immer undurchlässiger. Auf verschiedenen lebensgefährlichen, ja abenteuerlichen Wegen, schafften es trotzdem immer wieder einige Flüchtlinge die scharf bewachte Grenze zu überwinden. Sei es in Einzelaktionen wie in unserem Fall, oder durch aus dem Westen der Stadt motivierte Fluchthelfer. Diese Fluchthelferorganisationen halfen oftmals unter Einsatz ihres Lebens, dem persönlichen Risiko ausgesetzt, bei ihren Fluchthilfeaktionen von DDR-Grenzsoldaten gefasst zu werden, Fluchtwilligen die Grenze zu überwinden. (Hierzu sind ausreichendes Informationsmaterial in Bild und Ton, zur Aufarbeitung dieser zeitgeschichtlichen Ereignisse vorhanden.)

Wir verfügten über keine Kontakte zu solchen Organisationen und standen durch die Ereignisse um meinen Bruder und seinem Freund unter enormen Zeitdruck. Einen Fluchtweg nach West-Berlin, die entsprechende Vorplanung, alles mussten wir, ohne über sichere Informationen zu verfügen, selbst finden, niemanden konnten wir um Rat fragen – waren auf uns selbst gestellt.

Der nur ungenau zu berechnbare, unterirdische Weg durch die Berliner Kanalisation nahm für uns einen vollkommen anderen Verlauf als vorgesehen. Lediglich die Erkenntnis über die Fließrichtung des aus dem Osten der Stadt kommenden Abwassers, ließ eine Orientierung zu. Nur in West-Berlin existierende Klärwerke konnten das aus Berlin-Mitte stammende Abwasser verarbeiten. Die Entfernung vom Fluchtkanal-Ein- bis zum hoffentlich sicher erreichten Ausstieg im Westteil der Stadt, ließ sich zwar vermuten, nicht jedoch genau vorausberechnen. Keine der etwas mühsam ermittelten Kenntnisse waren überprüfbar. Die Beschaffenheit der Kanalisation, deren Rohrdurchmesser, ob sie für uns überhaupt begehbar waren – alle diese Fragen standen unbeantwortet im Raum.

Der entscheidende Vorschlag, einen Abwasserkanal als Fluchtweg zu nutzen konnte nur von Hartmut gekommen sein – und die Erwachsenen sahen in dieser Lösung den einzig noch möglichen Fluchtweg. Die Kanalisation unter der Friedrichstraße auszuwählen, ohne einen anderen Stadtteil, lediglich nur Berlin-Mitte einzubeziehen, bleibt für mich bis zum heutigen Tag, ungeklärt. Die Entscheidung, diesen Weg zu nehmen, fiel sicherlich bei Gesprächen der Erwachsenen untereinander, an denen ich nicht teilnahm.

---

**Spät erlangte Erkenntnisse, zur Flucht meines Bruders.**

---

Mein Bruder Peter ist mit seinem Freund Winfried, tatsächlich vor uns, durch einen Abwasserkanal nach West-Berlin gelangt.

Ob mein Bruder und seine Freunde – als sie noch zu dritt Fluchtpläne schmiedeten – von Beginn an, einen Weg durch die Kanalisation, in ihre Fluchtwegüberlegungen mit einbezogen, blieb mir verborgen. Wussten sie von Vergitterung der Kanalrohre im Grenzbereich, Fließrichtung des Abwassers oder hatten sie sogar schon eine Vorauswahl für den Einstieg in eine Kanalanlage getroffen, von der mir nichts bekannt war?

Ob wir sogar rein zufällig den gleichen Fluchtweg nutzten, wurde auch in späteren Gesprächen nie ganz aufgeklärt. Dagegen sprach ein Umstand: In unserem Kanal-Einstiegsschacht auf der Krausenstraße war der Einstieg komplett mit Blattauffangwanne und dem darüberliegenden Kanaldeckel verschlossen. Den Einstieg von innen heraus mit beiden Teilen wieder zu verschließen war ohne fremde Hilfe von oberhalb, von der Straße aus, nicht durchführbar. Hier hätte eine andere Person als »Deckelschließer«, wie sie bei Fluchthilfegruppen anzutreffen waren, diese Arbeit übernehmen müssen.

---

**Unser erster gescheiterte Fluchtversuch – das unsinnige Fluchtgepäck.**

---

Unser erster Fluchtversuch zeugte von beachtlicher Naivität. Ein zu früher Aufbruch, zur falschen Zeit. Um den unerwartet regen Publikumsverkehr nahe unserem Einstiegs abzuwarten, benötigten wir ein Versteck. Dies hatten wir bei den Vorbereitungen nicht mit einbezogen. Nur der Zufall, auf dem Weg zum Brachlandgrundstück einen geeigneten Platz zu finden, half die lange Wartezeit bis zum vorgesehenen Einstieg zu überbrücken.

Der meinem Vater nicht auszuredende Wunsch, seine Nähmaschine, besser gesagt einen Teil davon, den schweren, unhandlichen Nähkopf mitzunehmen, zeugte von beachtlicher Naivität. Das Gepäck schnell in, und durch den engen Kanalschacht-Einstieg zu transportieren – das konnte nicht gut gehen! Vom Transport innerhalb der Abwasserkanalröhre ganz zu schweigen. Es wunderte mich, warum Hartmut nicht massiver gegen diese idiotische Idee vorging. Dass gerade unser mitgeführtes Gepäck, die unwirkliche Ladung auf dem flachen Karren, als rettendes Gefährt uns vor einer genaueren Kontrolle bewahrte, war mehr als glückliche Fügung. Auf einen etwas gealterten Volkspolizisten zu treffen, der uns nur als Einzelstreife, nicht als übliche Doppelstreife begegnete, hatte uns vor sicherer Verhaftung bewahrt.

---

**Der zweite Fluchtversuch – erneutes Desaster.**

---

Gelernt aus den Fehlern des ersten Fluchtversuchs, glaubten wir jetzt, unser Vorhaben zielstrebigere angehen zu können. Der festsitzende Schachtdeckel ließ sich, entgegen den Erwartungen, mit den vorgesehenen Seilstücken nicht öffnen. Hier kam uns nur ein Umstand zur Hilfe: Mein Vater findet in der Dunkelheit des Brachland-Grundstücks irgendwo die Reste eines Türrahmens. Mit diesem konnten er und Hartmut, den verklemmten Kanaldeckel herausheben. Ohne diesem, von meinem Vater in der Dunkelheit, zufällig gefundenem Hilfsmittel, wären wir niemals in den Kanal gelangt.

Als der Weg in den Abwasserkanal endlich frei war - fehlten wiederum nur Sekunden bis zur Entdeckung unseres Fluchtunternehmens. Die plötzlich auftauchende Menschengruppe vor unserem hell erleuchteten Kanaleinstieg.

Nach dem Notabbruch wurde Hartmut sehr ungehalten und ungeduldig. Er geriet fast in Streit mit meinem Vater. Eine Hals-Über-Kopf-Aktion hätte gelingen, aber auch in einem Fiasko enden können. Hartmuts mitternächtliche Verhaftung schien die Bedenken meines Vaters zu bestätigen. Seit zwei Uhr nachts war Hartmut spurlos verschwunden. Ein Glück, dass die Umgebung in der wir uns im Ladenlokal verbargen, nicht sonderlich gründlich, vielleicht sogar unter Einsatz von Hunden durchsucht wurde.

---

**Den dritten Fluchtversuch – nur mit sehr viel Glück überstanden.**

---

Wieder wurde unser Fluchtvorhaben von unerwartet dramatischen Ereignissen überschattet. Nach langer Wartezeit im Ladenversteck tauchten bei den Vorbereitungen meines Vaters, auf dem Brachlandgrundstück drei Personen auf, die in einen auf der Straße, unserem Einstieg gegenüberliegenden Kanaleinstieg, auch in die Kanalisation einzusteigen gedachten. Fassungslos sah mein Vater, was sich da vor seinen Augen abspielte. Jetzt unter Missachtung aller Vorsichtsmaßnahmen alles aufs Spiel zu setzen – eine waghalsige Entscheidung – mit vollem Risiko. Jetzt oder nie! - sonst schaffen wir es nicht mehr. Der Streifenwagen welcher über uns, die wir im Brachland flach auf dem Boden lagen, mit seinem Handscheinwerfer nicht bemerkt zu werden, grenzte an ein Wunder. Die unsichere Orientierung in der Dunkelheit des Kanals, der permanent angestiegene Abwasserspiegel, die entsetzlichen Probleme beim Untertauchen des Sperrgitters wir hatten alles glücklich überstanden. Vom über uns, im Grenzbereich das Sperrgitter bewachenden Grenzsoldaten, unten in der Kanalröhre nicht entdeckt

zu werden – ein absoluter Glücksfall. Über die vielen Stunden hinweg, bis zum Ende unseres langen Weges in West-Berlin, brachten wir im ekligen Abwasser und dem zugehörigen Gestank, die nötige Kraft auf, unsere Flucht erfolgreich zu beenden. Der Augenblick, in dem wir nach entsetzlich langer Zeit, endlich den Kanal mitten auf der Kochstraße verlassen konnten, die erfreuten Gesichter von West-Berliner Bürgern, die mich aus dem Kanal-Einstieg heraushoben – entschädigten für alles. Endlich im Westen – endlich frei!

---

**Ein Fazit – eigene Einschätzung.**

---

Jahrelange eigene Recherchen und Nachforschungen erbrachten besondere Erkenntnisse, die unsere/meine Flucht, mich mit anderen Augen sehen lassen.

Vom 13. August bis in die zweite November-Woche 1961 existierten mehrere begehbare Abwasserkanäle, die sich als Fluchtweg eigneten. In allen Kanälröhren, welche nach West-Berlin führten, wurden in den 50er Jahren Sperrgitter eingebaut, um möglichen Warenschmuggel von Ost nach West, oder umgekehrt, zu verhindern, oder erheblich zu erschweren.

Unter schwierigsten Bedingungen konnten Personen diese Sperrgitter jedoch überwinden. Sei es durch Zersägen von Gitterstäben, Untertauchen, oder sonstige Zerstörung der vorhandenen Absperrung.

Die DDR-Regierung ließ jedoch gleich nach Errichtung der Grenzanlagen, Schritt um Schritt in die zum Westen hin führenden Kanäle, zu den vorhandenen Gittersperren, zusätzlich noch weitere einbauen. In Publikationen wurde die Ansicht vertreten, durch die besonders gesicherten Kanalisationsanlagen innerhalb von Ost-Berlin, sei ab Mitte September 1961, eine Flucht durch die Kanalisation unmöglich. Erst unsere, bisher nicht bekannte Kanal-Flucht Ende Oktober 1961 ließ dieses Datum weiter nach hinten rücken.



*Zusätzliche interessante Informationen über diesen Teil Deutscher Geschichte, können Sie nachlesen im Buch:*

***Zeugnisse der Spaltung – Kanalisation im geteilten Berlin***

*Jelena Butter · Hans-Joachim Hinz*

*Erscheinungsjahr 2010, ISBN 978-3-00-032336-2*

*Erhältlich im: MUSEUM IM WASSERWERK*

*Müggelseedamm 307 · 12587 Berlin · Telefon 030 - 86 44 76 95*

---

***Mich überraschte das große öffentliche Interesse.***

---

Nach unserem geglückten Fluchtunternehmen hielten wir alle Angaben über den Fluchtweg ganz bewusst zurück. Dass schon wenige Tage nach unserer Flucht bei den DDR-Behörden eine hermetische Schließung unseres Fluchtkanals geplant war, konnten wir nicht ahnen. Wir wollten eventuell nachkommenden Fluchtwilligen diesen Weg nicht verbauen, so gaben wir keine genaue Auskunft wir wir es fertigbrachten, die Grenze zu überwinden.

In einem Interview für den SFB (Sender Freies Berlin) welches der Sender mit mir führte, wurde lediglich über eine »abenteuerliche Flucht« berichtet. Dass ein gerade erst 13 Jahre altes Kind, eine acht Stunde lang andauernde Flucht überstand, war Schwerpunkt unter noch weiteren Schilderungen von anderen Fluchtunternehmen aus dieser Zeit. Vorgesehen wurde eine europaweite Sendung.

Erst Anfang 1962, auf Suche nach einer für mich geeigneten Schule, einem Gymnasium in Wesel, machte der zuständige Direktor, eine Zeitungsredaktion auf unser Schicksal aufmerksam. Ein unglaublicher Zufall: Der Direktor, als Lehrer am gewählten Gymnasium tätig, hatte mit seiner Schulklasse auf einer Klassenfahrt nach Berlin, uns aus dem Abwasserkanal steigen sehen. Er selbst, gemeinsam mit seinen Schülern, sie waren Augenzeuge, als wir verdreht aus dem Kanal stiegen. Dieses Erlebnis wollte er unbedingt einer Weseler Zeitung mitteilen. So entstand, nach dem mein Vater zustimmte, dieses Zeitungsinterview. Leider konnte ich wegen drei Jahre fehlendem Englischunterricht, das Gymnasium nicht besuchen. Meine, in dieser Zeit erworbenen Russischkenntnisse, halfen nicht weiter.

Immer öfter wurde der Wunsch an mich herangetragen diesen Abschnitt meines Lebens sollte ich als geschichtliche Dokumentation aufschreiben. Im Zuge meiner Recherchen, Aufarbeitung von uns auf der Flucht mitgenommenen Unterlagen, entstand Kontakt zum Verein »Berliner Unterwelten e.V.« Dieser Verein unterstützte mich bei der Suche nach Kartenunterlagen über den Verlauf unseres unterirdischen Fluchtweges.

Benötigtes Kartenmaterial konnte ich über das »Museum im Wasserwerk« Berlin, »Am Müggelsee«, erhalten. Als die Museumsleitung von meiner Flucht durch die Abwasserkanalisation erfuhr, bereiteten sie eine Sonderausstellung, dieses Thema betreffend, vor. Der Bitte, in einer Ausstellung über das »unterirdisch geteilte Deutschland« auch von meiner Fluchtgeschichte berichten zu dürfen, kam ich gerne nach. So geriet meine dramatische Fluchtschilderung an eine sehr interessierte breite Öffentlichkeit.

Besucher der Berliner Ausstellung konnten sich über lange Zeit, über meine, und noch weitere, ähnlichen Fluchtaktionen durch Abwasserkanäle zwischen Ost- und West-Berlin informieren. In diesem Zusammenhang wurde das »Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« in Bonn, auf mich aufmerksam. Die Umgestaltung und Erweiterung des Bonner Museums, schon länger geplant, war weit fortgeschritten. Meine Fluchtgeschichte passte in das Konzept der erweiterten Dauerausstellung, die sich umfassend mit den Folgen der Teilung Deutschlands befasste. Bei der Einweihung durch den damaligen Bundespräsidenten Christian Wulff, bat mich das ZDF um ein Fernsehinterview für die Sendung »Heute in Deutschland«, welches noch am gleichen Tag auf Sendung ging.

Einige Zeit später meldete sich ein Student der UNI Bochum und bat mich um ein Radio-Interview für den WDR-Sender »Funkhaus Europa«. Diese Sendung konnte nach der Radio-Originalsendung, noch über einen längeren Zeitraum im Internet abgerufen werden. Die große Resonanz, ein Zeitzeugenbericht, welcher nach so vielen Jahrzehnten an die Öffentlichkeit gelangte, überraschte mich. Das große Interesse, an diesem zurückliegenden Teil deutscher Geschichte ist weiterhin vorhanden. Das zeigte sich in vielen Gesprächen mit Jugendlichen, denen ich hautnah von meinen Erlebnissen und den damals herrschenden Umständen berichten durfte.

Mit dem heutigen Wissen über die Gefahren, denen wir uns bei den Fluchtversuchen aussetzten, die glücklich durchgestandenen Strapazen, die ohne unser Wissen schon angelaufenen Maßnahmen zur Sperrung des von uns gewählten Fluchtweges; all dies hätte mich vom Fluchtvorhaben sicherlich abgehalten. Mein Vater wäre ein so unkalkulierbares Risiko, mein junges, unser aller Leben, auf dem langen, gefährlichen Weg zu gefährden, niemals eingegangen. Mitarbeiter der Berliner Wasserwerke ließen keinen Zweifel daran: Hätte es während des achtstündigen Fluchtweges, ein Regen-Unwetter gegeben, wären wir in dem Mischwasser-Kanal unrettbar ertrunken. Den mitreißenden Wasserdruck, verursacht durch eine normale Entwässerung, ohne zusätzliches Regenwasser, hatte ich unter Lebensgefahr am eigenen Leib verspürt.

Nichtwissen kann auch von großem Vorteil sein – unser Fluchtunternehmen ist für diesen individuellen Fall, vielleicht ein einmaliges Beispiel.



Nr. 19 — Dienstag, 23. Januar 1962

WESEL

# KREIS REESER POST

## Flucht durch die „Unterwelt“ Berlins

**Fast acht Stunden im Abwasserkanal zugebracht / Rettung in letzter Minute**

WESEL Seit dem Tag, da die Machthaber der sowjetisch besetzten Zone mit der Schandmauer Berlin durchschneiden, obble der bis dahin gewaltige Flüchtlingsstrom schlagartig ab. Nur noch vereinzelt gelang es wenigen Mutigen auf gefährlichen Pfaden den Weg in die Freiheit zu finden. Mit dem Mut der Verzweifelten durchbrachen sie mit Lastwagen Mauer und Stacheldrahtverhau, sie sprangen aus Fenstern der Häuser auf westliches Gebiet, sie durchschwammen Gewässer, sie verfolgten von den Kugeln der Bewacher, ja, sie rieten mit einem kompletten Eisenbahnzug zu den verdunsteten Schergen des Terrorregimes vorbei in die Freiheit. Einen nicht minder gefährlichen Weg von Ost nach Westberlin wählte Otto S., der sich zur Zeit im Durchgangslager Wesel aufhält. Mit seinem 13 Jahre alten Sohn Michael und seiner ihm bekannten Frau benutzte er die Abwasserkanalisation als Fluchtweg.

Vor wenigen Tagen meldeten Nachrichtenblätter aus Berlin, man nehme an, daß etwa 10 Flüchtlinge in der Abwasserkanalisation auf der Flucht ums Leben gekommen seien. Nach übereinstimmenden Meldungen sollen die Toten noch in den Abwassergräben liegen. Weiterhin aber, wie es in den Meldungen hieß, „Volks“-polizisten ertranken Flüchtlinge aus den Kanalschächten geborgen. Derselben werden die Kanalisationsanlagen von der „Vopg“ streng überwacht.

### Drei Gründe für die Flucht

Diese Dinge muß man kennen, um ermessen zu können, welche Schwierigkeiten sich auftrugen, wenn die Menschen, die den politischen Druck der Zone nicht mehr ertragen können, ihre Heimat verlassen wollten. „Es gibt drei Gründe für meine Flucht“, erklärte Otto S., dessen Ehefrau vor sechs Jahren starb, dem Redakteur in einem Gespräch. „Einmal war es der ständige Zwang, in der Partei und in der Gesellschaft mitzuarbeiten. Demu kam die lauternde Überwachung und Beschränkung durch die Sicherheitsorgane der sowjetisch besetzten Zone sowie die unhaltbare wirtschaftliche Lage“. Diese Tatsachen genötigten Otto S., der sich nie im Leben politisch betätigt hatte, seine Heimat, seinen Besitz als Preis für die Freiheit zu zahlen. Die Freiheit forderte von Otto S., seinem Sohn und der sie begleitenden Frau noch mehr. Sie forderte Stunden der Angst, der Erschöpfung, der Verzweiflung, tief unter den Straßen der Viersektorenstadt.

Der Gedanke zur Flucht war Otto S. am 13. August 1961 erstmals gekommen, als die Zonenmachthaber die Schandmauer bauten. Zuerst hatte er in den folgenden Wochen einen Fluchtversuch unternommen, doch beide Male wurde er durch die Polizei vereitelt. Dann kam die Nacht vom 26. zum 27. Oktober. Für Otto S. und die, die ihn begleiteten war es eine entscheidende Nacht.

### Schwierige Vorbereitungen

Otto S. berichtete darüber: „Mein Sohn Michael hatte schon einige Zeit vor unserer Flucht an der Stelle, an der wir in das Kanalsystem einsteigen wollten, unter den Augen der „Volks“-Polizei Erkundungen angesetzt, nachdem wir auf Straßenkarten mit Zirkeln unseren Fluchtweg abgesteckt. Am besagten Abend fuhren wir dann mit dem Bus in die Stadt, stiegen in die U-Bahn um und begaben uns zu der vorgesehenen Einstiegstelle. In Ruinen und Geröll hielten wir uns zunächst verborgen. Gegen 22 Uhr untersuchte ich dann den Gullydeckel, der das Einstiegsloch zur Kanalisation abschloß. Der Deckel war verklemmt und ohne entsprechendes Werkzeug nicht anzuheben. Sichtlich in Gefahr entdeckt zu werden, zog ich eine Seilschlinge durch die Löcher des Gullydeckels und besorgte mir auf einem nahegelegenen Trümmergrundstück einen Hebel in Form eines Türbalkens.

Dann holte ich meinen Sohn und meine Bekannte aus ihrem Versteck und gemeinsam hoben wir den schweren Gullydeckel an. Zuerst stieg mein Sohn in das Kanalloch, dann folgte die Frau, danach stieg ich hinauf und zog den Kanaldeckel notdürftig wieder über die Öffnung im Bürgersteig. Augenblicke später tastete wir uns vorsichtig über den glitschigen Boden des Kanaltunnels, bis zu den Hüften im Abwasser wadend, vorwärts. Unsere größte Sorge war, daß wir uns in der Dunkelheit verirren könnten. Wir zählten auf unserem Weg jedesmal zusammen, wenn ein Wagen über einen Kanaldeckel auf der Fahrbahn fuhr. Wie Kanonenschüsse donnerte es, wenn dieses Geräusch an den Kanalwänden sein Echo fand.

Plötzlich, nachdem wir uns bereits längere Zeit in dieser „Unterwelt“ befanden, sahen wir Licht. Ein Kanalausstieg, es war der vierzehnte auf unserem Weg, stand offen. Wir wußten, daß wir nun kurz vor den Absperrungen in der Nähe der Mauer waren. Wir wußten weiterhin, daß Bewacher an dieser Öffnung standen, die auf Flüchtlinge zu achten hatten. Doch auch diesmal halfen wir Glück, wir wurden nicht entdeckt. Sprechen durften wir nicht. Wir verständigten uns nur durch Zeichen.

Dann standen wir vor einem schweren Eisgitter, das den Kanal zum Westen absperrt. Wir mußten unter dem Gitter durch den Schlick tauchen. Wie eine Schlange wand ich mich durch den Dreck auf dem Kanalboden unter dem Gitter durch. Mein Junge folgte, dann kam die Frau. „Jetzt sind wir in der Freiheit“, flüsterte Michael, und vor Freude lagen wir uns in den Armen. Wir hatten den richtigen Weg gefunden und uns nicht im Gewirr der Kanalgänge verirrt.“

### Bis zum Hals im Abwasser

Otto S. stand bei dieser Erzählung nachträglich noch der Angstschweiß auf der Stirn. Bei seinem weiteren Bericht kamen dem freundlichen Mann, der hier zum erstenmal einem Journalisten von seiner Flucht erzählte, fast die Tränen. Denn in den nun folgenden Stunden der Flucht durch die „Unterwelt“ Berlins, hätte die Flüchtenden bald der Tod ereilt. Otto S. erzählt: „Nachdem wir das Gitter passiert hatten, gingen wir noch ein Stück weiter bis zum 18. Gully. Jetzt mußten wir uns im Westsektor Berlins befinden. Aber der Gullydeckel ließ sich nicht öffnen. Wir gingen zurück, der 18. Gullydeckel ließ sich ebenso wenig öffnen wie der 17. Dann stieg das Wasser im Kanal. Meinem Jungen und der Frau, die uns begleitete, reichte es bis zum Hals. Wir waren alle völlig erschöpft. Mein Junge, der sich so tapfer bisher gehalten hatte, fing an zu weinen.

### „Du verläßt mich die Kräfte“

In dieser ausweglosen Situation blieb uns nur noch eins. Wir beteten. Waidend untersuchte mein Junge dann den 16. Gullydeckel. Diesmal hatten wir Glück, und es gelang mir, den Deckel leicht anzuheben. Ich drückte mehrmals gegen den Deckel und hörte plötzlich die kreischenden Bremsen eines Autos. Ich hob den Deckel weiter an und sah vor meinen Augen das Nummernschild eines Wagens. Ich erkannte das Nummernschild eines Westdeutschen, kannte, daß es ein Westberliner Kennzeichen war. Dann ging alles sehr schnell. Passanten halfen uns aus dem Kanaleinstieg. Ueber und über bedeckt mit stinkendem Schlam stand über uns auf der Straße. Wir erkannten uns kaum wieder. Als mir dann zu Bewußtsein kam, daß wir gerettet werden, verließen mich die Kräfte.“

Fast acht Stunden lang hatten die drei Flüchtlinge im Abwasserkanal zugebracht, ehe sie das Licht der Freiheit erblickten. „Als wir in den Kanal einstieg, hatten wir mit dem Leben abgeschlossen. Es lag in Gottes Hand“, schließt Otto S. seinen Bericht. Er wird die Stunden dieser Flucht nie vergessen. Für die Freiheit zahlte er einen beträchtlichen Preis und setzte sein Leben als Pfand ein.

Rudi Gernsack

Wesel

## **Die Ausstellung zum Thema:**

### **Zeugnisse der Spaltung – Kanalisation im geteilten Berlin**

November 2009 bis August 2011



*Foto-Impressionen vom  
Tag der Eröffnung im  
November 2009.*

*Eine äußerst sehenswerte  
Ausstellung, vermittelte  
den zahlreichen Besuchern,  
den Einblick, in die zur Zeit des  
»Kalten Krieges«  
errichteten  
Grenzsperrn zwischen Ost und West.  
Ausstellungsstücke im Originalzustand,  
Dokumente der Staatssicherheit und  
Fotografien waren stumme Zeugen der  
»Unterwelt«  
Berlins, durch die Menschen  
den Weg in die Freiheit suchten – oder  
tragisch in dieser scheiterten.*

*Ich hatte Glück – erreichte in die Freiheit.*

Bildquelle: Fotos aus dem Museum im Wasserwerk · Berliner Wasserbetriebe  
Autoren-Fotos (Bildmitte: Autor mit Ehefrau) Eröffnung im November 2009

## **Die Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland**

**Dauerausstellung: Unsere Geschichte. Deutschland seit 1945**

*Eröffnung: 23. Mai 2011 in Bonn*



*Foto-Impressionen vom  
Tag der Eröffnung.*

*Eine überarbeitete  
Dauerausstellung zeigt  
u.a. die wirtschaftliche  
und gesellschaftliche  
Veränderung Deutschlands  
seit Kriegsende 1945.*



*Die Ausstellung informiert  
anschaulich über die Teilung  
Deutschlands.*

*Ein kurzer, von mir erzählter  
Zeitzeugenbericht, über meine  
dramatische Flucht durch die  
Berliner Kanalisation, lässt sich  
an einer Info-Säule abrufen.*

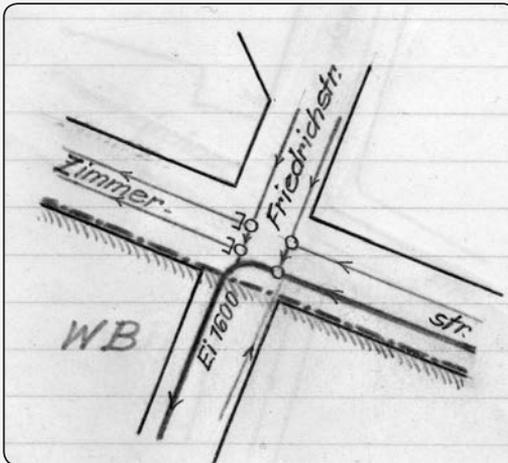


Bildquelle: Fotos aus dem Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn  
Autoren-Fotos: Eröffnung am 23. Mai 2011

**Nur wenige Tage trennten uns von einer Katastrophe.**

Während der Fluchtplanung und unseren folgenden Fluchtversuchen im Monat Oktober, war das DDR-System schon über längeren Zeitraum damit beschäftigt, alle in den Westen der Stadt führende Kanalisationsanlagen endgültig hermetisch abzuziegeln. Über diese, streng geheim gehaltenen, zusätzlichen Sicherungsmaßnahmen, drangen keine Informationen an die Öffentlichkeit.

Ahnungslos verfolgten wir weiterhin unsere Pläne – nur wenige Tage später hätte unser Fluchtweg am zusätzlich gesicherten, dann absolut unüberwindbaren Sperrgitter, dramatisch geendet – es ließ sich nicht mehr untertauchen!



**Handzeichnung eines möglichen Kanal-Fluchtweges dessen Nutzung unbedingt zu verhindern sei.**

Obige Zeichnung soll der Hinweis eines Stasi-Mitarbeiters, auf einen (noch) ungesicherten Fluchtweg, unterhalb der Friedrichstraße, auf östlicher Seite darstellen. Der weitere Verlauf, führt direkt unter dem Grenzübergang »Checkpoint Charlie«, nach West-Berlin hindurch.  
»Ei 1600« benennt die Höhe des Kanalrohrs in mm., auf der Zeichnung mit dicker Linie und Pfeilen, welche die Abwasser-Fließrichtung zeigen, eingezeichnet. Die feineren Linien zeigen Kanalrohre an, mit bis zu 400 mm Durchmesser an; für Menschen nicht mehr begehbar.  
»WB« ein Hinweis zur Kanalführung nach West-Berlin.  
Selbst Kanalschächte für einen grenznahen Einstieg in die Ost-Berliner Kanalisation sind eingezeichnet.

Bildquelle: Originalzeichnung – befindet sich im Besitz des Autors.

**Wenige Tage noch – dann wären wir im Abwasserkanal gescheitert.**

Auszüge aus den BStU-Unterlagen, entnommen dem Buch »Zeugnisse der Spaltung – Kanalisation im geteilten Berlin« (siehe Hinweis auf Seite 888).

Wörtliche Teilauszüge:

Berlin, den 21. 10 1961

Plan zur technischen Sicherung der Staatsgrenze in der Kanalisation

-----

*Bei den Kontrollen der Gitter in der Kanalisation wurde festgestellt, daß der Gegner alle Kräfte anwendet, um die Grenze in der Kanalisation zu durchbrechen. Die jetzigen Gitter wurden bisher an 4 Stellen mit elektrischen Eisensägen durchbrochen. An den Sägeschnitten war zu erkennen, daß die Arbeiten von Westberlin ausgeführt wurden.*

*Die z.Zt. eingebauten Gitter entsprechen nicht mehr den Anforderungen, da das eingesetzte Material zu weich ist. Es muss ein Stahl eingebaut werden, der oberflächengehärtet ist. Dieser Stahl wird als Walze eingelegt, um eine Drehung in Stoßrichtung der Säge zu erzeugen (siehe anliegende Skizzen). Außerdem wird ein Klingeldraht in das Rohr eingelegt, wo eine Alarmanlage angegeschlossen werden kann. Die Leitungen der Klingelanlagen werden unter Putz verlegt.*

*Als psychologisches Moment wird ein Warnschild für Hochspannung angebracht und eine sichtbare Leitung aus Gummikabel einfach eingemauert.*

*Um Treffs an dem Gitter zu verhindern, die von Spionageorg. am Gitter durchgeführt werden könnten, muss vor dem letzten Einstieg ein Warnschild, das auf Lebensgefahr hinweist, angebracht werden. Dazu eine Sperre mit Drahtseil.*

### *Zusammensetzung der 3 Einsatzbrigaden*

*... es folgt eine lange Namensliste, einschließlich einer internen Beurteilung, mit den für diese Aufgabe vertrauenswürdiger Mitarbeiter.*

*... Die Auswahl der Einsatzkräfte und Zusammenstellung der Brigaden wurden durch den Parteisekretär, Genossen Ott, durch den Arbeitsdirektor, Genossen Turner, unter Mitwirkung des verantwortl. Mitarbeiter des MfS, Genossen Bauer, vorgenommen.*

*Vor dem Einsatz wurden alle Einsatzkräfte zusammengerufen und ihnen die*

*Aufgabe erklärt. Alle Genossen wurden darauf hingewiesen, daß sie über die Art des Einbaus, und das dazu verwendete Material zu schweigen haben.*

*Als das Einverständnis aller Genossen zur Durchführung der Aufgabe vorlag, wurden sie in die Einzelarbeiten ihrer Arbeit eingewiesen. Alle Genossen wurden noch einmal auf die politische Bedeutung ihrer Aufgabe hingewiesen. Sie brachten den Aufgaben volles Verständnis entgegen.*

*Diese Genossen nehmen nun den Einbau der Gitter vor. Nach dem Einbau der Gitter werden mit dem GI »Winkelmann« die Warnschilder angebracht, um den Kreis einzuengen, die um das psychologische Moment bescheid wissen.*

*Einsatzplan der Brigaden:*

*Vom 21. 10. – 23. 10. 1961:*

- Waldemar Ecke Legindamm 150 cm hoch*
- Heinrich-Heine-Str. Ecke Sebastianstr. 110 hoch*
- Alexandriestr. Ecke Stallschreiberstr.*

*Vom 24. 10. – 25. 10. 1961:*

- Kommandantenstr. Ecke Neue Grünstr.*
- Kommandantenstr. Ecke Alte Jacobstr.*
- Legindamm Ecke Waldemarstr.*

*Vom 26. 10. – 27. 10. 1961:*

- Potsdamer Platz*
- Wollankstr.*
- Esplanade*

*Vom 28. 10. – 30. 10. 1961:*

- Bornholmerstr.*
- Esplanade u. W. Kuhrstr.*
- Gleimstr.*

*Vom 31. 10. – 1. 11. 1961:*

- Eberswalderstr.*
- "*
- Chausseestr.*

*Vom 2. 11. – 3. 11. 1961:*

- Chausseestr.*
- "*
- "*

Vom 4. 11. – 6. 11. 1961:

– Gartenstr. Nähe Invalidenstr.

– “ “

– Ackerstr. Ecke Bernauerstr.

Vom 7. 11. – 8. 11. 1961:

– Unter den Linden

– “ “

– Stresemannstr.

Vom 9. 11. – 10. 11. 1961:

– Zimmerstr.

– Linden Ecke Zimmerstr.

– Fontanestr.

*Diese Termine wurden so gewählt, daß die Schwerpunkte zu erst in Angriff genommen werden. Die Schwerpunkte richten sich nach den jeweiligen Angaben der Grenzverletzungen und \_\_\_\_\_ in der Kanalisation. Es kann sich im Laufe der Zeit ergeben, daß die Brigaden anders eingesetzt werden. Die Termine wurden so gerechnet, daß die Zeiten ausreichen, wenn mit Preßluftschlämmern gearbeitet werden kann. Die Bauarbeiten werden laufend vom Mitarbeiter kontrolliert.*

*Es erweist sich als notwendig, zur Sicherung der Brigaden einen bewaffneten Genossen der VP den Brigaden zuzuleiten, der ständig bei der Brigade ist und die Kleidung der Kanalarbeiter trägt. Diese Frage muss mit dem Genossen Major Pohl des MfS geklärt werden. Z. Zt. werden die Genossen vom Mitarbeiter an die Grenze gebracht, um Schwierigkeiten mit der VP zu vermeiden. Während die Bauarbeiten im Gange sind, werden weitere Überprüfungen der Kanalisation durchgeführt, um alle Fluchtwege kennenzulernen und zu vermittlern.*

*gez.: Bauer (Leutnant)*

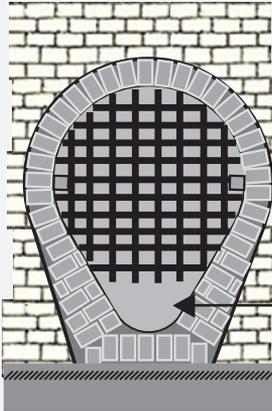
=== Ende des Schreibens =====

Dokument: Plan zur technischen Sicherung der Staatsgrenze in der Kanalisation. 21. 10. 1961 (Auszug)

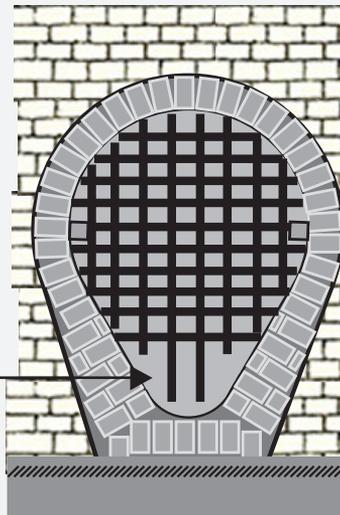
BStU, MfS, HA IX/11 UTA Nr. 13. T.3

### **Das jetzt undurchdringliche Sperrgitter:**

**Nach dem 9. November 1961 wäre unsere Flucht gescheitert.**



Diesen engen Durchlass konnten wir durchtauchen. Gitterstäbe reichten nicht bis zum Boden.



Verlängerung von Gitterstäben reichte aus, jeden zukünftigen Fluchtversuch erfolgreich zu vereiteln.

Wenige Veränderungen machten vorhandene Sperremaßnahmen für Flüchtlinge undurchdringlich. Zusätzlich eingezogene Sperrgitter, und weitere, ausgeklügelte Sicherungen ließen zukünftig jeden Fluchtversuch scheitern. Wir gehörten zu den Letzten, denen eine Abwasser-Kanalflicht mitten in Berlin, mit viel Glück noch gelang.

---

**Der Fluchterfolg hing am seidenen Faden.**

---

Wie aus dem Schreiben hervorgeht, blieb uns höchstens bis zum 9. November 1961 Zeit nach West-Berlin zu gelangen. Die Bewachung einzelner, nicht gesicherter Gitter wurde beschlossen, und in einem anderen Protokoll erwähnt. Als wir den, über dem Sperrgitter geöffneten Kanalschacht erreichten, standen sich am »Checkpoint Charlie« russische und amerikanische Panzer drohend gegenüber. Ich vermute, die zur Kanalsicherung zugeteilten Grenzposten, waren durch die grenznahen Ereignisse zeitweise abgelenkt.

---

**Was blieb vom Fluchtgepäck übrig? – Was war noch zu gebrauchen?**

---

Von den auf unserer Flucht mitgenommenen Gegenständen überstand nur das Hummer-Silberbesteck und mein Briefmarkenalbum den Weg durchs Abwasser. Die Aktentasche hatte ich bei der Umpackaktion des Silberbestecks verloren. Irgendwo unterhalb der Zimmerstraße, in Höhe der Hausnummern 20-24, müssten Tasche und Werkzeugteile auf dem Boden des Kanals liegen, es sei denn, die Strömung trieb alles in Richtung West-Berlin bis zum Sperrgitter. Spätestens im November, bei endgültiger Absperrung des Kanals, haben die Kanalarbeiter und Grenzsoldaten die Werkzeugteile von »Grenzbrechern« vermutlich entdeckt. Obwohl mein Vater sich sehr große Mühe gab die zwei Fotoapparate wasserdicht einzuwickeln, drang Feuchtigkeit in die Verpackung. Beim Untertauchen des Gitters, und schon ein langes Stück auf dem Weg bis dahin, trug ich den Rucksack mehr unter, als über der Wasseroberfläche. Spätestens beim Durchschieben unterhalb des Sperrgitters mussten sich die Verpackungskünste meines Vaters beweisen.

Im Flüchtlingsdurchgangslager Berlin-Marienfelde war erst Zeit die Verpackungen zu öffnen. Die empfindlichen Foto-Geräte sahen völlig trocken aus, doch nach wenigen Tagen zeigten sich Rostablagerungen innerhalb der Kameras, auf den kleinen Lamellen der Blendeneinstellung. Sie ließen sich in diesem Zustand nicht mit gutem Gewissen mehr verkaufen. Mein Vater warf sie schweren Herzens auf den Müll. Das Silberbesteck überstand die Feuchtigkeit problemlos, und befindet sich noch heute, als greifbare Erinnerung an das Fluchtabenteuer, in meinem Besitz. Obwohl ich einen Verkauf nicht in Erwägung zog, interessierte mich doch der mögliche Wert der Teile. Ein Bekannter hatte berufliche Erfahrung mit Schätzungen solcher Gegenstände und traute sich fast nicht, mir den geringen Wert mitzuteilen: Unter besten »Freunden« vielleicht 50,- Euro, es sei denn Liebhaberwert. Gut dass mein Vater diese Enttäuschung nicht erlebte – dafür

hatten wir uns so große Mühe gegeben. Meinem Briefmarkenalbum, das ich mit aller Gewalt vor Nässe schützte ging es auch nicht anders. Obwohl nach meiner Ansicht einige wertvolle Briefbarken sich darin befanden, gab mir ein bekanntes Briefmarkenhandelsunternehmen gerade mal stolze 60,- DM (nicht Euro) für die Sammlung. Viel meinte ich nicht erwarten zu können, aber so wenig, enttäuschte mich doch. Für diesen Betrag brachte ich uns fast in Lebensgefahr, als das Album sichtbar zwischen Kanalmauer und Gitterseite auf einem schmalen Vorsprung stand, während ich unter dem Gitter durchtauchte. Bei einem Blick in den Kanalschacht hätte ein Grenzposten dieses schmale Päckchen nicht übersehen können.

---

**Meine Schulklasse wird »spärlich« informiert – Das Leid der Wohnungsnachbarn.**

---

Nach unsere Flucht fehlte ich natürlich beim Schulunterricht. Die Reaktion von Mitschülern und Lehrern, dem zuständigen Pionierleiter unserer Klasse, konnte ich erst spät, mithilfe meiner Schulfreundin Margit, in Erfahrung bringen.

Als direkt betroffene Zeitzeugin berichtete sie von zurückliegenden Ereignissen.

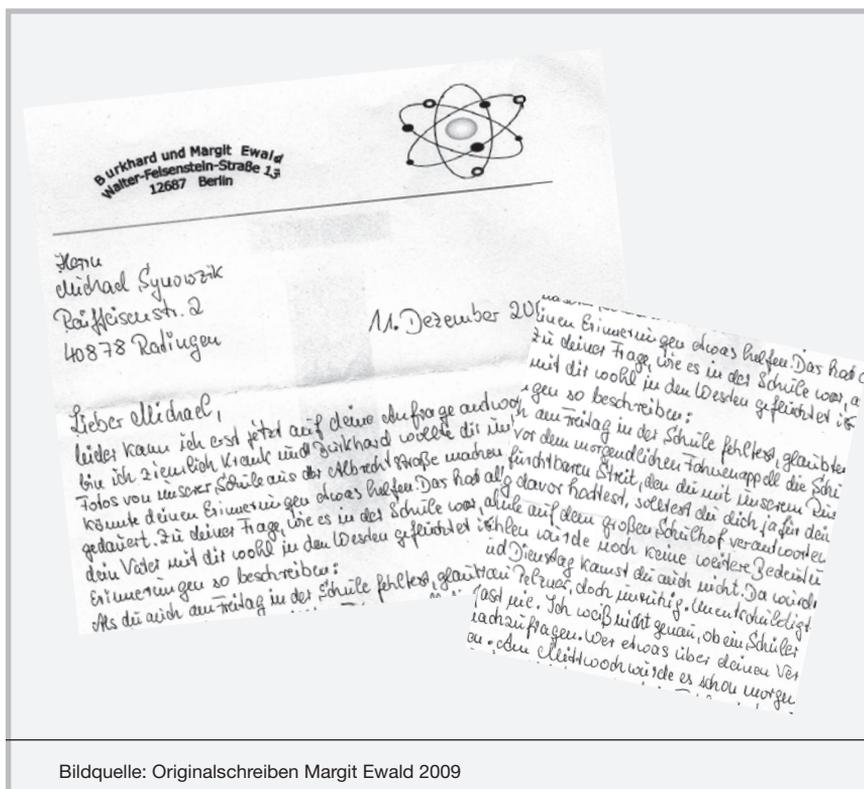
11. Dezember 2009

Lieber Michael

Leider kann ich erst jetzt auf deine Anfrage antworten. Zurzeit bin ich ziemlich krank und Burkhard wollte dir unbedingt einige Fotos von unserer Schule aus der Albrechtstraße machen. Er meint, es könnte deinen Erinnerungen etwas helfen. Das hat alles ein bisschen gedauert. Zu deiner Frage, wie es in der Schule war, als herauskam, dass dein Vater mit dir wohl in den Westen geflüchtet ist, kann ich meine Erinnerungen so beschreiben:

Als du auch am Freitag in der Schule fehltest, glaubten alle, du hättest aus Angst vor dem morgendlichen Fahnenappell die Schule geschwänzt. Nach dem furchtbaren Streit, den du mit unserem Russischlehrer am Donnerstag davor hattest, solltest du dich ja für dein Verhalten vor der ganzen Schule, auf dem großen Schulhof verantworten und entschuldigen. Deinem Fehlen wurde noch keine weitere Bedeutung beigemessen. Am Montag und Dienstag kamst du auch nicht. Da wurde unsere Klassenlehrerin, Frau [REDACTED], doch unruhig. Unentschuldigtes Fehlen gab es ja bei dir ja fast nie. Ich weiß nicht genau ob ein Schüler beauftragt wurde, bei euch nachzufragen. Wer etwas über deinen Verbleib weiß, sollte sich melden.

Am Mittwoch wurde es schon morgens in der Klasse etwas unruhiger. Jetzt wurde dein Fehlen doch zum Gesprächsthema unter den Schülern. Die Lehrerin sah irgendwie betroffen aus und es war ihr anzumerken, dass irgendetwas nicht stimmte. Nach dem »Guten Morgen« der Lehrerin kam der lapidare Satz: »Der Schüler Michael Synowzik kommt nicht mehr in unsere Schule. Sie wohnen nicht mehr hier!«, »wer seinen leeren Platz einnehmen möchte, kann sich da hinsetzen.« Weiter gab es keinen Kommentar oder eine nähere Erklärung. In der Klasse ging sofort ein Gemurmel los: »Die sind sicherlich in den Westen abgehauen!« Keiner der Mitschüler sagte was, alle sahen teilweise betroffen aber auch verhalten grinsend in die Klasse. Alle Schüler waren sehr überrascht konnten es nicht begreifen, dass du nicht mehr kommst und so stillschweigend ohne Abschied verschwunden bist, denn du warst ein sehr beliebter Schüler. Besonders überrascht und enttäuscht war unser Pionierleiter, Herr [REDACTED].



Bildquelle: Originalschreiben Margit Ewald 2009

Nun wurde mir bewusst, du und dein Vater haben tatsächlich die Flucht gewagt. Mir, als deine Schulfreundin, hattest du dich heimlich anvertraut und eine Flucht durch die Kanalisation angedeutet. Nur wann diese Flucht stattfinden sollte blieb offen. Ich machte mir Sorgen um dich und deinen Vater. Ob die Flucht gelungen, oder ihr gefasst und verhaftet seid, blieb so ungeklärt.

Fast jeden Tag rechnete ich mit deinem Verschwinden. Keiner in unserer Klasse hätte vermutet, dass ihr euch mit Fluchtgedanken beschäftigt. Du hast dich so wie gewohnt verhalten und im Unterricht nichts anmerken lassen. Ich hatte unser Geheimnis, so wie versprochen, nicht verraten. Den Weg zur Reinhardtstraße habe ich möglichst vermieden. Ich wollte keinesfalls auffallen und eventuellen Fragen aus dem Weg gehen. Erst viel später habe ich im engen Freundeskreis darüber gesprochen.

Viel später gab es Gerüchte aus eurem Wohnhaus, dass die Mieter über und unter eurer Wohnung alle zum Verhör durch die Staatssicherheit verhaftet wurden. Besonders soll es ██████████, die euch genau im Flur gegenüber wohnte, erwischt haben. Die Stasi hatten sie richtig auf dem »Kieker« und ihre Wohnung auf den Kopf gestellt. Die Stasi durchsuchte ihre Wohnung nach Gegenständen von euch, die auf Mitwisserschaft hinweisen könnten. Das wurde jedoch nur hinter der vorgehaltenen Hand gesprochen, aus Angst vor Bespitzelungen. Außerdem wurde noch gemunkelt, dass deine Tante auf der Flucht erschossen worden sein soll, das glücklicher Weise (wie sich später herausstellte) nicht passierte.

So, lieber Michael, mehr kann ich nicht berichten. Es freut uns, dass du deine Geschichte aufschreiben möchtest. Wenn alles fertig ist, bekommen wir sicherlich auch was von dir zu lesen.

Liebe Grüße aus Berlin, Margit und Burkhard.

(Textauszug des gesamten Schreibens)

---

***Einer demütigenden Schulstrafmaßnahme, durch unserer Flucht entgangen.***

---

Der im Buch und im Bericht meiner Schulfreundin erwähnte Streit mit meinem Russischlehrer würde in den folgenden Schultagen ernstere Konsequenzen nach sich ziehen. Zu den mir angedrohten zwei Stunden Nachsitzen im Anschluss nach der letzten Schulstunde, einer negativen Eintragung im Klassenbuch und einer Sechs in Betragen, drohte eine besondere Art von Bestrafung. Nicht sehr oft angewendet, aber nach meinem Fehlverhalten unvermeidlich: eine vor gesamt Schulgemeinschaft, öffentlich ausgesprochene Zurechtweisung.

### **Meine 10. Oberschule auf der Hannoverschen Straße**

*Das Foto neueren Datums, vermittelt einen Eindruck über die Größe der Schule.*



Bildquelle: Familie Margit und Burkhard Ewald, Berlin · Datum: ca. 2011

Auf dem großen Schulhof befand sich ein umgrenzter Platz, den unser Pionierleiter mit einigen Schülern der höheren Schulklassen, für den morgendlichen Fahnenappell neu gestaltete. Freiwillig und mit viel Eifer, beteiligte auch ich mich an dieser Arbeit. Es befanden sich auf einer kleinen Anhöhe, drei Fahnenmaste für die Fahne der DDR, der FDJ und einer für unsere »Sowjetischen Brüder«. Diese wurden morgens, kurz vor der ersten Schulstunde feierlich gehisst. Dazu versammelten sich alle Schüler auf dem großen Schulhof und mit dem Pioniergruß: »Für Frieden und Sozialismus - seid bereit!« – der Antwort: »Immer bereit!« zogen drei Schüler die Flaggen nach oben.

Bei einem besonderen Vorfall – mein großer Streit mit dem Russischlehrer zählte mit Sicherheit dazu – hätte man mich vor versammelter Schulmannschaft getadelt und zusätzlich eine öffentliche Entschuldigung gefordert. Der Einstieg dazu konnte sich so anhören: »Der Schüler Michael Synowzik, aus der Klasse 6c, hat seinen Russischlehrer beleidigt, und somit als »Junger Pionier« auch der »Deutsch-Sowjetischen Freundschaft geschadet. Er sollte sich ..., usw.

Eine so erfolgte Bestrafung vor mehreren Hundert Schülern hätte ich sicherlich nicht so leicht verkraftet. Unser Fluchtunternehmen musste einfach gelingen, allein schon um dieser peinlichen Prozedur zu entgehen.



---

**Mein Vater.**

---

Mein Vater verstarb 1993

---

**Tante Susie.**

---

Tante Susi verstarb in West-Berlin. Mein Kontakt zu ihr brach leider geraume Zeit vor ihrem Ableben ab.

---

**Hartmut M.**

---

Hartmut M. – sein letztes Lebenszeichen erhielt ich 1989/90 über eine Mitteilung meines Vaters. Bei ihm meldete er sich kurz. Leider übergab mein Vater mir keine weiteren Hinweise über Hartmuts Verbleib. Keine Anschrift oder sonstige Hinweise auf Hartmuts Person. Über hilfreiche Kontakte in Berlin versuchte ich Hartmut unter seinem mir bekannten Namen zu finden. Nach seiner vorgeblichen Verhaftung bei unserem zweiten gescheiterten Fluchtversuch, lebte er wohl in Ost-Berlin. Sollte »Hartmut« dieses Buch zufällig lesen, wird er sich selbst darin wiederfinden. Es wäre für mich ein großes Anliegen, über diese »alten Zeiten« auf Augenhöhe, ein gemeinsames Gespräch zu führen.

---

**Mein Bruder Peter.**

---

Mein Bruder Peter ist 1977 in Düsseldorf verstorben.

---

**Winfried.**

---

Winfried ist verstorben. Sterbejahr unbekannt.

Nachdem West-Deutschland für mich zur neuen Heimat wurde, brachen durch sehr unterschiedliche Lebensziele innerhalb der Familie die Familienbände. Einige Zeit versuchte Tante Susie mit meinem Vater ein neues gemeinsames Leben zu gestalten – es gelang nicht. Meinem Vater habe ich sein Verhalten ihr gegenüber, nicht nachsehen können. Nach unserer Flucht, hat sich meine Lebenssituation innerhalb der Familie so unübersichtlich und kompliziert gestaltet, dass ich in dem Buch, zu diesem Thema nicht den angemessenen Platz fand.

Um eine Verbindung von Hartmut M. zu unserer Flucht und meiner Familie zu finden, habe ich bei der BStU in Berlin, einen Antrag auf: Schicksalsaufklärung/Aufarbeitung geschichtliche/wissenschaftliche Dokumentation, gestellt. Ich erhoffte in eventuell vorhandenen Unterlagen die meinen Vater betrafen etwas über den Verbleib von Hartmut M. finden zu können. Leider ließen sich keine Dokumente auffinden/oder waren nicht vorhanden.



Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen  
des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen  
Deutschen Demokratischen Republik

BStU, 10106 Berlin

Herrn  
Michael Synowzik  
Raiffeisenstraße 2  
40878 Ratingen

**Persönlich**

HAUSANSCHRIFT Karl-Liebknecht-Straße 31/33, 10178 Berlin  
POSTANSCHRIFT 10106 Berlin

**BETREFF** Verwendung personenbezogener Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemali-  
gen Deutschen Demokratischen Republik

**BEZUG** Ihr Antrag vom 09.07.2011 zu Ihrem verstorbenen Vater, Herrn Otto Synowzik

**DATUM** 06.10.2011

Sehr geehrter Herr Synowzik,

Sie haben Zugang zu den Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik beantragt, die möglicherweise zu Ihrem verstorbenen Vater vorhanden sind. Die Recherchen in den Karteien der Zentralstelle Berlin und Außenstelle Berlin haben ergeben, dass zu Ihrem verstorbenen Vater keine Hinweise auf Unterlagen vorliegen.

Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, dass sich diese Auskunft auf die bisher erschlossenen Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes bezieht. Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass bei den weiteren Erschließungsarbeiten noch Unterlagen zu Ihrem verstorbenen Vater aufgefunden werden können.

Wegen der hohen Anzahl der vorliegenden Anträge kann ich den jeweiligen Antragsteller leider nicht von mir aus über neu aufgefundene Unterlagen unterrichten. Sie können sich zur Ergänzung dieser Auskunft unter Angabe des oben genannten Geschäftszeichens in etwa zwei Jahren erneut an mich wenden. Wegen der erforderlichen eigenhändigen Unterschrift bitte ich darum, dies nicht per E-Mail, sondern mit einem formlosen Schreiben zu tun.

Mit freundlichen Grüßen

im Auftrag

## Der Autor stellt fest...

... Erinnerungen – sie verblassen, sie können täuschen. Jedoch Bilder, Gespräche und eine Unzahl von Dokumenten halfen mir, diese wieder aufzufrischen. So war es möglich, einen Wimperschlag der deutschen Geschichte aufzuschreiben und davon zu berichten.

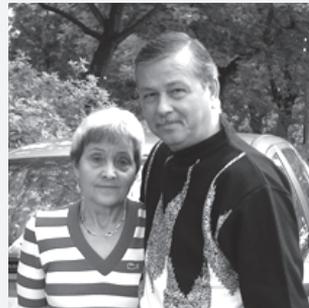


Dieses Buch widme ich meiner Frau. Jahrzehntlang gab sie den nötigen Halt, meine schrecklichen Erlebnisse zu verarbeiten; zu vergessen. Dafür danke ich dir: Micha.

## Besonders danken ...

**... möchte ich von Herzen**

Margit und Burkhard Ewald  
aus Berlin.



Ihre engagierte Unterstützung bei Erstellung dieses Buches, bedarf meines besonderen Danks. Auffrischung lange zurückliegender Erinnerungen, unzählige Berlin-Fotos, Video-Filmaufnahmen und schriftlich verfasste Dokumente, gaben mir die nötige Sicherheit, damalige Erlebnisse und zeitliche Abläufe, authentisch wiederzugeben.

## Danke

*An dieser Stelle möchte ich mich bei Behörden, Ämtern und Institutionen für die sehr freundliche und unkomplizierte Unterstützung bedanken.*

*Zusätzlich begleitete mich eine große Zahl Privatpersonen bei meinen Recherchen und halfen dieses Buch zu vollenden.*

### **Alphabetisch geordnet:**

*Alexander Bös, Café & Konditorei Bös · Ratingen*

*Antje Odebrecht, Illustrationen · Düsseldorf*

*Archiv Landkreis Wesel*

*Barbara Weber, GI-D/A/N / Fachverantwortlich Berliner Wasserbetriebe · Berlin*

*Bremke-Digitaldruck, Thomas Bremke · Düsseldorf*

*Christoph Huschens, EDV-Unterstützung, Handelsvertretung · Düsseldorf*

*Daniel Theumer · Scheibenberg im Erzgebirge*

*Deutsches Dokumentationszentrum für Kunstgeschichte Bildarchiv Foto Marburg*

*Dietmar Arnold, Berliner Unterwelten e.V.*

*Dr. Bärbel Fest, Polizeihistorische Sammlung beim Polizeipräsidenten in Berlin*

*Dr. Burkhard Veigel, Buchautor und Fluchthelfer · Berlin*

*Erinnerungsstätte Notaufnahmelager Berlin-Marienfelde*

*Jelena Butter, Museum im Wasserwerk, Berliner Wasserbetriebe*

*Landesarchiv Berlin*

*Peter Hirtschulz, Ratingen*

*Sabine Klüber, Strasbourg · France*

*Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, Abt. Geoinformation · Berlin*

*Tanja Schmidt, DTP-Beratung · Düsseldorf*

*ullstein-bild · Berlin*

## Buchempfehlung

Zu diesem Thema sind mir nachfolgende Buchtitel aufgefallen:

### Meine Buchempfehlung

– **Wege durch die Mauer**

*Fluchthilfe und Stasi zwischen Ost und West*

Burkhard Veigel, Berlin

©Edition Berliner Unterwelten

ISBN 978-3-943112-09-2



– **Zeugnisse der Spaltung**

*(Kanalisation im geteilten Berlin),*

*Museum im Wasserwerk (Berliner Wasserbetriebe)*

Jelena Butter, Hans Joachim Hinz · Grafik: Martina Bolz

ISBN 978-3-00-032336-2



– **Die Fluchttunnel von Berlin**

*Dietmar Arnold, Sven Felix Kellerhoff*

©Propyläen (Ullstein Buchverlage GmbH)

ISBN 978-3-549-07341-4



– **Die Fluchttunnel von Berlin**

*Dietmar Arnold, Sven Felix Kellerhoff*

©Edition Berliner Unterwelten

Dritte, aktualisierte Auflage 2014

ISBN 978-3-943112-25-2



## Fotoseiten

Ein Blick über die Grenze in Richtung Ost-Berlin

**Die schreckliche Grenze genau an dieser Stelle überwunden. Ein Blick ohne Angst, zurück in den Osten Berlins.**



Mein Vater, seine Schwester Tilly Kirsch und Tante Susie besuchen den Ort an dem wir im Untergrund von Berlin die Grenze überwanden.

Ein beglückendes Gefühl auf der Straße in West-Berlin zu stehen, unter der wir den langen Weg in die Freiheit, so mühsam beschreiten mussten. Alle Drei stehen fast genau über der Abwasserkanalröhre unter der wir herliefen.



Von links nach rechts: Tante Susie, mein Vater und meine Tante.

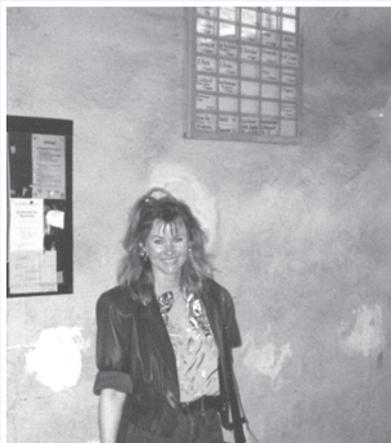
Bildquelle: Foto-Studio Kirsch, Berlin, Fotograf: Alfred Kirsch – um 1962.

#### **Ein Besuch nach fast 30 Jahren zeigt den nicht zu übersehenden Niedergang des System.**

Rechts: Das Treppenhaus sieht fast so aus wie ich es beim gelungenen Fluchtversuch verließ. Die gleichen knarrenden Holzstufen wie damals.

Links unten: Ein Stück des Flurs vom Durchgang des Vorderhauses in den Hinterhof, zu unserem Treppenaufgang.

Rechts unten: Meine Frau steht unter einem Hausbewohnerschild, auf dem sogar noch unser Name, zwar sehr verblasst, aber immer noch deutlich zu lesen war.



Nach dem »Mauerfall« wurden neue Türen eingesetzt und die Wände repariert. Wie muss es noch kurz vor der Öffnung der Grenze, in dem Gebäude ausgesehen haben?

Bildquelle: Autorenfotografien 1990, nach dem »Mauerfall« im Jahr 1989.

**Mein  
wichtigstes Foto.**



**Unser  
Abwasserkanal-Ausstieg  
in West-Berlin, auf der Kreuzung  
Friedrichstraße / Ecke Kochstraße.**

**Unser »rundes« Tor in die Freiheit.**

